

WILHELM STRUBE



Pierre und Marie

Roman über die Entdecker des Radiums

Wilhelm Strube

Pierre und Marie

Roman
über die Entdecker
des Radiums



Mitteldeutscher Verlag
Halle-Leipzig

Für Liselotte Welskopf-Henrich

Pierre

1 Pierre schlief selten gleich ein wie sein Bruder Jacques; er spann noch die Geschichten fort, die sie sich erzählt hatten, die unglücklichen vor allem, um sie zu einem guten Ausgang zu führen. Niemals durfte Gavroche sterben! Pierre hob ihn auf und trug ihn zu seinem Vater, der ihm die Kugel aus der Brust entfernte und ihm das Leben rettete. Nun erst konnte sich Pierre entspannen, auf die Seite legen und langsam in den Schlaf hinübergleiten.

Er lauschte noch auf die vertrauten Geräusche des Abends, auf die ruhige Stimme des Vaters nebenan aus der Praxis und die behutsamen Schritte der Arbeitsleute, der »späten« Patienten, wie die Mutter sie nannte. Wenn sie das Haus verließen, hallten ihre Schritte durch die enge Rue de la Visitation, erst ganz leise, dann immer lauter und wieder leiser. Manchmal rollte auch eine Kutsche durch die Rue de Grenelle oder die Rue du Bâc, vorbei an ihrer winklig verlaufenden Straße. Das schnelle an- und abschwellende Rattern der Räder brandete durch den schmalen Häuserschacht und überdröhnte das harte Klappern der Hufe.

Am wohlsten fühlte sich Pierre, wenn Regen auf die Dächer fiel und über die Traufe floß. Das Plätschern erinnerte ihn an den Wildbach in den Vogesen oder an Regenschauer, vor denen er Schutz unter dicht belaubten Bäumen gesucht hatte. Er glaubte, die Borke in seinem Rücken zu spüren und manchmal auch das Rinnsal, das ihm in den Nacken sickerte.

In den Nächten, in denen der Mond auf die Dächer schien und die Sterne blaß im Hintergrund schimmerten, flogen seine Gedanken von Stern zu Stern. Je weiter sie sich von der Erde entfernten, desto stärker ergriff ihn das Gefühl, sich in einem tiefen Raum zu verlieren, der von noch größeren Räumen umschlossen war. Dann fiel ihm jedesmal das Bild ein, das über seines Vaters Schreibtisch hing, auf dem ein Mann seinen Kopf durch die sieben Sphären der aristotelisch-mittelalterlichen Welt streckte und in den kopernikanischen Kosmos blickte, verwundert und ängstlich wohl auch, daß die festgefügte Erde

sich in wilder Fahrt um sich selbst und um die Sonne drehte und dieser Koloß nicht Zentrum, sondern ein Staubkörnchen war. Es kam vor, daß Pierre sich verloren fühlte, sein Herz hastig zu schlagen begann und er die Fingernägel ins Bein drückte, um sich zu vergewissern, daß er fest im Bett lag, mitten im ältesten Stadtviertel von Paris, fünf Minuten Fußmarsch entfernt von der Seine.

Pierre liebte diese stillen und aufregenden Nächte, aber seit Tagen war der Friede gestört. Feuerschein überdeckte den Glanz der Sterne, unter den Salven von Kanonen erbebt das alte Haus. Gewehr- und Pistolenschüsse knallten hart an sein Ohr, das Stöhnen der Verwundeten in den Nebenräumen lag ihm auf der Brust. Nur die feste Stimme seines Vaters gab ihm Halt.

Sein Schlaf war unruhig. Die schrecklichen Bilder vom Tage rasten durch seine Träume. Die kalten Augen der Getöteten starrten ihn an, die blutenden Wunden der Verletzten erfüllten ihn mit Grauen. Kalter Schweiß brach aus ihm heraus; er sah sich plötzlich aufrecht im Bett sitzen, hellwach, zitternd vor Aufregung und Angst.

»Lange können sich die Kommunarden nicht mehr halten, aber wir tun unsere Pflicht.« Diese Worte des Vaters erschreckten und beruhigten ihn. Noch nie war das Leben so verworren für Pierre gewesen. Franzosen kämpften gegen Franzosen, während die deutschen Truppen vor Paris standen. Der Vater unterstützte die Kommunarden, er hielt ihre Sache für gerecht, während sein Freund Brisson sich in Versailles in die Nationalversammlung wählen ließ, die ihre Truppen gegen das von der Kommune regierte Paris schickte.

Pierre zog sich die Decke über den Kopf und drückte die Hände gegen die Ohrmuscheln. Lange konnte das Gemetzel nicht mehr dauern. Wie lange?

In der Morgendämmerung weckten Pierre die Detonationen der Geschosse. Jacques war schon angezogen und blickte durch das Fenster.

»Sie stürmen unsere Barrikade, Kleiner, mach dich fertig!«

Seine Augen glänzten vor Unternehmungslust. Er rieb sein

Kinn, auf dem sich der erste Flor eines kräftigen Bartes zeigte. Er überragte Pierre um einen Kopf. Seine Züge zeigten bereits männliche Entschlossenheit; er war Pierre nicht nur um dreieinhalb Jahre an Lebenserfahrung voraus, sondern auch durch seine dem Alltag zugewandte Sinnesart. Er war nicht so verträumt und in vorgestellte Welten eingesponnen wie Pierre. Trotz ihrer Gegensätzlichkeit waren sie wie Brüder selten einander eng verbunden. Jacques war für Pierre mehr als nur männlicher Beschützer, er war neben der Mutter und dem Vater zugleich sein Lehrer; denn Pierre besuchte keine Schule mehr. Der normale Unterricht war an ihm fast spurlos vorübergegangen. Sobald Pierre von einem Gedanken gefesselt worden war, hatte er ihn fortgesponnen und die Aufmerksamkeit für den Unterricht verloren. Erst das Glockenzeichen oder der Lärm in der Pause hatten ihn gewaltsam aus seinen Phantasien herausgerissen, manchmal auch der Lehrer, wenn er ihn mehrmals nachdrücklich aufgerufen hatte. Jacques, die Mutter oder der Vater konnten auf die Eigenart Pierres eingehen. So lernte er zu Hause mühelos, was in der Schule ganz unmöglich schien: die Regeln der Sprache, der Mathematik oder die Ursachen der Naturvorgänge, die Pierre am stärksten fesselten. Und allmählich gelang es Pierre auch, seine umherstreifenden Gedanken zu bündeln und auf einen Punkt zu konzentrieren, manchmal jedenfalls, denn oft noch gingen sie wie junge Pferde mit ihm durch.

So auch jetzt, als er zitternd die Schuhe zuband und sich an die Barrikade heranpirschen sah, über die sich langsam das Kanonenrohr der Thiersschen Artillerie schob und die Straße bedrohte. Ringsumher war alles vor Schreck erstarrt. Vergeblich stieß Pierre die Kommunarden an; sie waren tot, oder sie schliefen und ahnten nichts von dem heraufziehenden Unglück. Er riß die Türen auf, rief in die dunklen Flurschächte, schlug gegen die Fenster, doch keiner rührte sich.

»Jacques!« Pierre stöhnte gequält, so daß Jacques sich neben ihn setzte und ihn an sich drückte. Pierre straffte seinen Körper. Er mußte tapfer sein wie Jacques, um ihm wieder zu helfen, wenn es Verwundete gab.

Die Mutter brachte ihnen das Frühstück. Ihr volles, gutmütiges Gesicht verbarg nicht die Sorgen, die sie sich um ihre Söhne und die Zukunft der Familie machte. Selbst wenn nur die Hälfte der Berichte über Greuelthaten zutraf, die von den rachsüchtigen Offizieren der Versailler gemeldet wurden, drohte allen, die der Kommune zur Seite gestanden hatten, Unheil. Die großbürgerlichen Kreise, die die Nation verraten und den deutschen Armeen in die Hände gespielt hatten, suchten ihre Macht auf Kosten der Kommune wiederzugewinnen, die das Volk sich erwählt hatte, die Paris und die Ehre der Nation verteidigte. Sie mußten die Kommune und ihre Ideen zertreten, um die verlassenen Sessel wieder einnehmen, die verschmutzten Fahnen wieder zeigen zu können. Thiers verschmähte nicht einmal die Hilfe des deutschen Generalstabs, von dessen Armeen er Frankreich zu befreien vorgab.

Jacques nahm der Mutter das Tablett aus der Hand.

»Charles hat wieder Milch gebracht«, sagte sie fast entschuldigend auf den erstaunten Blick des Ältesten. »Charles hat darauf bestanden, daß ihr wie die Verwundeten versorgt werdet.« Sie lächelte ihren Söhnen ermunternd zu und strich Pierre über die kurzgeschnittenen Haare.

»Heute bleibst du im Hause«, sagte sie leise. »Wir können deine Hilfe dringend brauchen.«

Bis zum Nachmittag hielt die Barrikade jedem Ansturm stand. Als der letzte Angriff zurückgeschlagen wurde, verließ Pierre das Haus und lief dicht an den Häusern entlang zur Rue de Grenelle. Die Tasche mit dem Verbandzeug schlug bei jedem Schritt auf seinen Rücken. Granaten explodierten in der Ferne, neue Feuersäulen stiegen in den grauroten Maihimmel.

Jacques war seit dem letzten Angriff nicht mehr zurückgekommen. Pulverdampf und süßlich-herber Verwesungsgeruch wehten Pierre entgegen und reizten ihn zum Husten. Die Angst saß wie ein Klob in seinem Hals. Er sah seinen Bruder schon blaß und blutüberströmt auf der Barrikade liegen. Pierre wurde es heiß vor Erschöpfung. Ein dumpfes Gefühl der Ohnmacht überfiel ihn.

An der Ecke Rue de Grenelle stieß er auf Charles, einen Klassenkameraden Jacques'. »Gut, daß du kommst!« rief Charles mit rissiger Stimme. Er lehnte sein Gewehr an die Wand und wischte sich mit dem Ärmel über sein rauchgeschwärztes Gesicht. »Jacques braucht dich«, fuhr er hastig fort, »Gauthier hat's erwischt... Nun sag doch schon was!« herrschte Charles ihn an, aber erst, als er Pierres Schultern packte und schützelte, antwortete er tonlos: »Ich geh' ja schon.«

* Charles bemerkte die blassen Wangen und den gehetzten Blick Pierres. Ein väterliches Gefühl stieg in ihm auf, der Wunsch, ihm etwas Beruhigendes zu sagen.

»Bei uns ist jetzt Ruhe, und bald ist Nacht. Ich lauf' zum Generalstab. Wir brauchen Verstärkung.« Er legte schützend den Arm um Pierre, der sich an der Seite des kräftigen Charles geborgen fühlte. Nicht einmal das aufflammende Geschützfeuer in der Rue de Varenne und das harte Bellen der Gewehre und Pistolen vermochte den Schein der Sicherheit zu zerstören. Doch die Spannung, die der Gefechtslärm in Charles erzeugte, übertrug sich auf Pierre, steigerte sich zu einer knisternden Aufregung, als Charles flüsterte: »Hörst du? Hoffentlich halten sie aus! Wenn die Versailler zum Boulevard Raspail vorstoßen, sitzen wir in der Falle.« Er packte sein Gewehr, das ihm bis zur Nasenspitze reichte und Pierre um einen Kopf überragte. Was einem so eine alte Flinte doch für Kraft gibt, dachte er und blickte auf Pierre, der die Tasche mit dem Verbandzeug an seine Brust preßte, sich langsam umwandte und schnell in die Rue de Grenelle einbog.

Dr. Eugène Curie, hoch und schlank gewachsen, sah müde auf den rundlichen Mann, der verlegen auf sein Gesäß zeigte. »Ein Querschläger, Docteur, wirklich nur ein Querschläger, ich bin nicht getürmt.« Verlegen blickte er auf Madame Curie. »Maréchal, Roger Maréchal«, murmelte er, humpelte zum Chaiselongue und ließ die Hose langsam hinunter.

»Madame, ich bin wirklich nicht..., au! Ich bin kein... au! Das brennt ja wie Feuer!« Er bäumte sich auf, während der Arzt nach dem Schnitt die Wunde weitete.

»Erzählen Sie ruhig weiter«, lenkte ihn der Arzt ab, während ihm seine Frau die Pinzette reichte.

»Also, ich bringe den Kommunarden Verpflegung. Immer bis dicht an die Barrikade heran. Alles war ruhig. Plötzlich, au! Was war das?«

»Der Querschläger!« Dr. Curie hielt ihm die plattgedrückte Kugel unter die Augen.

»Der Querschläger!« Maréchal stemmte sich hoch und betrachtete das von Blut und Fleischfetzen bedeckte Metall. »Hab' ich's nicht gesagt!« Seine runden Augen glänzten. Er wollte aufspringen, doch Frau Curie drückte ihn sanft nieder.

»Erst noch nähern«, brummte der Arzt und nahm den Tupfer.

»Also, wie ich da so stehe«, fuhr Maréchal fort, »da knallt es und, ah! Da fuhr mir das Ding durch die Hose.«

»Gleich sind wir fertig«, beruhigte ihn Dr. Curie, preßte die Wunde zusammen und nähte sie zu.

Monsieur Maréchal knirschte mit den Zähnen. »Ich bin Schuhmacher«, stöhnte er, »wohin soll ich mich jetzt bloß setzen?«

»Auf die andere Seite«, entgegnete der Arzt. »In zwei Tagen sehen wir uns wieder.« Monsieur Maréchal verbeugte sich mehrmals, dankte überschwenglich und humpelte zur Tür hinaus.

Madame Curie tauchte die Instrumente in das kochende Wasser und lauschte auf den Lärm, der bedrohlich näher kam.

»Wir sollten die Kinder nicht mehr aus dem Hause lassen«, sagte sie und reichte ihrem Mann ein Handtuch.

»Schon gut«, antwortete er besänftigend. »Sie werden schon rechtzeitig zurückkommen.« Er drückte seinen Mund auf ihre Stirn und zog sie sanft an sich.

Die letzten Meter zur Barrikade war Pierre im Hundertmeter-tempo gerannt. Gleich, nachdem er Charles verlassen hatte, fühlte er sich von Feinden verfolgt. Sie kamen die Straße hinter ihm her, stürzten aus den dunklen Hauseingängen und hefteten sich an seine Fersen. Böartige Gesichter hinter den Fenstern grinsten auf ihn herab. Die satten Bürger lauerten wie Aas-

geier auf ihre Beute; sie brauchten nicht mehr zu heucheln. Nur wenige Tage oder Stunden noch, und sie konnten ihre Krallen in den Leichnam Kommune schlagen.

Erst als Pierre seinen Bruder neben Gauthier erblickte, verschwanden die Halluzinationen aus seinem Kopf. Er riß die Verbandtasche auf und reichte Jacques die breite Binde, stützte Gauthiers Kopf, während sein Bruder den vom Blut durchtränkten Verband noch einmal umwickelte.

Pierre betrachtete Gauthiers Gesicht, das bleich gegen den schwarzen Bart abstach. Die Züge erschienen mild und kindlich gelöst; die Lider waren geschlossen, nur der schwere Atem störte das friedliche Bild.

Als Jacques den Verband festgebunden hatte und Gauthier aufrichtete, verzerrte sich dessen Gesicht zu einem schmerzhaften Lächeln. Er schlug die Augen auf, blickte seine Kameraden an, die ihm ermunternd zulächelten, straffte seine Muskeln, stellte sich, taumelnd noch und von Jacques und Pierre gestützt, auf die Füße. »Macht's gut, Kommunarden«, sagte er mit betont fester Stimme, dann gab er einem plötzlich aufwallenden Gefühl nach und fuhr fort: »Ich danke euch, ihr Tapferen«, wandte sich schnell ab und ließ sich, den Kopf gesenkt, von Jacques und Pierre zurückführen.

Was ist tapfer, dachte Pierre, während er große Schritte machte und ängstlich hoffte, Gauthier möge nicht stöhnen oder gar ohnmächtig werden. Als sie den dunklen Hausflur erreichten, sah Pierre den Hauseigentümer aus ihrer Wohnung kommen. Sein wachsbleiches Gesicht thronte über dem schwarzen Anzug, seine Augen blickten unruhig drohend auf sie herunter. Er streckte die Hand aus, und einen Augenblick dachte Pierre, er wollte ihnen den Eintritt wehren, doch es kam kein Wort über seine verkniffenen Lippen. Er drehte sich um und stieg hastig die Treppe empor.

Pierre schauderte, Monsieur Pascal hatte sicher wieder seinen Vater bedrängt, die Kommunarden fortzuschicken. Wie sein eigener Totenvogel hockte er in seiner Wohnung. Vor lauter Furcht, etwas zu tun, was ihm schaden könnte, tat er überhaupt nichts. Vater hatte ihm sicher die Verwundeten gezeigt,

sonst hätte er sie angeschrien und sich nicht davongemacht. Pierre mußte lachen, und auch Jacques verzog seinen Mund und sagte verächtlich: »Der reißt schon aus, bevor der Hund bellt.« Aber bevor sie ihre Genugtuung über den Abgang Pascals ausgekostet hatten, wurden sie von Schüssen erschreckt, die durch ihre Gasse hallten.

Kaum hatten sie Gauthier dem Vater übergeben, als Charles die Treppe hochgerannt kam. Er war nicht über den Boulevard Raspail hinausgekommen, denn die Versailler halten die Barrikade in der Rue de Varenne überrannt und damit den Rückweg abgeschnitten. Charles hatte gerade noch seine Kameraden in der Rue de Grenelle warnen können, und kurz bevor die Versailler die Rue de la Visitation durchzukämmen begannen, das Haus seiner Freunde erreicht.

Als Pierre Charles erblickte, wußte er, daß jetzt der Augenblick gekommen war, auf den sie seit Tagen mit dumpfer Verzweiflung gewartet hatten. Charles brachte die Botschaft vom heranrückenden Feind, der den Frieden ihrer Stadt, ihrer Straße und Wohnung gebrochen hatte. Dieser Gedanke und der Anblick des abgehetzten Freundes verursachten Pierre ein leeres, ziehendes Gefühl im Magen. Er lehnte sich an die Wand, spürte ihre Kälte und die Unruhe unter den Verwundeten; er hörte gequältes Stöhnen und heftiges Flüstern.

Plötzlich ertönte eine aufgeregt schrille Stimme: »Gauthier muß weg, er ist zu bekannt. Finden sie ihn hier, dann müssen wir alle . . . dran glauben.«

Erwartungsvolle Stille folgte. Pierre sah durch die halbgeöffnete Tür Gauthier liegen, sich auf den linken Arm stützen und mühsam, vom Vater gehoben, aufstehen. Seine dunkelblauen Augen funkelten unter den buschigen Brauen und musterten trotzig die Gesichter seiner Kameraden, ängstliche, beschämte, entschlossene. Er zuckte zusammen, als Dr. Curie den Arm auf seine Schulter legte, straffte jedoch seinen Körper, als der Arzt sagte: »Hier bestimme allein ich. Und solange ich lebe, wird keinem etwas geschehen.« Hochaufgerichtet stand er neben dem untersetzten, breitschultrigen Gauthier. Und Pierre fühlte sich mitgerissen von der Festigkeit und Sicherheit der Stimme.

»Er ist unser Kommandeur«, sprach ein anderer, »wir haben Gauthier gewählt, niemand hat das Recht, ihn fortzuschicken.«

Pierre hörte den hastigen Atem der Verwundeten. Schüsse hallten durch die Straße, Schreie, Hilferufe. Gauthier wandte sich an den Arzt: »Lassen Sie mich gehen.« Sein Gesicht zuckte. »Ich danke Ihnen«, fuhr er fort, »und ich danke euch allen, Kommunarden. Unser Kampf ist gerecht. Und er ist nicht umsonst. Lebt wohl!« Er drehte sich schroff um und trat ans Fenster, gefolgt vom Arzt, Charles und Jacques. Pierre stellte sich neben seinen Bruder und blickte auf die Straße, durch die sich mehrere Soldaten Thiers' pirschten. Sie rüttelten an den Türen und versuchten, in die Häuser einzudringen.

Im gegenüberliegenden Haus riß ein älterer Mann das Fenster auf und deutete auf die Wohnung der Curies. Einer der Soldaten legte das Gewehr auf ihn an, doch der Denunziant fühlte sich sicher und gestikulierte heftig weiter, bis ihm die Kugel den Kopf zerschmetterte.

Pierre krallte die Finger zusammen. Wie aus weiter Ferne hörte er die Worte, die sein Vater an Gauthier richtete: »Ich verstecke Sie im Keller.« Er blickte auf Gauthier, dem Schweißperlen von der Stirn fielen, als er den Kopf heftig schüttelte und nach seiner Pistole verlangte.

»Ich versuche durchzubrechen«, stieß Gauthier hervor. Er steckte die Pistole griffbereit in den Gürtel.

Pierre spürte ein Zittern in den Beinen. In seinem Kopf jagten sich wilde Verfolgungsszenen. Der alte Abwasserkanal im Hof hinter ihrem Gebäude tauchte darin auf. Einmal war er mit Jacques darin vorgedrungen bis zum Hauptkanal unter dem Boulevard St.Germain. Von dort führte eine Richtung zum Quai d'Orsay, die andere zum Quai St. Bernard.

»Vielleicht können wir Ihnen helfen?« Pierre hörte seine eigene Stimme wie eine fremde, und er blickte auf die Dielen, als die andern ihn anstarrten und auf seine Worte hörten.

»Gute Idee«, rief Jacques und schlug Pierre anerkennend auf die Schulter, daß ihm vor Freude ganz warm wurde. »Sie schlüpfen unter den Füßen der Versailler hindurch. – Sollen wir Sie führen?«

Gauthiers Augen fragten Madame Curie. Sie nickte Jacques zu und flüsterte: »Aber ohne Pierre. Er ist vor einer Woche erst zwölf geworden.«

Pierre stiegen Tränen in die Augen. Er wußte selbst nicht, warum ihn dieses traurige Gefühl plötzlich übermannte. Die gegensätzlichsten Empfindungen jagten durch seine Brust, Freude über die Sorge der Mutter, Enttäuschung, daß er zurückstehen sollte, Angst um Jacques, den er allein in dem Abwasserkanal heruntappen sah. Trotz und Ergebung spiegelten sich in seinem Gesicht, als Charles sagte: »Lassen Sie Pierre doch mitgehen, dann braucht Jacques nicht allein zurück. Ich bleibe bei Gauthier.«

Pierre spürte den ängstlich fragenden Blick der Mutter, den stummen Kampf mit seinem Vater um einen übereinstimmenden Entschluß, der damit endete, daß die Mutter sagte: »Ich hole eine Lampe.« Dankbarkeit und Stolz flammten in Pierre auf. Am liebsten wäre er seinen Eltern um den Hals gefallen, doch schon schritt sein Vater voran, um sie auf den Hof zu geleiten.

Kaum hatte der Arzt den Hausflur erreicht, da wurde die Tür aufgestoßen und drei verwegene Gestalten drangen herein. Pierre duckte sich mit den andern an die Wand, während Dr. Curie den Soldaten den Weg versperrte und sie energisch fragte: »Was wollen Sie in meinem Haus?«

Der Anführer, seine Flinte im Anschlag, blickte in furchtlose Augen, die ihn fest und gebieterisch musterten.

»Sie haben Kommunarden versteckt?« hörte Pierre die herausfordernde freche Stimme, die bemüht war, die Unsicherheit zu verbergen, die der selbstbewußte Arzt in ihm hervorrief, der dicht an ihn herantrat und mit überlegener Stimme entgegnete: »Monsieur, ich kenne das militärische Reglement seit achtzehnhundertachtundvierzig. Es dürfte Ihre Vorgesetzten interessieren, daß mir die Regierung eine Ehrenmedaille verlieh.«

Diese Worte nahmen Pierre die Angst, die ihn den Herzschlag bis zum Halse spüren ließ. Seine Spannung aber wuchs in der Stille und dem Halbdunkel des Treppenhauses, in dem er nichts zu erkennen vermochte. Plötzlich peitschten Schüsse

durch die Straße. Getroffene schrien auf, und gleich danach herrschte der Arzt die Soldaten an: »Was stehen Sie hier noch herum? Bringen Sie mir die Verwundeten!« Er packte den Anführer am Kragen, schob die unsicher gewordenen Eindringlinge auf die Straße und schlug die Tür hinter ihnen zu.

Im gleichen Augenblick erhob sich Pierre mit den anderen. Sie hörten noch die zur Eile drängende Stimme des Arztes, stürzten auf den Hof, Pierre dicht hinter Jacques, wälzten übervolle Mülleimer von einer verrosteten Eisenplatte, die sie zur Seite zerrten. Alles ging spukhaft schnell wie eingeübt; Pierre kam erst wieder zur Besinnung, als er den dunklen Schacht hinunterstieg und abgestandene Luft ihm entgegenschlug. Seine Füße erreichten den schlüpfrigen Grund, den die von Jacques und Charles entzündete Petroleumlampe schwach erleuchtete. Langsam gewöhnten sich die Augen an das trübe Licht, während sie, einer hinter dem anderen, den niedrigen Abwasserschacht entlangtappten. Ratten schreckten auf, piffen schrill und platschten in das schmutzige, träge dahinschiebende Wasser. Pierre schauderte jedesmal zusammen und fürchtete ununterbrochen, eine Ratte könnte ihm ins Genick springen. So achtete er kaum auf den ekelhaft warmen Gestank, der sie am tiefen Atmen hinderte.

Als sie den Hauptkanal erreichten, dem sie aufwärts folgten, hörten sie die Einschläge von Granaten wie einen fernen Donner, dem ein leises Beben des Bodens vorausging. Als es wieder stiller wurde, flüsterte Jacques: »Ich glaube, wir sind durch.« Pierre fühlte sich erleichtert, aber kurz darauf packte ihn die Angst. Außer dem schlurfenden Geräusch ihrer Füße vernahm er Stimmen. Er hielt Jacques und Gauthier fest, und nun, als sie sich gegen die feuchte Mauer drückten und die Luft zurückhielten, hörten sie hastig gesprochene Worte und Schritte vieler Schuhe. Aus einem Seitenkanal näherten sich mehrere Personen dem Hauptkanal.

Jacques versteckte die Lampe unter der Jacke, während Gauthier sich vor sie stellte, die Pistole zog und ihnen zuflüsterte: »Wenn ich schießen muß, rennt ihr sofort zurück.«

Pierre kauerte sich nieder und blickte durch Gauthiers

Beine. Er sah die Dunkelheit und darin einen gelben Punkt und rote und blaue Kreise. Auch wenn er die Augen schloß, erschien dieses Bild. Allmählich aber tauchte ein neuer Schein darin auf, in Abständen zuerst, die immer kürzer wurden; dann erkannte Pierre das schwankende Licht einer Lampe, das die Stiefel von etwa sechzehn Beinen erhellte, die hin und her zu gehen schienen, unschlüssig über die einzuschlagende Richtung.

Pierre hörte Gauthier mit den Zähnen knirschen und das Stöhnen unterdrücken, das die schmerzende Wunde in ihm hochtrieb, aber auch das Gefühl der Verantwortung, das ihn quälend überfiel.

Das Licht bewegte sich, aber noch war nicht zu entscheiden, in welche Richtung. Pierre schloß die Augen. Ein Kribbeln zog durch seine Brust, eine unheimliche Spannung, die seine Angst überdeckte. Als er die Augen öffnete, war er sicher. Licht und Schritte bewegten sich von ihnen fort.

»Waren das unsere?« flüsterte Pierre.

»Ihr geht jetzt zurück«, antwortete Gauthier.

»Nur bis zum nächsten Schacht noch«, sagte Jacques und holte die Lampe hervor, als die Gruppe hinter einer Biegung verschwunden war.

Beim nächsten Schacht führte eine schmale Treppe hinauf, die vor einer niedrigen Tür endete. »Ich geh' voran«, sagte Charles, drückte seinen Freunden die Hand und stieß die Tür auf. Vor ihm lag eine breite Straße im Dämmerlicht. Bis auf das ferne Gedröhn der Geschütze war es still. »Macht's gut«, sagte Charles und trat ins Freie. Im gleichen Augenblick wurde er von zwei Soldaten gepackt und davongezerrt. Er stieß mit den Händen und Füßen, ohne sich befreien zu können. Ein Offizier sprang herbei und versetzte ihm einen Tritt, daß er vor Schmerz zusammensackte.

Gauthier zog die Pistole und duckte sich zum Sprung, während der Offizier Charles an die Hauswand stellte und ihn anschrte: »Wer steckt noch da unten, 'raus mit der Sprache, oder wir knallen dich ab wie einen tollen Hund.«

Charles duckte sich, holte tief Luft, schnellte vor und stieß

dem Offizier die Fäuste in den Leib. Er schrie: »Ihr Verräter des Vaterlandes, ihr!«

Der Offizier torkelte zurück, und Charles rannte zum Schacht, doch ein Soldat schnitt ihm den Weg ab und stellte ihm ein Bein, so daß Charles stolperte und hinschlug. Bevor er sich wieder aufrichten konnte, war der Offizier an seiner Seite und richtete die Pistole auf seinen Kopf.

Zu spät kam Gauthier aus dem Schacht gestürzt. Er brüllte noch, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, doch schon krachte der Schuß und Charles brach zusammen.

Die Genugtuung des Offiziers aber wich panischer Angst, als er Gauthiers verzerrtes Gesicht auftauchen sah. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen, und er schrie seinen Soldaten zu: »Schießt doch, Kanailen, schießt!«, um gleich danach die Arme zu heben und: »Ich ergebe mich, ich ergebe mich« zu stammeln und flehend auf seine Soldaten zu blicken, die ihre Gewehre anlegten, aber nicht abzudrücken wagten. Erst als Gauthier geschossen hatte und der Offizier hintenüberkippte, drückten auch die Soldaten ab.

Jacques und Pierre hatten Gauthiers Befehl, sofort zurückzulaufen, nicht befolgt. Sie rührten sich nicht von der Stelle; doch als Gauthier zusammenbrach, packte Jacques seinen Bruder und rannte den Weg zurück, ohne auf irgend etwas zu achten. Sie erreichten den Nebenschacht, gelangten ohne Zwischenfall in ihren Hof und wurden von der Mutter, die sie vom Fenster aus heransehen sah, in die Arme geschlossen.

Pierre war Jacques willenlos gefolgt. Schmerz und Verzweiflung entfachten in ihm ein Feuer, das seine Brust verbrannte. Er wimmerte leise vor sich hin. Seine Stirn war heiß, er zitterte. Sein Puls raste, das Fieber war so hoch, daß er nicht mehr wahrnahm, wohin ihn seine Beine trugen. Er empfand noch ganz schwach die schützenden Arme der Mutter, bevor er in den Abgrund der Empfindungslosigkeit fiel.

Tag für Tag wurde es ruhiger in der Praxis Eugène Curies denn die Verwundeten verließen nach und nach die Wohnung Bedrückt von Sorgen um die Zukunft seiner Familie, stand

der Arzt oft tatenlos am Fenster, angezogen von dem Feuer-
schein, der noch immer über Paris lag, und dem Dröhnen der
Geschütze, die auf Montmartre gerichtet waren, das letzte
Stadtviertel, das die Kommunarden verteidigten. Lange wür-
den sie der Übermacht nicht mehr standhalten können. Sie san-
ken dahin und mit ihnen die Hoffnung vieler Proletarier, Hand-
werker und Freidenker auf eine gerechtere soziale Ordnung, in
der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit mehr als Schlagworte
waren.

Nur noch selten klopfte ein Patient an seine Tür. Wer traute
sich schon zu einem Arzt, den die Sieger als Feind betrachte-
ten? Die Sieger! Verachtung wuchs in dem Arzt, obgleich
Dr. Curie nicht zu denen gehörte, die eine Niederlage ungerecht
machte. Er achtete den Gegner, wie er Menschen mit anderem
Glauben, anderen Ansichten und anderer Hautfarbe achtete.
Aber den Versaillern gegenüber, die sich wie Räuber und Ban-
diten aufführten, empfand er Abscheu. Sie plünderten Wohnun-
gen, verschleppten Frauen, Kinder und Greise, sie verhöhnten
und mordeten Wehrlose. Der General Mac-Mahon und der
Marquis de Galliffet hatten die Wut ihrer Truppen über den
verlorenen Krieg gegen Deutschland auf die Kommunarden
gelenkt. Bankiers, Großunternehmer, Hofschranzen stachelten
sie auf, jeden zu vernichten, der die gefährlichen Ideen der
Kommune verbreiten konnte. Und der deutsche Generalstab
frohlockte. Die Kraft der französischen Nation, die seinen
Truppen gefährlich werden konnte, die in Deutschland die Er-
innerung an Rebellion und Revolution zu entfachen vermocht
hätte, diese Kraft zerstörten die Franzosen selbst. Franzosen?
Dr. Curie lehnte die Stirn an die kühle Fensterscheibe. Fran-
zosen und Deutsche, das sagte sich so leicht hin, damit konnte
man allerhand Unheil anrichten. So groß war der Unterschied
zwischen Thiers und Bismarck nicht wie der zwischen Thiers
und Blanqui oder gar Varlin.

Und Brisson, sein Freund Brisson, mit dem er achtundvierzig
für die Republik gestritten hatte? Brisson stand dem Volk nicht
so nah wie ein Armenarzt, aber er war kein Monarchist, und
er hatte sie gleich aufgesucht und vor Repressalien geschützt.

So weit hatte Monsieur Pascal seinen Kopf noch nie aus dem Fenster gestreckt wie an dem Tag, als Brisson mit seiner Kutsche vorgefahren war. Es war höchste Zeit gewesen; man hatte den Arzt nur geschont, weil er auch Verwundete der Versailler behandelt hatte. Aber wie sollte er ohne Patienten die Familie ernähren?

Wenn man über vierzig war, mußte man sich hüten, sentimental zu werden. Das halbe Leben, vielleicht der bessere Teil, war vorüber. Nicht, daß es da viel zu bereuen gegeben hätte. Er liebte seine Frau, war stolz auf seine Söhne, von denen jeder, trotz der Gegensätzlichkeit, durchaus seinem Geschmack entsprach. Er übte einen interessanten Beruf aus, war von Kindheit an in ihn hineingewachsen, hatte sozusagen das Amt seines Vaters fortgesetzt. Aber eine starke Sehnsucht war unbefriedigt, die Sehnsucht, die Natur zu erforschen, eine Entdeckung zu machen, etwas ganz Neues zu finden, so zu arbeiten wie Pasteur, Darwin, Kekulé, Helmholtz, Faraday, Semmelweis, Bernard oder Nobel. Diese Sehnsucht übertrug er unbewußt auf seine Söhne, wenn er ihnen von den großen Entdeckungen berichtete und dem Leben und der Arbeitsweise der Forscher, wenn er mit ihnen den Wald durchstreifte und sie Gräser und Pflanzen nach einem Buch bestimmen ließ, wenn er ihnen die Sternbilder des Himmels, das Werden und Vergehen der Welten erklärte, wenn er sie in Museen führte und Pflanzen und Tiere untergegangener Erdzeitalter aus ihren Versteinerungen auferstehen ließ, wenn er ihnen den Formenreichtum der Lebewesen und die bizarre Vielfalt der Gesteine vor Augen führte. Vielleicht würde es Jacques und Pierre gelingen, seine Jugenträume eines fernen Tages zu verwirklichen.

Dr. Curie hörte Pierre sich im Bett wälzen. Die Fieberträume schüttelten den schwächtigen Körper. Der Arzt ging ins Kinderzimmer, setzte sich behutsam auf einen Stuhl, nahm Pierres linke Hand und betrachtete das Gesicht seines Sohnes. Der Atem flog hastig, unter den geschlossenen Lidern bewegten sich die Augäpfel.

Pierre raste durch endlose Straßen. Er lief nicht, er flog nicht. Wie von einem Magneten angezogen, bewegte er sich

auf eine Hauswand zu. Und die Hauswand kam ihm entgegen, immer schneller. Jetzt, noch eine Sekunde. Ihm wurde schwarz vor Augen. Balken krachten, Steine schlugen auf ihn nieder. Feuer sprang ihn an. Wände neigten sich und stürzten, drückten ihn zu Boden und begruben ihn. Er wühlte und wühlte, und alles war wie am Anfang. Wieder eine Wand und wieder die unheimliche Bewegung und wieder das Prasseln und Wüten um ihn herum.

Stille plötzlich! Ruhe. Nichts als weiße Leere, Nebel, Wolken. Kein Mensch, kein Tier, keine Pflanze. Er rief. Er schrie. Nichts, keine Antwort, kein Ton. Wo war er? Wo? Er wollte fort, irgendwohin. Nur fort von hier. Seine Beine wirbelten, seine Arme ruderten, er schrie und schrie, doch alles blieb, wie es war. Er kam nicht weiter, keinen Schritt! Die Beine bewegten sich in der Luft, die Arme schlotterten herum, Nebel war da und überall um ihn weiße, endlose Leere, kein Mensch, kein Tier, keine Pflanze.

Er flog. Er flog über Häuser und Wiesen, über Flüsse und Berge. Er flog. Und jedesmal dieses leere Gefühl im Magen, wenn es abwärts ging, als wenn ihm das Blut aus dem Leib gezogen würde. Und das Sausen in den Ohren und der Druck um den Hals. So hoch war er doch nicht und so tief nicht das Tal. Und kein Grund mehr zu sehen und kein Halt mehr beim Fallen, beim endlosen Fallen. Wohin fiel er? In die Nacht? Wohin? Ab, er fühlte es schon. Gleich würde er aufprallen. Oh, fast zu hart. Ein Schlag, noch ein Schlag, und er flog wieder und flog, hoch über Häuser und Berge und fiel und fiel.

Was wollten die vielen Köpfe von ihm? He, wer seid ihr? Was glotzt ihr mich an? Bleibt stehn, rast nicht um mich herum. Was reißt ihr den Mund so auf, was wollt ihr unter und über, vor und hinter mir? Halt! Halt! Ich kann nicht so schnell. Ach, nun sind sie fort. Dort, nein, das ist ein Gleis. Darauf rutscht es sich gut. Oh, wird das heiß. Noch ein Gleis und noch ein Gleis, kreuz und quer und durcheinander. He, die Weiche steht falsch! Die auch, die auch, die auch, die auch. Holterdiepolter, rumbum, rumbum. Wohin, wohin?

War der Schacht dort zu Ende? Wo war nur der Ausgang? Das war doch ein Lichtschein, ein winziger Lichtschein! Schnell, schnell, eile, eile, hinter dir kommt schon das Wasser, das Wasser. Horch, wie es braust, horch, wie es gurgelt! O schnell! Kommt das Licht nicht näher? Nur schnell, nur schnell. Da ist schon das Wasser. Dreh den Kopf nicht herum! Der Schaum ist so weich, das Wasser so kühl. Es hebt dich empor, kein Fuß mehr am Boden, schlägt über dir zusammen, o schnell, o schnell. Der Strudel, der faßt dich, er wirbelt dich herum, er nimmt dir die Luft und drückt dich zu Boden, und plötzlich ist nichts mehr, ein Schacht nur, ein Lichtschein und Wasser, das Wasser!

Allmählich, nachdem Dr. Curie die Hand auf Pierres heiße Stirn gelegt hatte, wurde sein Atem ruhiger und tiefer. Wie wenig verstand man doch von dem Leben seiner Kinder! Fehlten eigene Erinnerungen, fehlte die Fähigkeit des Nachempfindens? War man zu sehr mit sich selbst und seinen Problemen beschäftigt? Aber schließlich hatte man auch ein Recht auf sein eigenes Leben. Es war wirklich schwer, einen goldenen Mittelweg zu finden. Wie aber sah es erst bei denen aus, für die das Leben erst mit vierzehn oder gar siebzehn Jahren begann, mit Wein, Frauen und Tabak, die die Kindheit als notwendiges Übel betrachteten und dann verwundert waren, daß ihre Kinder vom Leben übel zugerichtet wurden? Zieldenken war sicher nötig, die vorwegnehmende Phantasie, die zur Tat führte, aber das Gegenwärtige war Erlebnis, der Augenblick – kurz oder lang –, der einem ganz gehörte. Und das sollte für Kinder nicht gut sein. Ihre Erlebnisse waren oft bedeutsamer für die Gesellschaft als so manche hochgepriesenen der ach so klugen, weitsichtigen und vernünftigen Volljährigen. Wer nur noch die Welt der Erwachsenen sah, dem ging es wie dem Hund bei Gottfried Keller, dem das Maul mit Käse verschmiert wurde und der nun meinte, die ganze Welt bestünde aus Käse.

Die Mutter trat leise ins Zimmer. Wie lange wird es noch dauern? fragten ihre Augen. Ihr rundes Gesicht, noch von den Anstrengungen gezeichnet, wirkte ruhig, ihr Blick geduldig.

»Noch zwei bis drei Tage«, sagte ihr Mann. »Er wird bald wieder mit uns essen.«

Die Sonne durchbrach den Rauchpilz, der noch immer über Paris stand, obgleich die Kanonen schwiegen und die Tage der Kommune mit den Kämpfen auf dem Cimetière de l'Est, dem Père-Lachaise schon Vergangenheit geworden waren. Aber noch immer flammten Brände empor, gelegt von plündernden Soldaten und Banditen, um die Spur ihrer Raub- und Mordzüge zu verwischen, und noch immer dröhnten Gewehrsalven in die Luft von den standrechtlichen Erschießungen Förderierter. Nur zögernd wurden wieder Geschäfte geöffnet und Waren in die Markthallen transportiert. Wucher und Schleichhandel breiteten sich in den Gassen und Cafés, Restaurants und Brasserien aus; Fleisch und Butter wurden mit goldenen Ringen, Broschen und Edelsteinen aufgewogen; nur das Vergnügen mit der flüchtigen Liebe war wohlfeiler denn je. Dennoch, wer nicht unmittelbar von Haussuchung, Plünderung, Verfolgung, Gefängnis, Deportation oder Erschießung bedroht war, atmete auf und suchte sich neu einzurichten, und in dem Maße, wie Hunger und Gefahr abnahmen, belebten sich die Straßen und Geschäfte, die Werkstätten und die Börse. Wohl machten sich einige Wochen lang noch Uniformen und heroisches Gehabe breit, doch schneller als vorauszusehen, verschwanden sie in der bunten Vielfalt des emporschießenden zivilen Lebens, das die Junisonne mächtig vorantrieb und mit frischen Blättern und Blüten schmückte. Den süßlich-herben Geruch der Verwesung überdeckten Duftströme des Flieders und Jasmins; Kinder, Liebespaare, alte Frauen und Männer belebten wieder die Parkwiesen und Quais, kümmerten sich nicht um die Kriegskontribution und die Machtkämpfe der Legitimisten, Orléanisten und Bonapartisten in der Nationalversammlung.

Die Strahlen der Sonne erreichten auch die Häuser der engen Rue de la Visitation, die zwecks Modernisierung des Arrondissements Palais-Bourbon abgerissen werden sollte. Obgleich die Sorgen der Curies damit größer wurden, war Madame Curie insgeheim froh, daß sie nunmehr erstlich einen neuen Wohn-

sitz suchen mußten. Vielleicht wurde Eugène dadurch den Vorschlägen Brissons gegenüber aufgeschlossener, sich in einer anderen Gegend niederzulassen. Denn wem nützte es, eine Praxis behaupten zu wollen, die zur Untätigkeit zwang? Es gab viele Menschen, die ärztliche Hilfe dringend brauchten, und am Stadtrand von Paris konnten Jacques und Pierre ohne lange Fahrzeiten in Wald und Feld umherstreifen. Natürlich durfte sie Eugène nicht mit Wünschen und Vorstellungen bedrängen; sie würde ihn nur in seiner starren Ansicht, auszuharren, bestärken. Eugène war ihr herzlich zugetan, aber er war manchmal Gefangener seiner Prinzipien, und sie konnte ihm nur helfen, wenn sie ihn unmerklich anregte, sich mit einer neuen Idee zu befassen. So sprach sie, Erinnerungen weckend, von den Vorzügen des Lebens auf dem Lande und lenkte die Gedanken zu den Erlebnissen ihrer ausgedehnten Wanderungen zurück, entfachte die latent vorhandene Sehnsucht ihres Mannes auf ein Leben in der freien Natur. Jacques stimmte kräftig mit ein, denn er begann seine Umgebung lästig zu finden, die behäbigen Bürger, die alles besser gewußt hatten, ebenso wie die vor Schadenfreude platzenden Feinde der Kommune, die ihren Haß auch auf ihre Kinder übertrugen, so daß es in der Schule eine nicht endenwollende Fortsetzung der Kämpfe gab, angefangen von geistiger und seelischer Bedrückung bis hin zu handfesten Schlägereien, wobei das Übergewicht der Versailler noch größer war als auf den Barrikaden. Denn gegen die intellektuellen und psychischen Angriffe gab es keine Gegenwehr!

Pierre spürte von all dem nichts. Wohl war das heftige Fieber abgeklungen, auch wurde er nicht mehr von Angstträumen verfolgt, aber noch lag er teilnahmslos und schweigsam im Bett. Seine Mutter brachte ihm, wenn ihr Mann ins Arbeitszimmer und Jacques zur Schule gegangen war, auf einem großen Tablett Milch, Brot, Butter und Honig. Sie zog die Vorhänge langsam zurück, schüttelte Pierre das Bett auf und steckte ihm zwei Kissen in den Rücken.

Während Pierre aß, saß sie neben ihm und suchte mit leichtem Plauderton die Befangenheit zu überwinden, die ihr

schweigsamer Sohn ihr verursachte. Sein blasses Gesicht, seine eingefallenen Wangen ängstigten sie weniger; wenn er erst wieder in frischer Luft war und Appetit bekam, würde sie ihn schon herausfuttern. Aber sein glanzloser, nach innen gerichteter Blick beunruhigte sie, denn noch lagen die schrecklichen Erlebnisse auf seiner Brust wie Felsbrocken. Es drängte sie, ihn zu erleichtern, doch gleichzeitig fürchtete sie, Wunden aufzureißen, deshalb zögerte sie und stellte ihm keine Fragen.

Pierre schlief viel; er träumte sich in den Schlaf, in dem er schöne Erinnerungen heraufbeschwor oder phantastischen Vorstellungen nachging. Manchmal war er der Gefährte eines Vogels hoch oben im Felsengebirge. Er flog über die Gipfel und Täler in weiten Bogen, über sich das duftige Blau, die Sonne im Rücken, unter sich die saftigen Wiesen, mit Blumen und Kräutern bunt gesprenkelt. Er breitete die Arme aus und landete sanft an einem Gebirgsbach mit silberhellem Wellenschaum und dunkelklarem Wasser unterhalb der Moosbänke. Er roch den frischen Duft des Wassers, der Gräser und Blumen, und er legte sich zurück und schlief ein in der milden Sonne. Oder er zog übers Meer auf dem Rücken eines Delphins in wildeiliger Fahrt von Küste zu Küste. Die Wellen schlugen ihm gegen die Brust, salzfrischer Schaum trieb ihm ins Gesicht, und manchmal ging's in die dunkle Tiefe an seltsamen Gewächsen und nie gesehenen Fischen vorbei, die sich vor ihm fürchteten und flohen oder ihn anlotzten und ein Stück verfolgten. Manchmal mußte er den Delphin tüchtig in den Nacken kneifen, damit er wieder auftauchte, wenn ihm die Luft knapp wurde. Irgendwo an einer fernen Küste endeten die Reisen; gern hätte sich Pierre das Innere des Landes angesehen, die merkwürdigen Bäume und Düfte lockten ihn mächtig, aber die Kraft der Vorstellung erlahmte; müde des schnellen Rittes versank er im Schatten des Waldsaumes.

Ganz von fern hörte er morgens die Stimmen der Eltern und Jacques'. Gleich würde Mam die Tür und die Vorhänge öffnen, ihn aufrichten und ihm mit dem Seifenlappen Gesicht und Hände waschen, ein bißchen plaudern und ihn dadurch, daß sie nichts von Charles und Gauthier sagte, an sie erinnern. Viel-

leicht wollte er das selbst, denn ihn hatten Fragen ergriffen, auf die er sich allein keine Antwort zu geben wußte. Nur hatte er sich bisher gescheut, davon anzufangen, denn er fürchtete die Fragen und mehr noch die ihm unbekanntes Antwort, die einen Abgrund aufstoßen konnte, an dem man nicht vorbeikam.

Pierre schob das Tablett zur Seite und sah auf die Pflanzen im Fenster, deren Blätter von den Sonnenstrahlen durchströmt wurden. Er verfolgte in dem hell leuchtenden Grün die feinen Adern, die sich bis in die Blattspitzen verzweigten. Gleich, wenn die Mutter das Geschirr abgeräumt hatte, würde sie den Pflanzen Wasser geben. Er sah gern auf ihre Hände, die flink und behutsam hantierten. Seine Augen wanderten zu ihrem dunklen, in der Mitte gescheitelten Haar, das von den ersten weißen Fäden durchzogen wurde. Von hinten sah sie fast so aus wie Charles' Mutter, nur etwas kleiner und voller war sie und stiller in ihrem Wesen.

Der Gedanke an Charles' Mutter bedrückte ihn. Konnte sie ohne Charles leben? Pierre bezwang das Gefühl, das ihm Tränen in die Augen trieb. »Mam, was macht denn Charles' Mutter ohne Charles?« Wie sollte er das begreifen können, wie? Er mußte sich einen Augenblick etwas anderes vorstellen, um nicht ins Heulen zu kommen, wie schon oft. Denn Heulen war sinnlos!

Frau Curie drehte sich zögernd zu ihm um. Sie bemerkte, daß Pierre mit den Tränen kämpfte, und blickte wieder auf die Pflanzen, obgleich sie am liebsten seinen Kopf an ihre Brust gedrückt hätte. Doch sie wollte jetzt keiner Stimmung nachgeben; Pierre durfte sich nicht nur erleichtern, er mußte die Geschehnisse auch gedanklich überwinden. Sie nahm ihre Stimme zusammen und antwortete mit sanfter Festigkeit:

»Viele Familien wurden betroffen, Pierre, sehr viele. Die Toten sind noch nicht gezählt, die Krüppel ebensowenig, und Tausende wurden in Lager verschleppt und auf öde Inseln verbannt. Nur wenigen gelang die Flucht.«

Pierre spürte eine Verwandlung in sich. Die Vervielfältigung des Unglücks führte ihn zur Unfaßbarkeit und nahm die Trauer

um seinen Freund in sich auf. Dennoch, Charles war kein Namenloser unter den Verlorenen, Pierre kannte ihn, von ihm und seinen Eltern wollte er hören.

Die Mutter spürte Pierres fragenden Blick und fuhr fort: »Charles' Eltern sind durch die Linien der deutschen Truppen entkommen. Sie haben Charles noch beerdigt. Pa hat ihnen geholfen, und wenn du wieder gesund bist, führen wir dich an sein Grab.«

Pierre schloß die Augen. Er sah einen kleinen Erdhügel vor sich und fand, daß Charles ihnen um ein unvorstellbar großes Stück voraus war. Niemand machte ihm den Boden streitig. Mit einem Male war alles vorbei, der Körper verweste, die Augen, die Eingeweide, die Muskeln, die Knochen. Was blieb von einem Menschen noch?

»Mam«, fragte Pierre andächtig leise, »wie ist denn das, wenn man tot ist? Spürt man da noch etwas?« Aufgeregt lauschte er auf eine Antwort, die nur zögernd kam. Jacques hatte solche Fragen nicht gestellt. Verwirrt suchte sie nach einer Erklärung, bis ihr der Tag einfiel, an dem sie zum letzten Male mit ihrem Großvater gespielt hatte. Am nächsten Morgen hatte er leblos in seinem Bett gelegen; sein Gesicht sah ebenso grau und starr aus wie die über der Brust gefalteten Hände. »Großvater wacht nun nicht mehr auf«, hatte ihre Mutter damals gesagt, »wir müssen uns von ihm verabschieden, für immer.« Davon erzählte sie Pierre und auch von ihrer Furcht, ihr Herz könnte plötzlich stehenbleiben. »An manchen Abenden konnte ich deswegen nicht einschlafen«, sagte sie versonnen, »aber dann stellte ich mir den Tod wie einen langen Schlaf vor, und das beruhigte mich.«

Sie setzte sich neben Pierre auf einen Stuhl, und er nahm ihre Hand, die warm war und gut. »Wenn der Mensch tot ist«, fuhr sie fort, »spürt er nichts mehr, keinen Schmerz und keine Freude, keinen Hunger und keinen Durst. Der Körper vergeht wie ein Blatt, das vom Baum fällt, er wird wieder zu Erde.«

Pierres Blick hing noch an den sonnendurchfluteten Blattpflanzen. Wenn kein Licht durch die Blätter schien, sah man

nichts von der feinen Äderung. Es war sehr still, und Pierre suchte sich vorzustellen, wie sich ein Körper in Erde verwandelte. Plötzlich erschrak er, denn es war ihm, als wäre der Tod gegenwärtig und könnte ihm die Mutter nehmen. »Mam«, fragte er zaghaft, »mußt du auch sterben?« Seine Augen weiteten sich und suchten ihren Blick.

Die Mutter nickte verstört, dann lachte sie leicht und antwortete: »Aber ich denke, so bald noch nicht; erst wenn du groß bist und selbst schon Kinder hast.«

Der Gedanke an eigene Kinder lenkte den Blick in die Zukunft, vom Ende auf den Fortgang des Lebens, vom Schatten zum Licht. So fiel Pierre die nächste Frage leichter, obgleich sie etwas unmittelbar zu Erlebendes ansprach, das ihm wie jedem andern widerfahren würde. So schwang mehr Neugier als Furcht in seinen Worten: »Wie ist denn das, wenn man stirbt? Merkt man das? Tut es weh?«

»Aber wie soll ich denn das wissen, Pierre?« antwortete die Mutter fast vorwurfsvoll, um sich aber gleich wieder zu fangen und langsam fortzufahren: »Der Tod hat viele Gesichter, Pierre; einer wird krank, ein anderer verunglückt oder wird erschossen. Und wer alt wird, den verlassen allmählich die Kräfte; er wird sehr, sehr müde und möchte einschlafen und nicht mehr aufwachen.«

Der letzte Gedanke wirkte beruhigend auf Pierre, während die anderen ihn an Zerstörung erinnerten, an geknickte Blumen und Bäume, die ihr Leben nicht entfalten konnten. Sie wurden vor ihrer Zeit wieder zu Erde; und das war alles, was von ihnen übrigblieb? Wozu gab es überhaupt Menschen, Tiere und Pflanzen? Wozu?

Die Mutter war den bohrenden Fragen unruhig gefolgt. Wer konnte darauf antworten, ohne ein Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht zu empfinden? Sie hatte unter dem Einfluß ihres Mannes bald den Illusionen entsagt, mit denen Religionen die unlösbaren Rätsel umdeuteten. Gewiß, sie hatte dadurch etwas verloren, aufgegeben, das Halt und Geborgenheit verlieh, aus der Einsamkeit des Daseins herausführte, die alles erfassen wollende Winzigkeit des Menschen einem höheren Wesen

zuordnete, von dem nichts zu wissen und alles zu glauben war. Aber sie war nicht traurig über diesen Verlust, denn sie fühlte sich freier in ihren Gedanken und frei vor allem von jeder Instanz, die sich als Verwaltung der göttlichen ansah und dadurch neben Gutem auch viel Böses in die Welt brachte.

»Noch nie ist ein Toter zurückgekommen«, sagte sie schließlich. »Viele Menschen glauben, daß die Seele oder der Geist weiterleben in einem himmlischen Reich. Denk an die Indianer, die sich das Jenseits wie einen prächtigen Jagdgrund wünschen, schöner als die Prärie, oder an die alten Griechen, die sich vorstellten, daß die Toten als Schatten in einem unterirdischen Reich fortleben, das sie Hades nannten. Die Christen glauben wieder an ein Paradies, wo die guten Menschen nach dem Tode belohnt, und an eine Hölle, wo die bösen bestraft werden. Wir haben dich und Jacques nicht taufen lassen. Ihr sollt nicht nur in einer Denk- oder Glaubensrichtung aufwachsen, dann könnt ihr später besser urteilen. Pa und ich, wir denken, daß der Mensch in den Kreislauf der Natur einbezogen ist; mit dem Körper verfällt auch der Geist und die Seele. Doch in seinen Kindern lebt man weiter und in dem, was man in seinem Leben getan hat. Damit kann man schon sehr glücklich werden.« Sie lehnte sich zurück und strich ihr Haar zurecht. Es schien ihr, daß sich Pierres Züge entspannten.

Pierre fühlte sich in der sanften Stimme geborgen. Er dachte an Charles und die anderen alle, die er hatte sterben sehen. Er spürte sie um sich in einem ausweglosen Raum, in dem er schon einige Male gewesen war. Was war dieses Leben, das in so vielen Gestalten pulsierte und sich gegenseitig verzehrte? Woher wußte man, daß man lebte? Oder war das Leben nur ein Traum? Er biß sich auf die Lippen, bis er den salzig-süßen Geschmack des Blutes spürte, preßte die Hand der Mutter, die ihn forschend anblickte, schlang die Arme um ihren Hals und spürte die Wärme ihrer weichen Brust.

Als er sich zurücklegte, fühlte er sich kräftiger. Er wollte wieder gesund und stark werden, um etwas Nützliches zu tun. Er wußte noch nicht genau, was, doch es würde etwas Besonderes sein, das für viele Menschen wichtig war. So hatte auch

Charles gedacht, er wollte Journalist werden, und zuletzt war ihm die Kommune ein und alles. Ob er überhaupt noch gern leben würde, jetzt, wo die Kommune vernichtet war?

Die Mutter stand auf und dachte angestrengt über diese Frage nach. Pierre merkte es daran, daß sie ihr linkes Auge etwas zusammenzog, während das rechte um so größer wurde. »Warum sollte er nicht?« entgegnete sie bedächtig. »Es gibt viele Möglichkeiten, sich nützlich zu machen. Vielleicht würde Charles ein Buch über seine Erlebnisse schreiben, oder er würde für eine neue Kommune kämpfen, nicht mit dem Gewehr, sondern mit Worten.«

Die Antwort überraschte Pierre, denn ihm war das Ende der Kommune endgültig erschienen und die Anstrengungen und Opfer sinnlos. »Also war nicht alles vergeblich«, entgegnete er so behutsam, als könnten ungeschickte Worte den Hoffnungsstrahl auslöschen.

Frau Curie hatte mit ihrem Mann und Jacques oft darüber gesprochen. Wie sollte sie Pierre nun die komplizierten Ereignisse so einfach erklären, daß er sie verarbeiten konnte? Die alten Dielen knarrten aufreizend unter ihren leichten Schritten.

»Du weißt, mein Sohn, daß viele Familien sehr arm sind, unvergleichlich ärmer als wir, einige sind dagegen so reich, daß du es dir nicht vorstellen kannst. Sie besitzen riesige Güter, große Fabriken, Schiffe, Bankguthaben. Einer von diesen allein herrscht über mehr Menschen, als auf dem Champ de Mars nebeneinander stehen können, und zwingt sie, zwölf Stunden für einen Lohn zu arbeiten, der nur für Miete, Brot und etwas Fleisch und Wein reicht. Den Kindern der Reichen fehlt es weder an einer komfortablen Wohnung noch an vornehmer Kleidung und gesunder Nahrung. Sie haben selbstverständlich die tüchtigsten Hauslehrer, sie besuchen die höchsten Schulen, können sich alle nötigen Bücher und kostbaren Instrumente kaufen und zu Studien ins Ausland reisen. Von klein auf werden sie daran gewöhnt, Menschen zu befehlen, und wenn sie ihre Ausbildung beendet haben, finden sie einflußreiche Bekannte, die ihnen die besten Positionen an der Universität, in der Verwaltung oder Industrie vermitteln. Die meisten Kinder

aber wissen nicht einmal, was es für ausgezeichnete Speisen und Getränke, Wohnungen und Möbel, Kleidung, Schmuck, Bücher, Gemälde, Musik und andere Kostbarkeiten der Erde gibt. Sie denken nur daran, sich wenigstens satt essen und ordentlich kleiden zu können, und einige träumen auch von einer guten Ausbildung.«

Pierre verstand, daß die Mutter von den Wünschen der Armen und dem Programm der Kommune sprach, doch je deutlicher ihm dieser Zusammenhang wurde, desto unverständlicher erschien ihm die Niederlage der Föderierten, der Sieg einer kleinen Gruppe von Menschen, die es verstand, viele der Armen auf ihre Seite zu ziehen und gegen ihre Klassengenossen in den Kampf zu schicken.

»Sicher fehlte der Kommune die Unterstützung des Landes.« Die Mutter blieb vor einem Kupferstich stehen, der Paris und die Umgebung abbildete. »Die Soldaten der Versailler wußten nicht, daß sie ihre eigenen Hoffnungen zerstörten. Aber so lange es arme und unterdrückte Menschen gibt, so lange leben auch die Ideen und Taten der Kommune.«

Pierre scheuchte eine Fliege von seinem Bett. »Wie kommt es denn überhaupt, daß Kriege ausbrechen, daß sich Menschen einfach totschießen?«

»Dafür gibt es viele Gründe, Pierre. Ich kenne sie auch nicht alle. Die Reichen bangen um ihren Besitz, um ihre Macht. Sie bedrohen sich gegenseitig und hetzen die Armen aufeinander. Im Kampf fürchtet dann jeder um sein Leben. Der oder ich, sagt sich jeder. Vielleicht wird es einmal anders, wenn es nur noch Republiken gibt. Auch deshalb war die Kommune nicht umsonst. Es wird nun nicht mehr möglich sein, bei uns wieder einen Kaiser einzusetzen.« Die Mutter schwieg und forschte in Pierres Gesicht, ob er sie verstanden hatte.

Pierre zog die Brauen zusammen. Seine Züge strafften sich. »Ich möchte niemals zu den Reichen gehören«, sagte er fest.

Im Nebenzimmer wurden Stimmen laut. »Jacques ist ein Teufelskerl!« rief ein tiefer Baß, an dem Madame Curie und Pierre den Besucher erkannten. »Fünf von diesen aufgehetzten Burschen waren hinter ihm her. Als ich dazukam, lagen zwei

am Boden, und einem dritten stieß Jacques gerade seine Fäuste in den Magen.«

Pierre richtete sich auf. »Geh zu Jacques«, sagte er. Doch bevor die Mutter die Tür erreichte, wurde sie schon geöffnet. Der Besucher, Henry Brisson, trat ins Zimmer, hinter ihm der Arzt.

»Keine Sorge, Madame«, begrüßte sie Brisson. »Jacques ist wohlauf. Nur ein paar Beulen, das macht gar nichts.«

Er verbeugte sich galant und gab ihr einen Handkuß. »Ich bringe eine gute Nachricht.« Brisson wartete einen Augenblick, um die Wirkung seiner Worte zu verstärken. »Eugène kann die Stelle antreten – Inspektionsarzt der Vereinigung zum Schutze minderjähriger Kinder«, fuhr er mit gehobener Stimme fort. »Klingt doch ganz gut, nicht wahr? Dann habt ihr Ruhe vor den Schikanen.«

»Sieht aus wie Flucht«, entgegnete Dr. Curie.

»Was heißt hier Flucht!« rief Brisson lebhaft. »Flucht vor dem Heuchler Thiers und seiner Bande, die Frankreich Bismarck auslieferten und ihre Schande mit dem Geschrei über die Kommune verdecken? Flucht vor Mac-Mahon und seinen Söldnern, die Paris verwüsteten, um wieder einen Kaiser einzusetzen?« Brisson sah empört von einem zum anderen. Erst jetzt bemerkte er Pierre, der seiner leidenschaftlichen Rede ängstlich gefolgt war.

Brisson stürzte auf ihn zu. »Dich hätte ich beinahe vergessen, mein Jungel!« rief er und ergriff seine Hände. Mit gedämpfter Stimme fuhr er fort: »Dein Vater ist in das ärmste Viertel von Paris gegangen, als dort die Cholera wütete und andere Ärzte türmten. Dazu gehört mehr Mut, als in diesem Brand- und Mordnest zu bleiben, in das sie Paris verwandelt haben. Was wollt ihr hier noch? Die satten Bürger lassen sich nicht von den Händen heilen, die den Kommunarden die Wunden verbanden. Und was soll ein Arzt ohne Patienten? Draußen am Rande der Stadt wartet auf dich eine schöne Aufgabe, Eugène.«

Dr. Curie legte den Arm um die Schultern seiner Frau. Er lächelte trotz des Ernstes, mit dem sein Freund sprach.

Brisson war von Beruf Rechtsanwalt und Politiker aus Berufung. Wenn er sich erregte, deklamierte er wie in einem Gerichtsprozeß oder wie in einer Versammlung. Wer ihn nicht kannte, konnte ihn für einen Mann halten, der sich gern reden hörte. Aber Brisson ging es immer um eine Sache, und die höchste, die es für ihn gab, war die Republik. Er war in Versailles in die Nationalversammlung gewählt worden. Er glaubte den Beteuerungen Thiers', den Konflikt mit der Kommune friedlich beilegen zu wollen. Er durchschaute das Spiel zu spät und suchte nun begangenes Unrecht zu mildern.

Er trat ans Fenster und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben.

Jeder fühlte sich verlegen vor den anderen.

Als Jacques in der Tür erschien, atmeten alle auf.

»Es ist sehr feierlich bei euch«, spottete er. Er setzte sich zu Pierre aufs Bett. deutete auf sein geschwollenes Auge und die aufgeplatzten Lippen und sagte betont lässig: »Ist nicht so schlimm, Ma, ich bin auch nicht zarter gewesen. Aber in diese Schule gehe ich nicht mehr! Ich habe es satt, mich beschimpfen zu lassen und vom Rektor zu hören, daß wir uns das selbst zu verdanken haben. Dem bin ich ohnehin ein Dorn im Auge. Hochangesehene Bürger beschwerten sich, daß ihre Söhne neben so einem wie mir sitzen müssen.« Er lachte verächtlich.

Brisson stemmte die Fäuste in die Hüften. Seine Augen funkelten vor Zorn. »Ich werde dem Direktor den Prozeß machen!« rief er empört. »Dieser Kanaille werden wir das Handwerk schon legen!«

»Nicht nötig, Henry«, beschwichtigte ihn sein Freund. »Vertage es auf später. Ich werde die Stelle annehmen. Wir gehen nach Fontenay-aux-Roses.«

Brisson ließ die Arme sinken. »Gut«, sagte er. »Ich werde euch oft besuchen. Aber jetzt entkorken wir eine Flasche Burgunder.«

Jacques blieb bei Pierre. »Hör zu, alter Junge«, sagte er freundlich, »du kannst hier nicht ewig herumliegen. Ich habe außer dir jetzt keinen Freund mehr. Einige möchten schon, aber deren Eltern! Paß auf, damit ich das Lernen nicht verlerne

und du hier nicht mehr herumdöst, ab morgen werde ich den Lehrer spielen, klar?» Er betastete sein geschwollenes Auge, verzog sein Gesicht, daß Pierre lachen mußte, und knuffte ihn in die Schultern.

»Ich hole dir was zum Futtern. Hast verdammt wenig Fett auf den Rippen, alter Junge, klar?«

2 Die besinnlichen Abende kehrten für Pierre mit den Sommertagen in Fontenay-aux-Roses zurück, aber es waren andere Abende, die über dem kleinen Vorort südwestlich von Paris heraufzogen, und es waren andere Gedanken und Träume, die seine Phantasie beschäftigten. Der Blick prallte nicht mehr gegen Mauern und Dächer; von ihrem Zimmer aus sahen Pierre und Jacques über Täler und Hügel bis hin zum Fort de Châtillon, hinter dem die Sonne versank. Durch das weit geöffnete Fenster wehte der schwere Duft des reifen Getreides, drangen das Zirpen der Grillen, das satte Gurren – Gu-gurr – der Ringeltauben, der Lockruf des Waldkauzes – u-ik-kuwibb –, das Brüllen der Kühe und Schafe von den Weiden.

Die Wagen, die über die Feldwege schwankten, waren hochbeladen mit Garben, und ihre Räder und Achsen knarrten unter der Last, und die Pferde schlugen die Hufe bedächtig in den Staub. Die Hunde trotteten gelangweilt hinter den Wagen her, ließen die Zunge weit aus dem Maul hängen und waren keine Gefahr mehr für junge Hasen oder Rebhühner. Pierre aber beneidete die braunen Burschen auf den hohen Wagen, die im weichen Stroh lagen, hin- und hergeschaukelt wurden, piffen oder sangen, die Zügel lässig in einer Hand und den Blick weltzufrieden auf die spärlichen Wolken gerichtet. Frag sie nur, würde Jacques sagen, die nehmen dich gern mal mit, aber Pierre fühlte sich noch nicht vertraut genug mit den Jungen und Mädchen vom Land. Und als er die ersten Freundschaften mit den Kindern geschlossen hatte, fielen schon die überreifen Birnen von den Bäumen, summten die gelben Wespen über den Obstkuchen im Bäckerladen, rollten die Wagen mit Mist und Jauche auf die Stoppelfelder.

Der Herbstwind aber weckte neue Gedanken, und auch Pierre lief zum Tischler, um sich leichte, federnde Leisten zu holen und daraus einen Drachen zu basteln, den er mit rotem Pergament bespannte. Für den Schwanz nahm er alte gelbe Rechnungsblätter des Vaters, die nun am windgelegenen Hang hoch in den blaßblauen Nachmittagshimmel stiegen.

Maurices Drachen übertraf Pierres beträchtlich an Größe, doch er war schlecht ausbalanciert und torkelte im Wind, während Pierres Luftikus fast unbeweglich am Himmel stand. Maurice war zwei Jahre älter als Pierre, ein bißchen größer nur, aber breit und stämmig. Im Grunde gutmütig, verstand er durchaus Spaß, ließ sich auch mal zum Narren halten, doch sobald sein Selbstgefühl verletzt wurde, wütete er wie ein gereizter Stier. Daß nun ausgerechnet Susanne, der er den Hof machte, immer wieder von einem Mann erzählte, der sich mit Wein volllaufen ließ und auf der Straße hin und her schoß und immer an seiner eigenen Wohnungstür vorbei, das stellte Maurice auf eine harte Probe. Seine Wangen röteten sich, seine Augen flitzten von Pierre zu Susanne, die mit ihren Freundinnen um die Wette kicherte. Er zerrte an dem Strick, um seinen schwankenden Luftdrachen zu zügeln, zog ihn zu sich heran, ließ den Faden durch die Finger schnellen, bis der Drachen nach vorn kippte und kopfüber irgendwo in einen Garten stürzte.

Maurice hatte dem jähren Fall seines Flugriesen fassungslos zugesehen; für die andern Kinder war es ein fesselndes Schauspiel gewesen, dem man gebührende Achtung entgegenbrachte, die allerdings unmittelbar in Witzeleien umschlug. Pierre war davon um so mehr betroffen, als er die sinnlosen Anstrengungen und den aufsteigenden Zorn Maurices bemerkt und nach Worten gesucht hatte, um ihm seine Hilfe anzutragen, ohne ihn zu verletzen. Maurice sah die erschlafte Leine vor seinen Füßen und wie zum Hohn die straff gespannte Pierres, deren Ende sich hoch über ihren Köpfen verlor.

»Kein schlechter Akrobat«, sagte Susanne spitz, »aber leider, leider . . ., die Luft ist ihm ausgegangen.«

»Was denn, was denn« rief ein anderer pathetisch in das

verhaltene Lachen, »gleich zieht Maurice die Leine stramm, und ihr werdet ein Wunder erleben: Sein Drachen wird ebenso geschickt wie in die Erde in den Himmel schießen.«

Pierre begann die Schnur einzuziehen, denn er fühlte sich verlegen vor Maurice. »Warum ziehst du Leine?« fragte ihn einer, »dein Drachen ist doch nicht schwindlig; der steigt noch dreimal so hoch.«

»Soll er auch«, sagte Maurice und klappte das Taschenmesser auf.

»Gute Idee!« rief Susanne, »knüpft die Stricke zusammen, und Pierres Drachen wird den Akrobaten hochziehen.«

»Wird er nicht«, sagte Maurice. Sein Gesicht war rot, und die Halsader trat hervor. Die Kinder wichen erschrocken zurück, denn Maurice bückte sich wie zum Sprung. Die Klinge blitzte in der Sonne, und Pierre spürte einen Ruck in der Hand. Erschrocken sah er, wie das Ende der Leine noch einige Meter über den Rasen schleifte und mit dem Drachen in der rauchigen Luft verschwand. . .

»Nun komm schon, du!« brüllte Maurice ihn an, doch Pierre rührte sich nicht, sondern blickte dem Jungen verständnislos in die vernebelten Augen.

»Das war gemein!« rief Susanne und trat neben Pierre, der sich langsam abwandte und mit schleppenden Schritten den Hang hinunterging. Er hörte die Stimmen hinter sich streiten, fühlte den Boden unter sich schwanken, aber er nahm sich zusammen und ging weiter. Er drehte sich auch nicht um, als er hastige Schritte hinter sich vernahm, die aber, bevor sie ihn erreichten, seitwärts abdrehten. Vergeblich suchten seine Augen den Drachen über dem dunstigen Horizont. Der Verlust schmerzte ihn nur wenige Sekunden; aber um so verbitterter war er über Maurices Verhalten, und er schmiedete Pläne, um sich zu rächen. Trotzdem mußte er plötzlich lachen, als er sich vorstellte, daß sein Drachen auch auf dem Place de l'Etoile oder sogar dem Arc de Triomphe niedergehen könnte. Als er durch die Gärten ging, erblickte er eine Schnur, die schräg über dem Weg hing. Er verfolgte sie über Hecken, Büsche, Gartenlauben und wurde in seiner Erwartung nicht getäuscht.

Hoch oben in einem Apfelbaum hing, das Papier zerfetzt und eine Leiste gebrochen, Maurices Drachen. Pierre befreite ihn aus dem Gewirr der Äste und ließ ihn am Strick auf die Erde gleiten. Es reizte ihn, den Drachen zu zerfetzen, in einen Sack zu stecken und Maurice vor den Augen der anderen zu überreichen. Aber schließlich mußte er über seine Zerstörungswut grinsen, denn er wußte, daß sie niemals aus ihm herausbrechen konnte.

Vorsichtig trug er den Riesendrachen nach Hause, ersetzte die gebrochene Leiste, bespannte sie neu, balancierte Gewicht und Zugseil, verlängerte den Schwanz mit den alten Rechnungen des Vaters und probierte im Laufen, ob sich der Wind gleichmäßig in dem Papier fing. Noch kurz vor dem Diner stellte er den Drachen Maurice vor die Haustür, klopfte zweimal und war schon wieder in der Nebengasse verschwunden, als Maurice mit dem Kopf an seinen Drachen stieß. Am nächsten Morgen war Pierre früher wach als Jacques und seine Eltern. Er öffnete die Haustür, und ein Bündel Leisten fiel ihm entgegen.

Nachmittags entdeckte er Maurices Drachen hoch unter den Wolken; die gelben Rechnungen hoben sich deutlich ab, und gegen Abend, als er seinen neugebauten Drachen austarierte, öffnete Maurice die Gartentür, stellte sich mit Kennermiene neben Pierre, räusperte sich mehrmals nachdrücklich und sagte: »Nicht schlecht, eh, ich helf' noch ein bißchen, ja? Dann bist du morgen wieder dabei.«

Pierre durchströmte ein warmes und stolzes Gefühl. Er drückte Maurice einen Stoß Rechnungsblätter in die Hand und sagte: »Magst du die Schleifen binden? Dann schaffen wir's noch heute.«

Maurice antwortete mit einem freundschaftlichen Knuff, kniete sich neben Pierre und drehte das Papier in die gewünschte Form. »Gestern hätte ich dich umbringen können« – er lachte breit –, »aber du bist in Ordnung, nur ein bißchen anders, eben ein Stadtmensch.«

Es war schwer zu entscheiden, ob Maurice mit seiner Feststellung Verachtung oder Bewunderung ausdrücken wollte.

Seine schwarzen Haare hingen ihm strähnig ins Gesicht, während er das Papier umwickelte und die Ohren langzupfte. Dabei erzählte er ununterbrochen von seinen Eltern und Freunden – die Mädchen vergaß er nicht – und suchte Pierre für seine Hühner- und Taubenzucht zu interessieren.

Mit diesem ersten Abenteuer in Fontenay-aux-Roses war Pierre anerkanntes und vollberechtigtes Mitglied der formell zwar nicht organisierten, aber nichtsdestoweniger eng verflochtenen Vorstadtjugend, natürlich seiner Altersklasse entsprechend. Dennoch umgab ihn immer ein Hauch des Besonderen; manche Gespräche verstummten vor Pierre – »die schweinishen«, sagte ihm Maurice bedeutungsvoll –, ohne daß Befangenheit aufkam oder Bedauern über die Unterbrechung eines die Phantasie erregenden Themas, von dem die meisten mehr ahnten als wußten und desto begieriger waren, von den Erfahreneren einen Brocken für die schmachtende Seele abzufangen. Auch Streitigkeiten nahmen einen anderen Verlauf, wenn Pierre dabei war. Gerieten zwei aneinander und schossen wie Kampfhähne aufeinander zu, um sich mit wilden Worten und drohenden Gebärden sowohl einzuschüchtern als auch hochzupeitschen, dann geschah das ohne die übliche Anteilnahme der andern, ohne Sticheleien, schmähende und anfeuernde Rufe, und meist brach die Wut vor der seltsam stillen Kulisse zusammen. Der Gegenstand, für den man eben noch bereit gewesen war, sich Backenzähne aus- und Augen einzuschlagen, erwies sich plötzlich als ziemlich belanglos und in keinem Verhältnis zum hochgespannten Zorn. Man brauchte nicht einmal mehr einen Schiedsrichter, um sich auf die Schultern zu klopfen und die Begebenheit mit einem kräftigen, die Männlichkeit betonenden Händedruck der Vergessenheit zu überantworten.

»Der verhext uns«, meinten einige, doch sie meinten es weniger vorwurfsvoll als anerkennend, denn bis auf wenige Ausnahmen fürchtete jeder, in Raufereien verstrickt zu werden. Ein veilchenblaues Auge und eine aufgeplatzte Lippe waren trotz der Achtung, die sich damit erkaufen ließ, wenig begehrenswert.

Nur um nicht als feige zu gelten und zum Prügelknaben zu werden, steigerte man sich zur heroischen Pose und nahm selbst ausgeschlagene Zähne und zerfetzte Hemden sowie die darauf folgende Belohnung am väterlichen Herd in Kauf. Denn der Wert solcher Opferleistung wurde nie von den Betroffenen, sondern stets von den Siegern normiert, denen, die dank ihrer physischen Struktur, ihrer harten Muskeln, zähen Sehnen und derben Knochen, aber auch dank ihres krachledernen und daher empfangsfreudigen Hinterteils das Regime und seine Ideologie bestimmten, vorübergehend allerdings nur, wie in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geschlechts, aber nichtsdestoweniger erniedrigend, bedrückend und seelisch verzerrend für die empfindlicheren Gemüter.

Pierre war nicht schwach; er kämpfte sogar gern mit Jacques und war flink, ausdauernd, wendig und geübt in einigen Ringgriffen. Doch es widerstrebte ihm, sich zu prügeln. Die Vorstellung, einem andern die Fäuste ins Gesicht zu schlagen, bereitete ihm Ekel. Wenn Kinder oder Erwachsene mit lauten und immer schärferen Worten und schließlich mit Händen und Füßen aufeinander eindringen, zog er sich entsetzt und traurig zurück. Es beschlich ihn ein ebenso unheimliches Gefühl wie beim Anblick eines Menschen, der vom Wein berauscht ziellos hin und her torkelte, sich über einen Gartenzaun lehnte und schließlich hilflos in sich zusammensackte. Er konnte es auch nicht ertragen, wenn Männer und Frauen ihre Kinder schlugen; er empfand es als ungerecht, als die brutale Ausnutzung der Macht der physisch ohnehin Stärkeren und moralisch immer Gerechtfertigten, als ein Zeugnis ihrer Launen, ihrer mangelnden Selbstbeherrschung, ihrer Ohnmacht und Rücksichtslosigkeit, aber auch als eine Kränkung und Beleidigung des Kindes und der menschlichen Kreatur überhaupt.

Die Erlebnisse während der Tage der Kommune hatten seine Sinne geschärft und seinen Erlebnisbereich weit über den familiären Rahmen der Verwandten und Bekannten ausgedehnt. Er war dazu erzogen worden, die Dinge und Menschen so zu sehen, wie sie waren, und wenn ihn seine starke Phantasie auch oft in ein Traumland zog, wo es nach seinen Wünschen

zuing, bemühte er sich doch, die Welt realistisch zu erfassen. Er beobachtete die Kinder und die Erwachsenen genauer, verglich ihre Reden und Taten miteinander und stieß auf viele Widersprüche. Lügen wurden verdammt und Kinder dafür bestraft, aber die Erwachsenen waren oft nicht ehrlich gegeneinander. Die Kinder wurden zur Gerechtigkeit ermahnt, aber viele Erwachsene nahmen es damit nicht so genau und übervorteilten einander. Die Mieter schimpften auf die Hauseigentümer, die Knechte auf die Bauern, die Fabrikarbeiter auf die Unternehmer, doch sie zogen den Hut vor ihren Widersachern und duckten sich. Frauen klagten über ihre Männer, aber sie verteidigten sie, sobald sich ein anderer über sie beschwerte. Jeder gab vor, sich nach einem friedlichen Zusammenleben zu sehnen, aber viele ließen keine Gelegenheit ungenutzt, dem anderen zu schaden. Und wer ehrlich und hilfsbereit war, zog oft den kürzeren. Eine tiefe Betroffenheit überfiel Pierre, Verachtung stieg in ihm auf, bis er merkte, daß er selbst ungerecht wurde. Jacques' Worte: »Die Menschen sind nun einmal so« beruhigten ihn nicht. Er zog sich zurück, wurde noch stiller, aber so wohl er sich auch in der Einsamkeit fühlte, ohne andere Menschen mochte er nicht leben. Warum aber waren nicht alle Menschen so gut wie seine Eltern? Was trieb den einen, aus der Arbeit anderer Reichtümer anzuhäufen und sich als etwas Besseres zu fühlen? Warum war eine Frau, die anderer Leute Wäsche wusch, weniger geachtet als die Dame, die ausritt, Bücher las und Gesellschaften gab? Warum war der Mann, der Akten verwaltete, angesehenere als einer, der Kühe hütete, Pferde beschlug oder Maschinen baute? Warum wurde das Kind einer unverheirateten Frau benachteiligt, warum die Mutter mißachtet? Selbst vor Gott, vor dem doch alle Menschen gleich sein sollten, wurden die Unterschiede betont, denn in der Kirche gab es für die »ersten« Familien besondere Plätze. Daß die Gerechtigkeit nicht von dieser Welt sein sollte, empfand Pierre als schmachliche Ausrede und Verbrämung eines Unrechts, das um so empörender war, als es im Gegensatz zu den erbaulichen Lehren des Christentums stand.

Die langen Abende des Herbstes, die gemächlichen Stunden vor dem Kamin, wenn die Buchenholzscheite im Feuer krachten, die Flammen über die Decke, die Wände, die Gesichter und die Dielen zuckten und die Äpfel brutzelten und ihr Duft sich mit dem der Mandeln und Nüsse und Eßkastanien vermischte, waren wie geschaffen, um sich auf den Bauch zu legen und aus dem Bücherschatz des Vaters Antworten herauszulesen.

Jacques drückte ihm einige Werke Jean Jacques Rousseaus in die Hand, die Abhandlungen »Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes« und »Contrat social« und den Erziehungsroman »Émile«, die hundert Jahre älter als Pierre waren, aber nur ihrem Erscheinungstage nach, denn ihre Gedanken und ihre Sprache wirkten mit unmittelbarer Gewalt. Pierre geriet in eine empyreische Stimmung, er sah sich in einer Ur- oder Naturgesellschaft leben, in der es ähnlich zuging wie in verschiedenen Reiseberichten über Naturvölker, nur viel idealer noch, da es weder Hunger noch Durst, weder Krankheit noch Gebrechen gab, vielmehr jeder frei, gerecht und brüderlich war.

Selbst mit den Tieren lebte man in paradiesischer Verbundenheit, so daß Jagd und Fischfang wie ein Spiel ohne blutiges Ende erschienen. Dann aber kam es zum Sündenfall, als einer ein Stück Land absteckte und erklärte: »Das gehört mir!« und Leute fand, einfältig genug, dies zu glauben. Mit der Besitzgier kamen die Verbrechen, Kriege, Morde, Elend und Schrecken. In einem Rausch der Geschwindigkeit erlebte Pierre die qualvolle Geschichte der erobernden und unterdrückten Völker, der Sklaven und Leibeigenen, und wie ein Fluch schallte die Mahnung Rousseaus über die Schlachtfelder aller Zeiten: »Hütet euch vor dem Eigennutz! Verloren seid ihr, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte der Erde allen und der Boden keinem gehört!«

Aber auch die Regierungen waren mit Schuld beladen. Pierre sah, wie Fürsten, Könige und Kaiser die Souveränität mißbrauchten, wie sie den Vertrag brachen, den das Volk mit ihnen abgeschlossen hatte, wie sie die Freiheit, Gleichheit und Brüder-

lichkeit, diese Attribute eines glückseligen Zeitalters, zu Fall brachten. Jean Jacques aber war aufgetreten, um an die Urrechte des Menschen zu erinnern, um dem Volk Selbstvertrauen durch das Bewußtsein wiederzugeben, daß es selbst der Souverän war und daß es seine Rechte zurückfordern und notfalls mit Gewalt erlangen mußte, um wieder in brüderlicher Verbundenheit leben zu können. Die Mächtigen hatten Jean Jacques von einem Land ins andere vertrieben, doch seine Botschaft war erhört und im Sturm auf die Bastille befolgt worden. Liberté, Egalité, Fraternité – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, diese Worte, in Stein gemeißelt über dem Portal des Stadthauses, des Justizpalastes, der Präfektur und anderen öffentlichen Gebäuden waren kein Atavismus, sondern die Hoffnung des Menschengeschlechts, und sie erschienen Pierre nun in einem tieferen Bezug als Sehnsucht nach einem schöneren Dasein. Da lagen also die geistigen Wurzeln der großen Revolutionen, von denen Pierres Vater gern und mit Begeisterung erzählte, da sie die Privilegien des Adels und der Kirche, die Leibeigenschaft und den Zunftzwang beseitigt, der Nation die Republik und – wie Montesquieu gefordert – unabhängige Gerichte gebracht hatten. Auf Pierre übertrug sich dieser Enthusiasmus allerdings nicht; für ihn war das Bestehende Erlebnis, das der Vater und Brisson zwar als Erregungenschaft, doch zugleich auch als sehr verbesserungsbedürftig betrachteten. Außerdem verband sich für Pierre mit dem Begriff Revolution die Vorstellung von Gewalt, die auch Unschuldige traf. Und schließlich fiel es ihm schwer, Worte wie Verfassung, Legislative, Exekutive mit konkretem Inhalt zu erfüllen, wogegen er mit der Forderung auf ein natürliches Leben und auf Erziehung des von Natur aus guten Menschen bestimmte Vorstellungen verband. Von der Zivilisation Geschädigte sah er genug, Alkoholiker, von Arbeit und Sorgen niedergedrückte, verkrüppelte oder zu früh gealterte Frauen und Männer, Bettler, Hartherzige, Geizige, Hochmütige, Raufwütige. Die Natur erschien Pierre gegenüber der Zivilisation wie ein Gesunder gegenüber dem Kranken und der Ruf Jean Jacques': »Zurück zur Natur« wie die Anordnung eines Arztes.

Aber ein Kranker war schwer zu heilen, darum auch Rousseaus Sorge um die Erziehung des Kindes, das von Natur aus gut war und dessen Empfänglichkeit für das Gute und Schöne entwickelt werden mußte. Naturverbunden leben hieß aber nicht nur, sich an der Natur zu erfreuen, sondern vielmehr noch, sich in der Natur zu bewähren. Und so verließ Pierre auch das Haus, wenn der Nordwest über das Fort de Vanves heranbrauste und kalte Regenschauer vor sich her trieb, und ging zum Wald, wo er sich mit Maurice aus Zweigen und Gräsern eine Höhle gebaut hatte. Unter einem Stein lag sein Messer, mit dem er aus Kiefernborke Schiffe schnitzte, die er mit Federn besteckt über den Teich segeln ließ oder dem Bach zur großen Fahrt ins Meer anvertraute. Aus Eschen- und Haselnußzweigen schnitten sie Bogen, aus Rohr und Holunder Pfeile, und so schlichen sie wie die Jäger in Urzeiten über den federnden Waldboden, um einen Hasen oder eine Wildtaube zu erlegen. Möhren und Kohlköpfe aßen sie roh, aber Äpfel steckten sie an einen Spieß und rösteten sie über ihrer Feuerstelle. Maurice wußte, wo die Forellen im Bach standen und wie man sie mit der Hand greifen konnte. Und Pierres Mutter wunderte sich an manchen Abenden über den geringen Appetit ihres Sohnes.

Der Winter fiel mit einem scharfen Nordost ins Land. Die Pfützen froren und krachten unter den Schuhsohlen, der Teich in der Niederung überzog sich mit einer spiegelglatten Eisdecke. Die Mädchen und Jungen kamen mit Holzlatschen und Schlittschuhen, und auch Jacques und Pierre liefen über den frostharten Boden zum Eis. Maurice schoß mit wild schwingenden Armen auf sie zu, stoppte hart vor ihren Füßen, drehte einen eleganten Bogen und sparte nicht mit Ratschlägen. Doch Jacques lachte nur, stieß ihn an und lief ihm davon, ohne sich fangen zu lassen. Mit Pierre hatte Maurice mehr Glück, denn er knickte in den Gelenken ein, und manchmal war ein Fuß schneller als der andere, daß ihm die Beine auseinanderglitten und er auf dem Hintern die Rutschpartie vorzeitig beendete. Oder er stieß beim Schwungholen mit der Spitze ins Eis und flog über die schnell vorgestreckten Hände auf den Bauch.

Als der erste Schnee gefallen war, banden sich die Mädchen und Jungen Bretter unter die Schuhsohlen und schlitterten die Wiesenhänge hinunter. Nur wenige besaßen Schlitten, bis Jacques und Pierre Kisten mit gebogenen Zweigen beschlugen und in wilder Fahrt zu Tal rutschten. Die Selbstgebauten standen bald höher im Kurs als die Fachgerechten; die Konstruktionen wurden immer kühner, die Wettfahrten gewagter. Zusammenstöße wurden provoziert, Bretter und Körper flogen durch die Luft, Schneebälle rissen Mützen vom Kopf. Pierre aber ließ den Lärm hinter sich und stapfte querfeldein zum Wald, der sich dunkel über dem glitzernden Schnee erhob. Es wurde immer leiser hinter ihm, bis die Stille nur noch von dem schnarrenden Ruf einer Saatkrähe, dem surrenden Flügelschlag eines Falken oder dem Knarren eines Baumes unterbrochen wurde. In der schneegepolsterten Höhle aber war es ganz still, und Pierres Phantasie verwandelte sie in einen Iglu und das Land ringsum in die Eiswüste der Eskimos, die er auf ihren Schlittenfahrten und zum Robbenfang begleitete. Was er einmal gelesen hatte, saß fest in seinem Kopf, als hätte er die weißen Polarnächte, die treibenden Eisschollen und selbst den Kampf mit einem Eisbären erlebt. Doch während er sich in diese ferne Welt hineinversetzte, waren seine Sinne hellwach. Er hörte die leisen Schritte, die seiner Fährte folgten, und bevor sich Jacques und Maurice herangeschlichen hatten, stoppte er sie mit einem Pfeil, den er dicht vor seinem Bruder in den Schnee schoß.

»Du hast an Jean Jacques einen Narren gefressen«, sagte Jacques zu Pierre, während sie um das Feuer saßen und Eßkastanien rösteten, »aber mit den Idealen ist es nicht gerade ideal. Die Menschen sind verdammt unterschiedlich, sage ich dir, ich möchte lieber einen Sack Flöhe hüten als zehn Mann unter einen Hut bringen. Am besten, man lebt als Eremit, bloß dann müßte man auf so viele angenehme Dinge verzichten, daß einem nur dauernd das Wasser im Munde zusammenlief. Nicht wahr, Maurice, so eine Höhle ist schön, besonders, wenn man am Abend in eine warme Stube und in ein weiches Bett kommt.« Jacques fischte sich eine Kastanie aus der Glut, warf

sie von einer Hand in die andere und pustete mit beiden Backen. Maurice dachte an sein Bett und grinste verständnisvoll, obwohl er den Sinn der Worte nicht erfaßt hatte. Pierre aber grollte Jacques wegen des altklugen Monologs, und er sagte spitz: »Wie ich höre, schmeckt es dir hier sehr gut.«

»Besser als zu Hause, Kleiner.« Jacques legte ein Holzstück ins Feuer. »Jedenfalls habt ihr euch zünftig eingerichtet.«

Pierre blieb verstimmt, und auch auf dem Weg nach Hause, beim Diner und danach sagte er nur etwas, wenn er gefragt wurde. Der Mond stand kalt am frostklaren Himmel, die Fensterscheiben glänzten wie Spiegel, und die Schneekristalle glitzerten in blauen, roten und violetten Farben. Jacques stand mit dem Rücken zum Fenster, sein Gesicht war nicht zu erkennen. Pierre saß neben dem Ofen und starrte auf den flackernden Feuerschein.

»Mit den Weltverbesserern muß man vorsichtig sein«, hörte er Jacques sagen. »Goethe jedenfalls hat sie sich vom Halse gewünscht. Aber er war Geheimrat. Mich hat Rousseau auch ziemlich begeistert, von unserm alten Herrn ganz zu schweigen. Nur, die Buschmänner oder die Eskimos leben nun auch nicht gerade im Paradies. Ich denke, Gaslicht, Dampfmaschinen, Pockenschutzimpfungen sind nicht zu verachten. In den letzten Monaten sind übrigens Zehntausende an der Blatternseuche gestorben, da, wo die Entdeckung Edward Jenners zu wenig beachtet wurde.«

Jacques schwieg, und sie hörten das Lohen der Flammen und wanderten mit ihren Gedanken den Lauf der Geschichte zurück bis zu den Höhlenmenschen, die ängstlich staunend und freudig begreifend diesen einzigartigen Naturprozeß zu nutzen lernten. Pierre glaubte Jacques zu verstehen, und er wurde milder gestimmt. Die Zivilisation war nicht nur schlecht; er verglich Jacques' Worte mit dem, was ihm der Vater von Bachofens Werk über das Mutterrecht erzählt hatte. Die Lebensformen wandelten sich, erstarrte Verhältnisse forderten Kritik und Ideen von neuen, besseren heraus, Wunschvorstellungen mischten sich darunter, der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach, die Enttäuschung groß und für einige vernichtend.

Denn warum waren der Revolution von 1789 drei weitere gefolgt?

»Ich möchte dir noch etwas über Saint-Simon und Fourier erzählen«, unterbrach Jacques das Schweigen, »Nachfolger Rousseaus, nur aus unserm Jahrhundert, Anfänger auf diesem Gebiet, ebenso jung wie unser Zeitalter, aber verdammt scharf und gefährlich konkret. Auch Saint-Simon schwärmt von einem Paradies auf Erden, aber nicht von einem vergangenen wie Rousseau, sondern von einem zukünftigen, das auf Wissenschaft und Industrie basiert. Auch er hat es auf das Eigentum abgesehen, auf das bürgerliche natürlich, das die einen zwingt, sich von den anderen ausnutzen oder ausbeuten zu lassen. Die vergesellschaftete Produktion sieht er im Widerspruch zum Privatbesitz an Grund und Boden, an Fabriken, Handelsunternehmen und so weiter, den Privatbesitz schafft er ab, die Produktion läßt er gesellschaftlich verwalten, und schon entwickelt sich die klassenlose Gesellschaft, in der Betrug, Ausbeutung, Gewalt und Brutalität verschwinden. Allerdings war Saint-Simon skeptisch gegenüber der menschlichen Natur. Ohne sittlich-religiöse Erneuerung gewährt er den Erdenbürgern keinen Zutritt in sein Paradies; er predigt ein modernes Christentum nach dem Vorbild urchristlicher Gemeinden, und mit diesen Sakramenten läßt er alle Menschen brüderlich zusammenleben. Seine Anhänger bilden eine Sekte, dabei ist es geblieben.«

»Mit der Sekte möchte ich nichts zu tun haben«, antwortete Pierre, »aber was er vom Eigentum, von der Ausbeutung, von Wissenschaft und Industrie sagt, finde ich trotzdem gut. Und bei der Kommune haben seine Gedanken bestimmt mitgewirkt.«

»Gut, Kleiner, aber was ist daraus geworden?« Jacques lief aufgeregt hin und her. »Laß dir noch von Fourier erzählen, der viel schärfer noch das Eigentum, die Profitgier und Skrupellosigkeit der Bourgeois an den Pranger stellte. Er war in seinem Leben noch ehrlicher, und er konnte aus der Schule plaudern, denn er erbt ein Handelsunternehmen. Die Geschäftspraktiken seines Vaters gab er auf, er trieb seinen Handel ohne Übervorteilung und Betrug und war in drei Jahren ruiniert. Kein Kauf-

mann wollte den närrischen Träumer einstellen. Ein ehrlicher junger Mann, hieß es anerkennend, aber er taugt nicht für den Handel. Und als er einem spekulierenden Marseiller Getreidehändler nicht gehorchte, das Schiff nicht versenkte, sondern die Ladung Weizen an die hungernden Bürger verteilte, blieb ihm nichts anderes übrig, als den Beruf zu wechseln. ›Wenn ich schon nicht für den Handel tauge‹, schrieb er später, ›dann will ich ihm wenigstens die Maske vom Gesicht reißen.‹ Und das ist ihm vortrefflich gelungen. Aber trotz der Schärfe, mit der er Widersprüche bezeichnete – die Freude des Glasers über zerschlagene Scheiben, des Schiffbauers über ein gesunkenes Schiff –, trotz seines harten Urteils über die vom Geld verdorbenen Menschen, lebte er der unsinnigen Hoffnung, Einsichtige zu finden, die seine Geißelrutenschläge mit Stiftungsgeldern für seine Genossenschaftspläne honorieren würden Tag für Tag, und so pünktlich, daß die Nachbarn die Uhr nach ihm stellten, fand er sich um ein Uhr in seiner Wohnung ein, um auf einen edlen Geldgeber für eine Phalanstère zu warten, vergeblich natürlich.«

Jacques verschnaufte, und Pierre stellte sich Fourier in seiner Einsamkeit, seinem unbeirrbaren Glauben und seiner Sehnsucht nach einem schöneren Zusammenleben der Menschen vor. Sollten denn alle edlen Gedanken zur Unmöglichkeit verdammt sein? Oder gab es ein Werden, das mit anderen Uhren gemessen werden mußte?

Jacques unterbrach Pierres Gedanken: »In zwei Jahren stehe ich vor den Prüfungen zum Abitur, dann möchte ich studieren, und du sollst mir bald folgen. Wir müssen ein bißchen mehr an unsere Ausbildung denken, Pierre; nur wenn wir in einem Beruf etwas leisten, können wir etwas für die Menschen tun. Ich bin nicht gegen hohe Ideale, aber wir müssen sie mit der praktischen Arbeit verbinden.« Er zündete eine Kerze an und stellte sie auf das Wandbrett zwischen die Steine, die sie auf ihren Ausflügen gesammelt hatten. Das Licht brach sich an den buntfarbigen Mineralien, deren Kristalle wie Edelsteine funkelten. »In diesen Steinen sind noch viele Geheimnisse verborgen. Wir können sie aufspüren, wir müssen uns mit Chemie,

Physik und Mathematik befassen. Die Kerze hier, sie brennt von ganz allein. Wir sehen ihr Licht, wir spüren ihre Wärme, aber von den chemischen Prozessen, die sich dabei abspielen, merken wir nichts. Wollen wir morgen anfangen und experimentieren?»

Pierre sah den Widerschein der Kerze in Jacques' Augen und sein ernstes, freundliches Gesicht, das ihm Selbstvertrauen schenkte. »Einverstanden, Großer«, antwortete er leise. Dann dachte er wieder an Fourier und sagte: »Ich finde es toll, daß Charles das Schiff nicht versenkt und den Weizen an die Hungernden verteilt hat.«

»Ich auch, Kleiner«, Jacques legte seinen Arm um Pierre. »Und daran wollen wir denken, wenn wir selbst einmal vor einer großen Entscheidung stehen.«

Pierre lag noch lange wach und verfolgte den tanzenden Widerschein des Feuers an der Decke. Überall, wo man Reste menschlicher Behausungen ausgegraben hatte, waren Feuerstellen gefunden worden. Seit Urzeiten gab das Feuer dem Menschen Wärme und Licht, doch es fiel ihn auch an und zerstörte seine Schöpfungen. Es war herrlich und schrecklich zugleich, friedfertig und aggressiv, verehrt und gefürchtet, die Sonne der Nacht und des Winters.

Die ersten Experimente regten Pierre auf. Erst als er die Versuche, die Jacques ihm vorführte, mehrmals wiederholt hatte, verließ ihn die Unruhe, die Ungewißheit erzeugt. An ihre Stelle trat die Erfahrung, die Sicherheit verleiht, daß ein Naturvorgang, unter gleichen Bedingungen erzeugt, auch die gewünschten Resultate lieferte, vorausgesetzt, daß mit der nötigen Sorgfalt gearbeitet wurde.

Die Naturerscheinungen, die Pierre bisher nur als Ganzes wahrgenommen hatte, erschienen ihm nun als ein vielverzweigtes Geflecht von ineinandergreifenden Vorgängen, dessen einzelne Fäden er verfolgen konnte. Die Kerze verwandelte sich für ihn in ein kompliziertes Wesen, das mit seiner Umwelt unsichtbare Beziehungen unterhielt und sich in neue Stoffe verwandelte, von deren Existenz man normalerweise nichts

bemerkte. Er arbeitete nach dem Buch Michael Faradays »Naturgeschichte einer Kerze«, und er war immer neu betroffen von der klaren Sprache, den einfachen, geschickten Methoden und der klugen Beweisführung des englischen Naturforschers.

Stülpte er ein Glas über die Kerzenflamme, so erlosch sie nach kurzer Zeit, denn sie brauchte die Luft, aber wiederum nicht die ganze Luft, denn wenn er die Kerze auf einem Brettchen schwimmen ließ, so stieg das Wasser nur etwas im Glase hoch, das ganz mit Luft gefüllt gewesen war. Er fand das Unglaubliche bestätigt, daß in der Kerzenflamme Wasser gebildet wurde, das sich an einem Löffel abschied, den er dreißig Zentimeter über die Flamme hielt. Wie aber war es möglich, daß sich in der Flamme Wasser bildete, und woher kam aus der gelblichweißen Kerze der Ruß?

»Die Kunst, genau zu beobachten, richtig zu sehen, was sich wirklich ereignet, diese Kunst wird von allen Naturforschern als eine der schwersten und wichtigsten angesehen«, sagte Jacques und forderte Pierre auf, die Kerzenflamme zu beschreiben. Pierre entdeckte den dunklen Kern über dem Wachs, von dem die helle Flamme ausging, und Jacques sagte: »Das Wachs muß vom festen über den flüssigen zum gasförmigen, dem dritten Aggregatzustand überführt werden, bevor es brennen kann.« Er forderte Pierre auf, in den dunklen Kern, den Gasball, eine Glasröhre hineinzustecken. Ein Teil des Gases kroch durch die Röhre und ließ sich am andern Ende entzünden. »Hier haben wir das Prinzip einer Gasleitung«, fuhr Jacques fort, während Pierre die Röhre schnell aus der Hand legte und die Finger an seine Ohrläppchen preßte.

»Jetzt wollen wir ein anderes Verbrennungsprodukt der Kerze auffangen.« Jacques stülpte eine Glasglocke mit einem Schornstein über die Kerze, daß von unten noch Luft hinzutreten konnte, und hielt ein Wasserglas an den Schornstein, aus dem überhaupt nichts herauszukommen schien. »Hier entweicht Kohlendioxid«, sagte Jacques, »es ist schwerer als Luft und verdrängt sie aus dem Glas wie Wasser, nachweisbar dadurch, daß es keine Verbrennung unterhält«. Inzwischen steckte Pierre einen Kerzenstummel auf einen gebogenen Draht, zündete ihn

an und tauchte ihn in das Glas. Die Flamme kroch in sich zusammen und erlosch. Pierre starrte auf den dunklen Rauch, der vom Docht in Windungen aufstieg. Plötzlich glaubte er, die einzelnen Stoffe in verschiedenen Farben zu sehen, wie sie sich trennten und neu verbanden, der Kohlenstoff und der Wasserstoff der Kerze mit dem Sauerstoff der Luft zu Kohlendioxid und Wasser.

»Die Atome und Moleküle stellt man sich so klein vor«, sagte Jacques, »daß sie in hunderttausendfacher Vergrößerung noch immer unsichtbar bleiben würden. Trotzdem rechneten die Chemiker seit Dalton und Berzelius erfolgreich mit den relativen Atomgewichten, und Mendelejew und Meyer konstruierten damit das Periodische System der Elemente.«

Es war still geworden, nur das gleichmäßige Gluckern der Gärrflasche in der Ofenecke war zu hören.

»Was aus dem Wein herauskommt, ist doch auch Kohlendioxid«, sagte Pierre. »Löscht das auch die Kerze?«

»Gute Idee«, rief Jacques anerkennend. »Lege den Schlauch an, und fülle das Glas.«

Wieder war nichts zu sehen, nur die Luftblasen in ihrem Gärröhrchen verrieten den Gasstrom, der schwerer als die atmosphärische Luft war und sie aus dem Glas hinausdrängte, denn als Jacques den Kerzenstummel hineintauchte, erlosch die Flamme. Sie wiederholten das Spiel, und Pierre fand noch eine reizvolle Variante, er goß das Kohlendioxid – wie Wasser – von einem Glas ins andere.

»Es gibt noch einen Nachweis für Kohlendioxid«, sagte Jacques. »Wir wollen es in Kalkwasser leiten.«

Pierre steckte das Schlauchende hinein und starrte erwartungsvoll auf die Gasblasen. Plötzlich schien sich ein Nebel über seine Augen zu legen. Er wischte sie aus – und entdeckte im Wasserglas einen weißen Niederschlag.

»Das ist kohlenaurer Kalk«, erklärte Jacques. »Wir können ihn auch mit unserer Atemluft erzeugen, denn in der Lunge geht ebenfalls ein Verbrennungsprozeß vor sich. Das hat schon den Engländer Joseph Priestley Ende des 18. Jahrhunderts zu der Frage geführt, ob nicht eines Tages die Atmosphäre mit

Kohlendioxid verpestet und dem Leben der Tiere und Menschen ein Ende gesetzt sein wird. Aber dann fand er heraus, daß die Pflanzen in Kohlendioxid gedeihen, es aufnehmen und dafür – Sauerstoff abscheiden.«

Pierre füllte ein anderes Glas mit Kalkwasser und blies durch einen Strohhalm hinein, daß die Wellen über den Rand schlugen und einige Tropfen auf ein Natriumstückchen fielen, das Jacques für einen neuen Versuch bereitgelegt hatte und nun mit violetter Flamme über den naßgespritzten Tisch zischte. Pierre sprang zur Seite, stieß gegen Jacques und kippte das Glas über den Tisch, worauf das Natrium wild fauchend in kleine Teilchen zerplatzte und einen Schal der Übergardine in Brand setzte. Jacques brachte die Chemikalien in Sicherheit, Pierre dagegen sprang auf den Tisch, riß den flammenden Stoff herunter und trampelte darauf herum.

»Wirf den Lumpen aus dem Fenster!« rief Jacques, »das stinkt wie . . .« Er stockte, denn die Tür wurde geöffnet, und die Mutter sah herein, verwundert, erschrocken und hilflos. »Alles in Ordnung, Ma!« sagte Jacques betont gelassen, und schon flog der glimmende und rauchende Vorhang in den Garten, flammte noch einmal auf und erlosch im Schnee. »Reicht für heute«, brummte Jacques. »Wir räumen auf und kommen dann zum Essen, Ma.«

Die Tage und Wochen vergingen. Es wurde Frühling, und immer tiefer drangen Jacques und Pierre in die Welt der verborgenen Geschehnisse ein. Kaum hatten sie eine Tür geöffnet und sich in dem neuen Raum etwas umgesehen, entdeckten sie neue Türen, und jede führte wieder in einen Raum mit anderen Türen. Zuerst waren die Zimmer dunkel, aber die Experimente und die Erklärungen in den Büchern erhellten die Verbindungswege.

Jacques machte Pierre auch auf die geschichtlichen Anschauungen aufmerksam, auf die Elemente des Empedokles und Aristoteles, Feuer, Wasser, Luft und Erde, die erst Ende des 18. Jahrhunderts als komplizierte Vorgänge, Verbindungen oder Gemische erkannt worden waren. Das Feuer war nur eine Erscheinungsform des viel umfassenderen Naturgesetzes der

Oxydation, das, wie Dumas in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Chemie schrieb, Stahl und Lavoisier entdeckt hatten, so daß der Rost auf dem Eisen von der gleichen Ursache erzeugt wurde wie das Kohlendioxid und das – Wasser, das Oxydationsprodukt des Wasserstoffs, der zehntausendmal leichter als Wasser war und auch viel leichter noch als Luft. Wenn sie ihn aus ihrer Philosophenkerze in Seifenwasser einleiteten, dann schwebten die Seifenblasen nicht zur Erde, sondern stiegen zur Zimmerdecke und hinterließen dort die kleinen feuchten Flecke.

Bald war Pierre so geschickt im Experimentieren, daß er auch ohne Jacques Versuche nach den Angaben chemischer und physikalischer Lehrbücher durchführte. Ihr Zimmer verwandelte sich in ein Laboratorium, das die Mutter kopfschüttelnd und bewundernd, mit Entsetzen und Stolz und – äußerster Vorsicht betrat.

Pierre legte mit schlafwandlerischer Sicherheit in Tagen, Wochen und Monaten Wege zurück, die in Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten gebahnt worden waren. Als Zeitgenosse von Heron und Archimedes, von Leonardo da Vinci und Galilei, von Lémery, Boyle und Hooke, von Priestley und Cavendish, von Guyton de Morveau und Lavoisier, von Gay-Lussac und Dumas, Liebig und Wöhler, Meyer und Helmholtz wurde er Augenzeuge weltbewegender Entdeckungen und Erfindungen, Mitschöpfer kühner Theorien, so daß er den naturwissenschaftlichen Erkenntnisprozeß gerafft, auf logische Weise, in sich aufnahm. Die Natur war nicht mehr mit Feen, Kobolden oder Göttern beseelt; der Mensch, erfinderisch und geschickt, durchdrang auch ihre äußeren Gestalten und öffnete das Tor einer Welt, die Plato hinter den Schatten vermutet, aber so absolut gesetzt hatte, daß er nichts Verbindendes zwischen dem Wesen und den Erscheinungen und schon gar keine Gemeinsamkeit zwischen ihnen ließ. Wohl hatte sein Schüler Aristoteles die Erfahrung und die Sinnenwelt wieder zur Geltung gebracht, doch jahrhundertlang begnügte sich der Geist mit Wolkenflügen; nur in der praktischen Arbeit wurden Beobachtungen gemacht, zufällig oder durch systematisches Probieren, empirische

also, wodurch der Fortschritt im Schildkrötentempo durch die Zeiten schlich. Dennoch, was waren die paradiesischen Geschichten und Heilslegenden, die Kreuzzüge und Dynastienkämpfe gegen die Erfindung des Hufeisens, des Kummets und des eisernen Pflugs, gegen die Entdeckung der bewegenden Kraft des Windes und des Wassers und der zerlegenden der Mineralsäuren? Was waren die Glaubenskämpfe und Dogmenkatechismen gegen die Erfindung der Uhr, des Fernrohrs, Buchdrucks, Porzellans, der Werkzeug- und Dampfmaschinen? Von der Renaissance bis ins neunzehnte Jahrhundert ging es um eine neue Wahrheit, nicht um die von den Propheten Gottes verkündete, die ein für allemal feststand, sondern um eine im Schweiß der Arbeit neu zu gewinnende, um die wissenschaftliche Wahrheit, für die einzig und allein der Beweis durch das Experiment und die Produktion anerkannt werden konnte. Die geistige Welt, in die Pierre nun hineinwuchs, sie wirkte auf ihn mit um so größerer Gewalt, als er ihre revolutionäre Tradition in sich aufnahm, für die die legendären Worte des großen Italieners »Und sie bewegt sich doch« trotziges Bekenntnis und siegreiches Symbol der gegen Irrationalismus und Dogmatismus aufbegehrenden, nach Erkenntnis drängenden menschlichen Vernunft waren.

Immer besser verstand Pierre den Sinn der Experimente, Fragen an die Natur zu stellen und aus der Wirkungsweise der Körper Antworten herauszulesen. Ein Naturforscher ähnelte den Märchengestalten, die die Sprache der Tiere verstanden, und die Liebe zur Natur und das gute Herz, das dafür Voraussetzung war, sie sollten auch dem Wissenschaftler eigen sein. Pierre begriff den großen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Lebensformen. Er entsann sich der Worte Faradays, daß die Menschen nicht nur von ihren Mitmenschen abhängig sind, sondern von allen Geschöpfen, die auf dieser Erde leben, daß sie mit der ganzen Natur zu einem großen Ganzen verbunden sind durch die Gesetze, nach denen jeder Teil zum Wohle des anderen beiträgt. Und er wollte den Vergleich mit der Kerze aushalten, den der englische Naturforscher seinen Mitmenschen anheimgestellt hatte, eine helle

Leuchte für die Mitmenschen zu werden, in allen Handlungen die Schönheit einer Kerzenflamme zu zeigen und das Leben in treuer Pflichterfüllung dem Wohle der Menschheit zu widmen.

Durch die eigenen Experimente und Studien wuchs Pierres Interesse für die Fortschritte der Naturwissenschaft. Der Vater und Jacques verfolgten sie ohnehin, und es verging kaum eine Woche, in der sie nicht über neue Entdeckungen oder Erfindungen und ihre möglichen Folgen für die Industrie, für die Landwirtschaft oder Medizin dabattieren konnten. Diesen Gesprächen folgte Pierre mit viel größerer Leidenschaft als denen mit Brisson, der sie ab und zu in ihrer ländlichen Einsamkeit besuchte. Da waren die Diskussionen um die Urzeugung aufgeflammt, um die Frage, ob nicht ständig aus der leblosen Materie neues Leben entstünde. Doch die Beweise, die einige Wissenschaftler dafür gesammelt hatten, wurden von Lazzaro Spallanzani widerlegt, der nachweisen konnte, daß die Keime, die selbst im abgekochten Wasser nach einigen Tagen wieder vorhanden waren, nicht aus dem Wasser, sondern aus der Luft stammten, und daß in luftdicht verschlossenen Gefäßen eben keine neuen Keime entstehen. Natürlich machten Jacques und Pierre diese Untersuchungen nach und auch die von Pasteur, der Spallanzanis Spur folgte und als einer der erfolgreichsten Bakteriologen tief in das Mikroreich dieser winzigen Lebewesen vordrang, deren Daseins- und Fortpflanzungsweise studierte und praktischen Nutzen daraus zu gewinnen wußte. Tierische und pflanzliche Produkte konnten sterilisiert und konserviert, die Vorratswirtschaft der immer mehr in Städten lebenden Menschen grundlegend verbessert werden. Bei jedem Bissen, den Pierre von eingemachten Früchten kostete, dachte er an Pasteur, aber auch, wenn er seidene Tücher und Gewänder sah, denn Pasteur, der sonst nichts von Seidenraupenzucht verstand, hatte die Seidenraupenindustrie vor dem Untergang gerettet, er, der Mikrobenjäger, hatte die Ursache der rätselhaften Krankheit der Seidenraupe entdeckt und alle Tiere, die von dem Virus befallen waren, ausmerzen lassen. Fieberhaft

verfolgten Pierre, Jacques und der Vater Pasteurs leidenschaftlichen Kampf gegen die Hühnercholera, den Milzbrand, den Schweinerotlauf und die fürchterliche Tollwut, und sie feierten jeden Sieg mit endlosen Gesprächen über die neuen Möglichkeiten, Tiere und Menschen vor schweren Erkrankungen und verheerenden Seuchen durch Impfungen zu bewahren. Das wissenschaftliche Zeitalter, von dem Bacon, Boyle, Diderot, d'Alembert, Lavoisier, Davy, Saint-Simon, Compté, Liebig gesprochen hatten, es schien angebrochen und der Menschheit ein besseres Dasein zu ermöglichen. Noch gab es Armut und Hunger, aber dem Nahrungsmangel war schon Paroli geboten, denn Liebig hatte die Ursachen der Mißernten entdeckt und das Mittel gefunden, die Fruchtbarkeit des Bodens wiederherzustellen und sogar zu verbessern. Er hatte die verborgenen Prozesse aufgedeckt, das geheime Wechselspiel zwischen dem Anorganischen und Organischen, das allein die Pflanzen bewerkstelligten, die dem Boden die Nährsalze für ihr Wachstum entzogen. So verarmte der Acker an Nährstoffen, die Bodenfruchtbarkeit nahm ab und nicht die Lebenskraft des Samens, wie man geglaubt und als unveränderlich hingenommen hatte. Der in chemischen Fabriken erzeugte Dünger vertrieb das Gespenst des Hungers. . . Unter dem Mikroskop des Vaters erblickte Pierre die winzigen Lebewesen, die dem bloßen Auge unsichtbar blieben, und die Kristallstrukturen von Salzen, deren geometrisch-exakte Anordnung ihn faszinierte.

Aber auch die technischen Entwicklungen beschäftigten Pierres Phantasie, die Ballonaufstiege und Entdeckungsfahrten, die Konstruktion des Gasmotors durch Lenoir, der Bau von Hochöfen, die Stahlerzeugung in den Bessemerbirnen, die großen Dampfschiffe und die immer schneller fahrenden Eisenbahnen. Selbst nach Fontenay-aux-Roses kam der Fortschritt in Gestalt des Tretrades, mit dem Maurice eines Tages vorgetrampelt kam, um Jacques und Pierre die Balance auf dem Zweirad zu lehren und vor abschüssigen Wegen zu warnen, denn wenn das Vehikel einmal in Schwung kam und die Beine das Tempo der mitrasenden Pedale nicht mehr durchhalten konnten, dann schoß der merkwürdige Reiter in wilder Fahrt

zu Tal, um nicht weniger schwungvoll auf den Acker geworfen zu werden wie von dem feurigsten Stepphengst. Trotzdem wünschte sich Pierre nichts sehnlicher, als solch ein Fahrrad zu besitzen, allein der Preis war viel zu hoch, um über den Wunsch auch nur ein Wort zu verlieren.

Obgleich Pierre immer mehr Zeit für die Experimente und für die Studien der chemischen und physikalischen Erscheinungen, ihrer formelmäßigen Darstellung und mathematischen Berechnung verwandte, gab er seine Wanderungen und Unternehmungen in der freien Natur keineswegs auf. Es kam vor, daß er den ganzen Tag umherstreifte, oft so in Gedanken versunken, daß er das Abendbrot verfehlte und erst in der Nacht sein warmgestelltes Essen hinunterschlang. So gern er allein war, so sehr freute er sich auf die Tage, an denen die Mutter bei Sonnenaufgang den Picknickkorb mit leckeren Speisen füllte, der Vater Pflanzen- und Tierbücher einpackte und Jacques mit ihm Angelzeug und Fanggeräte verschnürte. Es fiel ihnen nie schwer, irgendwo einen schattigen Platz zu finden; Bäche und Teiche mit Forellen gab es nicht weniger als Wälder und Felder, und überall entdeckten sie etwas Neues, eine Blume oder ein seltenes Heilkraut, Versteinerungen, Pilze oder Tiere. Auch für das Schöne hatten sie ein Auge, die Mutter besonders, für die ausgewogene Harmonie eines Baumes oder einer Blüte oder für die Farben, die sich in der Natur nie widersprachen. »Man darf nicht allein die Teile sehen«, sagte sie mit freundlicher Festigkeit, »man kann die Natur nicht nur in Zellen, Kristalle, Röhren und Schwingungen zerlegen, man muß auch die schöne Erscheinung, die Farbe, den Ton, den Geruch und überhaupt das Ganze sehen. Mir gefällt das am besten.« Sie lächelte zufrieden über die erstaunten Gesichter, die sich angestrengt über einen aufgeschnittenen Schachtelhalm, den Fruchtknoten einer Heckenrose oder einen aufgespießten Schmetterling gebeugt hatten. An diesen Tagen hätte Pierre am liebsten den Lauf der Sonne aufgehalten, denn viel zu schnell kamen die Schatten der Nacht. War der Abend mild, dann warteten sie noch auf die Sterne und prüften ihr Gedächtnis, die nach dem Himmelsatlas gelernten Gebilde zu orten,

während die Falter und Käfer mit ihren lumineszierenden Flügeln und Augen um sie herum ihre Liebesspiele trieben. Jacques aber wurde wortkarg, und Pierre wußte, daß er an das zarte Mädchen mit den braunen Locken dachte, mit dem er ihn einige Male gesehen hatte, und er mußte den Wunsch unterdrücken, ihn danach zu fragen.

Als das erste Jahr in Fontenay-aux-Roses vergangen war und der Frühling des zweiten mit heftigen Nordweststürmen heraufzog, begannen für Pierre unruhige Wochen. Jacques bereitete sich auf die Prüfungen zum bachelier ès sciences vor, und Pierre sah die Zeit vor Augen, in der Jacques seine Studien in Paris aufnehmen würde. Doch Jacques hatte nicht nur wegen der Vorbereitungen zum Abitur weniger Zeit für ihn, Pierre fühlte sich auch gegenüber dem fremden Mädchen zurückgesetzt. Zum Glück gefiel ihm der junge Professor Bazille, den die Eltern gewonnen hatten, Pierre in Mathematik und Naturwissenschaften zu unterrichten, und dessen Sohn Albert, der sich für Biologie interessierte und Pierre von Lamarcks und Darwins Forschungen über die Entwicklungsgeschichte der Pflanzen und Tiere hinreißend erzählte. Albert ließ ganze Tiergeschlechter untergehen und neue, anpassungs- und leistungsfähigere entstehen, die den Kampf ums Dasein für sich entschieden. Ungeheure geotektonische und klimatische Veränderungen beschrieb Albert: Wüsten verwandelten sich in Meere, fruchtbare Wälder und Wiesen erstarrten unter dem Eis des Nordens, das eines Tages zurückkommen würde, wenn die Menschen es nicht mit neuen, gewaltigen Energien würden aufhalten können. Und da, wo jetzt Braun- und Steinkohlen gefördert wurden, glühte in vorgeschichtlicher Zeit die Tropensonne, wuchsen Bäume und Farne so hoch wie die Türme der Notre-Dame. Der Mensch lebte nur sechzig Jahre, aber sein Geist überbrückte Hunderttausende und Millionen Jahre, Lichtjahre sogar, denn im Weltall gingen andere Uhren, nach denen das Menschengeschlecht nicht einmal eine Sekunde existierte. Eines fernen Tages jedoch würde auch die Menschheit untergehen, denn die Sonne verlor in einigen Millionen Jahren

schon ihre Energie, daß alles Leben erstarren mußte. Albert sprach von diesen ungeheuren Dingen mit sachlicher Anteilnahme, rhetorisch spannend wie ein geschickter Advokat, aber in der versunkenen Gelassenheit eines Schlangenbeschwörers. Pierre dagegen fühlte sich aufs äußerste erregt, denn er erlebte die ungeheuren Fluten und Sonnenbrände, das chaotische Zusammenprallen der Weltkörper, den verzweifelten Kampf des Mammut und der Urechse gegen eine sanfte Drehung der Erdachse, durch die Ozeane verdampften und Gebirge hinweggeschwemmt wurden. Wochenlang lebte er in Katastrophenstimmung; Erdbeben ließen das Fort de Châtillon oder alle Häuser von Fontenay-aux-Roses und sogar ganz Paris in sich zusammenbrechen; turmtiefe Erdspalten, breit wie die Seine, öffneten sich und verschlangen ganze Wälder oder kochten über von weißglühenden Lavamassen wie einst der Vesuv bei Pompeji, der die Bewohner beim Essen, Spielen und im Schlaf überrascht hatte.

Das Leben erschien Pierre von allen Seiten bedroht und höchst unsicher die nächste Nacht oder der kommende Tag. Darum atmete er auf, als Jacques die Prüfungen bestanden hatte, denn nun begannen die Ferien mit sorgloseren Tagen und einer Robinsonwoche am Schluß.

In der selbstgebauten Hütte kam der Schlaf schneller als zu Hause; der Kopf entspannte sich bei den einfachen Arbeiten; dem Entfachen des Feuers am taufrischen Morgen, dem Auslüften der Decken, dem kurzen Spaziergang ins Dorf, um Milch und Brot zu holen, dem erfrischenden Bad in der Seine, dem Angeln, dem Beobachten der Tiere und der vorüberziehenden Schiffe, dem Bau des Floßes und den schwankenden Fahrten im seichten Wasser. Ganz ungetrübt für Pierre war die Freude jedoch nicht, denn Jacques traf sich ab und zu mit seiner Freundin, die mit ihren Eltern ganz in der Nähe ihre Ferien verlebte. Auch die Familie Bazille war dort, doch Pierre besuchte Albert nur selten. Er wollte Jacques fühlen lassen, daß er allein war. So schlichen sich Spannungen in ihr friedliches Idyll, unterschwellige zwar, aber doch für jeden spürbar, die

von Jacques zwar verursacht, doch nur von Pierre zu benennen waren.

Am letzten Tag stand eine große Floßfahrt auf dem Programm. Pierre lag auf einem Hügel unweit der Seine und wartete auf Jacques, der noch einmal ins Dorf gegangen war. Er lag auf dem Bauch und starrte vor sich hin auf eine Ameise, für die die spärlichen Grashalme so hoch und mächtig wie Bäume sein mußten. Die Größenunterschiede waren so erheblich, daß man sich kaum in die Lage eines anderen Wesens hineinversetzen konnte. Wenn die Erde so einschrumpfte, daß sie nur noch den Umfang eines Balles besaß, dann war der Mond so nahe, daß man sich an ihn hängen und um die Erde fliegen konnte. Pierre glaubte plötzlich, mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den Weltenraum zu rasen. Ein völlig neues Zeitgefühl berauschte ihn. Dreißig Tage vergingen ihm so schnell wie eine Sekunde, und dieses Tempo brachte ihn ganz außer Atem. Alles flitzte immer schneller um ihn her, und er hatte das Gefühl, immer mehr in sich zusammenzuschrumpfen. Da erschien vor ihm die Ameise. Sie war jetzt so groß wie er und glotzte ihn mit riesigen Augen an. Mit ihren scharfen Beißzangen konnte sie ihm glatt den Kopf abknifen. Über ihnen ächzten die Grashalme im Sturm, und die Sandkörner um sie herum sahen aus wie rundgeschliffene Felsbrocken. Von der Seite starrte ihn ein Ungeheuer von Spinne an, die sich wild in ihrem Netz schaukelte. Die Fäden, die sich vor einem undurchdringlichen Wald von Heidekraut spannten, waren dick wie Taue und elastisch wie Gummi. Hinter Pierre dröhnten Schritte, stampfend wie eine Ramme, und ein riesiger Schatten fiel auf ihn. Entsetzt rollte er sich zur Seite und riß die Augen auf. Vor ihm stand Jacques, lachte breit und strich sich den Bart, um den ihn Pierre beneidete. »Du siehst aus wie der erste Mensch«, hörte er seinen Bruder spotten, »komm, es kann losgehen.«

»Ich hab' was Tolles geträumt«, krächzte Pierre, denn seine Stimme war nicht mehr in seiner Gewalt; sie schwankte zwischen tiefen und hohen Tönen, besonders, wenn er sich bemühte, betont männlich zu reden. »Mein Bein ist eingeschlafen«,

brummte er, »sticht wie tausend Stecknadeln«, fuhr er schrill fort und hüpfte hinter Jacques her, der zum Ufer lief und in den Büschen verschwand.

Pierre humpelte langsam hinter ihm her. Als er das Ufer erreichte, hechtete Jacques schon ins Wasser.

»Kriegst noch 'n Herzschlag!« rief Pierre ihm nach, zog sich das Hemd über den Kopf und balancierte über ein schwankendes Brett durchs Schilf. Einige Frösche schreckten auf und plumpsten ins Wasser.

Jacques kletterte auf das Floß. »Beeil dich, oder ich gondole allein ab!«

Pierre tauchte den großen Zeh ins Wasser. Sein eingeschlafenes Bein zitterte. Er schwankte, fuchtelte mit den Armen durch die Luft und klatschte in den Fluß.

Jacques hielt sich am Mast fest und lachte, daß die Frösche vor Schreck verstummten. Er lachte noch immer, als Pierre unter dem Floß hindurchtauchte, an Bord kletterte und ihm einen Stoß versetzte, daß er kopfüber ins Wasser schoß.

»Kleiner, nimm mich an Bord!« Jacques streckte ihm die nassen Arme entgegen, während Pierre das Floß mit einer der langen Stangen an ihn herandrückte.

Sie lagen bäuchlings auf dem Floß und trieben am Ufer entlang. Die Wellen plätscherten zwischen den Planken. Hin und wieder sprang ein Fisch, sonst war es still. Pierre und Jacques liebten diese Ruhe. Heute aber wirkte sie aufreizend, denn jeder wartete darauf, daß der andere etwas sagte. Pierre wurde von Minute zu Minute unruhiger. Er malte sich aus, was ihn in den nächsten Monaten erwartete. Jacques würde nur an den Wochenenden nach Hause kommen und die meiste Zeit mit seiner Freundin zusammensein.

»Wie fühlst du dich als Student?« unterbrach er das Schweigen.

»Hat noch Zeit«, sagte Jacques. »Aber ich stelle es mir schön vor.«

Langsam strich das Floß am Ufer entlang. Pierre sah den Hügel entschwinden, auf dem er vor der Ameise gelegen und auf Jacques gewartet hatte.

»Wirst du Ma und Pa vermissen?«

»Na klar doch, aber einmal muß man sich ja trennen.« Jacques legte sich auf den Rücken und betrachtete die mächtigen Wolkenberge am Horizont, während das Floß langsam zur Mitte trieb.

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie es einmal ohne sie sein wird«, sagte Pierre.

»Ganz so hart ist die Trennung doch nicht«, entgegnete Jacques. »Irgendwie begleiten sie uns immer, auch wenn sie nicht dabei sind . . . Übrigens möchte ich dir von Danielle erzählen«, fuhr er betont lässig fort. »Sie ist ein nettes Mädchen und wird dir auch gefallen.«

Pierre legte sich auch auf den Rücken und blinzelte in die Sonne.

»Wollt ihr heiraten?« fragte er.

»Na, soweit ist es noch nicht.« Jacques lachte. »Und überhaupt, Danielle ist mein erstes Mädchen, ich kann mir noch kein Urteil erlauben, verstehst du?«

Pierre nickte. »Küßt ihr euch?« fragte er.

»Warum denn nicht?« antwortete Jacques.

»Ich würde erst ein Mädchen küssen, wenn ich wüßte, daß sie meine Frau wird«, sagte Pierre altklug.

»Du bist in allem zu absolut!« rief Jacques und schlug mit der flachen Hand auf das Wasser.

»Spritz nicht so«, murrte Pierre. »Wenn du in Paris bist, werde ich viel mit Albert zusammensein. Ich glaube, er wird mein Freund.«

Jacques richtete sich auf: »Das ist ja prima! Ich werde dich mit Danielle und du wirst mich mit Albert bekannt machen. Einverstanden?« Er gab Pierre einen Rippenstoß, daß das Floß ins Schwanken geriet. Im gleichen Augenblick merkten sie, daß sie in der Mitte des Stromes trieben. Sie blickten sich überrascht an, starrten auf die Strömung, die das Floß gurgelnd mit sich fortriß, sahen zum Ufer, das schnell vorüberzog. Sie griffen zu den Stangen und stießen ins Leere.

»Schwimm ans Ufer«, sagte Jacques schuldbewußt. »Und komm mit einem Strick zurück; hundert Meter genügen.«

»Du schwimmst schneller«, antwortete Pierre. »Ich bleibe an Bord.«

»Das ist zu gefährlich!« rief Jacques. »Du kommst an die Brücke oder triffst auf ein Schiff.«

»Ich werde mir schon zu helfen wissen.« Pierre nahm sein Hemd und band es an den Mast.

»Dickkopf«, Jacques wickelte sich die Hose um den Kopf und glitt ins Wasser. Mit langen, kräftigen Stößen entfernte er sich vom Floß.

Pierre fixierte einen Baum am Ufer und zählte bis sechzig. Er schätzte die zurückgelegte Strecke und rief Jacques zu, der das Ufer erreicht hatte: »Dreißig Meter in der Minute!«

»Paß auf die Brücke auf!« brüllte Jacques und verschwand im Gebüsch. Pierre sah ihn noch über die Böschung hasten, dann war er allein. Er band die beiden langen Stangen zusammen und tauchte sie am Heck ins Wasser, aber das schwerfällige Floß reagierte nicht auf dieses schwache Ruder, sondern es ließ sich von der Strömung fortreißen und auf die Brücke zutreiben. Pierre erschrak über die Macht der Strömung und die Schwäche seiner eigenen Kraft. Auf jeden Fall aber wollte er verhindern, daß das Floß gegen einen Brückenpfeiler gedrückt wurde. Er suchte die stabilste Stange aus und tastete mit den Füßen nach einem festen Stand. Als das Floß in den Wirbel des Mittelpfeilers, dessen moosbewachsene Bruchsteine dunkle Schatten auf das Wasser warfen, hineinschoß, drückte er die Stange gegen die Wand. Die Breitseite schwenkte ab, der Bug aber stieß gegen die Steine und tauchte unter.

Pierre verlor das Gleichgewicht und flog ins Wasser, die Strudel rissen ihn in die Tiefe, etwas stieß gegen seinen Unterschenkel, und der Schmerz war so heftig und unerwartet, daß er das Schwimmen vergaß und Wasser schluckte. Sterne tanzten ihm vor den Augen; sein Herz schlug heftig, und die Strömung riß den willenlos gewordenen Körper mit. Angst erfaßte Pierre, und er begann wild mit den Armen zu rudern, bis es lichter um ihn wurde und er Luft schöpfen konnte

Der Schmerz im Bein war in ein Brennen übergegangen. Pierre suchte das Floß, denn er fühlte sich zu schwach, um

ans Ufer zu schwimmen. Er drückte sich hoch und sah das Floß auf sich zutreiben, so daß er es mit wenigen Stößen erreichen konnte. Einige Minuten hielt er sich fest, bevor er sich langsam auf die Bohlen zog.

Unter dem Knie war das Bein geschwollen. Pierre tastete die Stelle ab, froh, daß er den Fuß bewegen konnte. Er streckte ihn vorsichtig aus, blickte zurück auf die Brücke und legte sich erschöpft auf den Rücken.

Zuerst hörte er das tappende Geräusch, dann sah er den schwarz aufragenden Bug, der auf ihn zusteuerte, die beiden Anker seitlich davon und den Ausbau mit den Schaufelrädern.

Er stützte sich auf sein unverletztes Bein, schwenkte sein Hemd und rief: »Hallo!« und wieder »Hallo!«, aber niemand schien ihn zu hören. Pierre sah nur die Wellen seitlich am Bug aufschäumen und im spitzen Winkel ans Land fliehen. »Hallo!« schrie er und wirbelte das Hemd über den Kopf.

Pierre wußte von dem Sog, den ein Schiffsrumpf erzeugte, und von der Gefahr, in die Nähe der Schaufelräder gezogen zu werden. Er mußte abspringen, trotz seines schmerzenden Beines, um Abstand zu gewinnen, schnell, sehr schnell. Da sah er über sich zwei Männer auftauchen, fluchend und mit zwei mächtigen Ladebäumen bewaffnet, die sie über die Reeling schoben. Pierre zögerte mit dem Sprung und ergriff einen Ladebaum, stemmte sich dagegen, daß seine Finger weiß wurden und die Haut zu platzen schien. Langsam drehte das Floß ab, während das Wasser im Schatten der Bordwand schwarz unter den weißen Schaumkronen hervorquirlte. Schnell glitt der Rumpf vorüber, und der seitliche Ausbau mit den Schaufelrädern kam bedrohlich näher. Noch einmal stießen die Matrosen die Ladebäume gegen das Floß, ohne daß Pierre etwas anderes tun konnte, als sich an einer Bohle festzuklammern. Schaum wirbelte über ihn hinweg; das Floß schwankte und drehte sich, von den Matrosen geschoben, unendlich langsam für Pierre, an den Schaufelrädern vorbei. Pierre sah nur noch die schwarze Bordwand mit dem breiten dunkelroten Streifen vorbeigleiten, das mächtige Steuer am Heck mit dem Ruderschaft darüber.

Er mußte sich setzen und starrte vor sich hin. Immer wieder sah er das Wasser, den scharfen Bug, die hohe Bordwand und die tätowierten Arme der unbekanntenen Männer mit den Ladebäumen. Er hörte die Schaufelräder gleichmäßig tappen und die schweren Kolben der Maschinen stampfen.

Erst als er seinen Bruder auftauchen und eine Schar Kinder hinter ihm herrennen sah, verschwanden die bedrückenden Bilder. An die Stelle der Angst trat Stolz darüber, daß er sich behauptet hatte. Als Jacques sich aufs Floß schwang, begrüßte er ihn mit den Worten: »Alles in Ordnung.« Dann deutete er auf sein Bein und sagte lässig: »Von der Brücke. Kleine Prellung, aber den Dampfer hätte ich beinah gerammt.«

Jacques bemerkte die Blässe in Pierres Gesicht, aber er brummte nur unverständliche Worte in seinen Bart, schlang den Strick um eine Bohle und schwamm zurück, während einige Kinder sich auf das Floß zogen. Pierre beachtete sie kaum und beantwortete ihre Fragen nur mit einem Wort: »Später.«

Als er Daniëlle im Wasser entdeckte, zuckte er zusammen, doch bevor er sich gefaßt hatte, schwamm sie mit den anderen zurück. Nachdenklich legte er sich auf die Planken, um aber wie von einer Feder getrieben hochzuspinnen, denn seitlich von ihm saß, vergnügt schmunzelnd, Albert Bazille.

Pierre achtete nicht mehr darauf, wie das Floß aus der Strömungsmittle heraus in das seichte Uferwasser gezogen wurde. Er lächelte und betrachtete Albert, der die gelungene Überraschung auskostete.

Auf dem Heimweg ging Jacques neben Albert und Pierre neben Daniëlle, und Pierre ließ es gern zu, daß sie ihn stützte.

Jacques fehlte Pierre trotz des neuen Unterrichts und der Freundschaft zu Albert sehr, und es dauerte einige Monate, bis er sich mit den veränderten Umständen abgefunden hatte. Dabei half ihm die Einsicht, daß die vergangene Zeit nie wiederkehren konnte und daß es sinnlos war, ihr nachzutruern. Er mußte sich nur mit den Vorbereitungen auf das Abitur beeilen, um Jacques so bald wie möglich zum Studium nach Paris folgen zu können.

Pierre aber sah auch den Kummer der Mutter und die oft ins Weite gerichteten Augen des Vaters. Den Eltern fehlte Jacques vielleicht noch mehr als ihm. Für sie hatte ein neuer, einschneidender Lebensabschnitt begonnen. Noch eben waren alle ihre Wünsche darauf gerichtet gewesen, Jacques das Studium zu ermöglichen, nun aber, als das Ziel erreicht war, merkten sie plötzlich, daß sie in die ältere Generation hinübergewechselt waren, so jung sie sich auch noch fühlen mochten. Wenn sie ihre Liebe und Sorge auch auf Pierre zu konzentrieren vermochten, die Lücke war dadurch nicht auszufüllen, und ihr wachsender Eifer schloß schon den Schmerz der bevorstehenden Trennung mit ein. Pierre verglich es mit dem Symbol der Komödianten, der lachenden und weinenden Maske, die aber doch, je nach dem Alter des Betrachters, unterschiedlich wirkte, denn ein junger Mensch kümmerte sich weniger um das Gewesene; er stieß mit seinem Nachen unternehmungslustig in den Ozean des Lebens und zog, von Entdeckerfreude erfüllt und von hochgespannter Energie getrieben, von Ufer zu Ufer; ein älterer aber blickte wohl wehmütig zurück auf die fernen Gestade; sein Boot hatte die Segel gestreckt und lief unter der Küste im Schatten der Vergangenheit.

Jacques war Pierre vorausgefahren. Das weiße Segel seines Schiffes in den Gewässern der Sorbonne zog Pierre mit magischer Gewalt hinter sich her, und er würde den Eltern bald den bitteren Kelch des Abschieds reichen müssen, den unwiderlich letzten Trunk, der sie in Einsamkeit zurückließ. Aber die Unruhe, die Pierre erfaßte, kam nicht allein durch den wachsenden Eifer, sein eigenes Boot so schnell wie möglich flott zu machen. Er entdeckte Veränderungen an sich, die sein Selbstgefühl steigerten, und er schickte den Mädchen, die er bisher kaum beachtet hatte, abschätzende Blicke nach und erfreute sich an hochgewachsenen Beinen und dem Schwung einer Hüfte, dem Glanz frischer Haare und dem zarten Duft eines Parfüms. Selbst bei den interessantesten Experimenten und mathematischen Berechnungen drängten sich ihm verlockende Bilder vor Augen, schnippisch aufgeworfene Lippen, spöttisch blickende Augen mit dunklem Glanz in der Tiefe oder die

kecke Bewegung eines Kopfes. Manchmal brach er auf, Daniëlle zu besuchen, um ihre Hand auf seinem Kopf zu spüren oder sich an ihre Brust zu lehnen und den feinen Duft ihrer Haut einzusatmen. Doch je näher er ihrer Wohnung kam, desto heißer stieg ihm das Blut in den Kopf, bis er plötzlich abschwenkte und wie im Triumph über sich selbst in den Wald rannte und laut deklamierend physikalische oder mathematische Sätze in den Wind rief. Dann wich auch das Gefühl, der Mutter Unrecht zu tun, weil er sich mehr nach dem zärtlichen Blick eines Mädchens gesehnt hatte. Und doch wußte Pierre, daß er auch hier dem Lauf des Lebens folgte und kein Unrecht beging, denn was er vielen Kindern und Jugendlichen voraushatte, war das Wissen um die Beziehungen zwischen Mann und Frau, über die weder Mutter noch Vater das Tuch undurchsichtigen Geheimnisses gebreitet hatten. Sie hatten ihm nichts verborgen und auch keine Ammenmärchen erzählt. Er wußte, wo der Mensch die ersten neun Monate verbrachte und wie er dort hinkam. Nie hatte er in einem zwielichtigen Dunkel herumtappen müssen; nie war er auf die Belehrungen »Erfahrener« angewiesen gewesen; nie hatten ihn Zoten anzufechten vermocht. Aber nun, da er Veränderungen an sich selbst verspürte, überfiel ihn doch Befangenheit, und der Vater bemerkte, daß ihm das Blut zu Kopf stieg, wenn er von einer Geburtshilfe berichtete.

Eines Tages, als der Arzt zu einer Entbindung gerufen wurde und seine Frau ihm die Tasche reichte, blieb er zögernd stehen und fragte: »Ist Pierre zurück?«

Sie nickte und deutete auf die Veranda: »Mit einem Armvoll Gräser und Kräuter. Ihr werdet einige Tage brauchen, um alles zu mumifizieren.«

»Mumifizieren ist gut.« Er lachte und blickte sie an.

»Du möchtest Pierre wohl mitnehmen?« fragte sie, als er unschlüssig seinen Bart strich.

»Ich glaube, er ist alt genug.« Seine Augen unter den kräftigen Brauen blickten sie fragend an.

»Manchmal fürchte ich, du verlangst zuviel von dem Jungen«, antwortete sie in demselben Ton.

Der Arzt legte den Arm um seine Frau. »Laß nur, Pierre ist vernünftig. Es wird gut für ihn sein, ich bin davon überzeugt.«

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust. »Aber sei behutsam«, sagte sie leise, »Pierre ist zarter als Jacques.«

Er brummte zustimmend und stieg die Treppe hinauf. Pierre saß am Tisch vor dem Fenster, den Kopf in beide Hände gestützt. Der Vater räusperte sich und trat näher. »Na, wieder bei Darwin?«

Pierre sah auf. »Stammen wir tatsächlich vom Affen ab?«

Der Vater lachte. »Wir beide zumindest nicht.«

Pierre schlug das Buch zu. »Dann hat uns also doch Gott geschaffen.«

»Na, dich auf keinen Fall«, antwortete der Vater, »das weiß ich genau. Aber Spaß beiseite, ich glaube, mit Gott ist es umgekehrt, der Mensch hat ihn geschaffen, so sieht es jedenfalls Feuerbach . . . Kommst du mit?«

»Gern«, antwortete Pierre, legte sich einen Mantel über den Arm und folgte dem Vater vors Haus. Er schwang sich auf den Kutschbock, ergriff die Zügel und rief: »Vorwärts!«

Die Pferde zogen an, und die Mutter winkte, bis sie die letzten Häuser von Fontenay-aux-Roses hinter sich gelassen hatten und in einen staubigen Feldweg einbogen, der sich durch mannshohe Getreidefelder wand. Pierre fühlte, daß der Vater etwas auf dem Herzen hatte. Wenn er die beiden Falten über der Nasenwurzel zusammenzog und geradeaus vor sich hin starrte, suchte er nach Worten.

Pierre hob die Zügel leicht an, und die Pferde fielen in Trab. »Zu wem fahren wir?« fragte er schließlich, um die Beklommenheit loszuwerden.

»In ein hochherrschaftliches Haus«, sagte der Vater. »Dort ist ein kleines Malheur passiert. Das Küchenmädchen bekommt ein Kind.«

Pierre lenkte den Wagen um eine riesige Pfütze herum und fragte verwundert: »Was ist denn so schrecklich dabei?«

Dr. Curie zog seinen breitkrempigen Strohhut tiefer ins Gesicht, denn der Weg führte nach einer Kurve bergan direkt

gegen die Sonne. »Das Mädchen verliebte sich in den jungen Herrn. Vielleicht wollte sie einmal gnädige Frau werden. Aber die Herrschaften denken nicht daran, das arme Mädchen in die Familie aufzunehmen. Die Natur hat sich darum natürlich nicht gekümmert.«

Pierre saß ein wenig verkrampft. Er blickte unverwandt auf die schwarzbraun gescheckten Rücken der Pferde, die ihre Hufe fest in den grauen Mehlboden schlugen. »Was geschieht denn nun mit dem Mädchen?« fragte er heiser.

»Das übliche«, entgegnete der Vater bitter, »sie bekommt eine kleine Mitgift, dann sucht man einen armen Burschen, der das Mädchen heiratet.«

Der Wagen fuhr durch das breite und hohe schmiedeeiserne Tor, das zwei rotbefrackte Lakaien geöffnet hatten. Der mit feinem Sand bestreute Weg führte an einem Bach entlang, der in einen künstlich angelegten Teich mündete, dann lief er schnurgerade durch eine Wiese direkt auf das Herrenhaus zu. Der Arzt sprang vom Wagen. Pierre reichte ihm die Tasche, schlang die Zügel um den Bremshebel, den er locker ließ, damit die Pferde grasen konnten.

Vor der Freitreppe fing sie ein Diener ab und führte sie abseits in ein Waldhaus. Als sie näher kamen, huschte eine alte Frau aus der Tür. Sie murmelte Gebete und blickte dem Arzt böse hinterher. Pierre schüttelte sich. Er dachte an das Mädchen und war froh, daß sein Vater hier war. Die Fensterläden waren geschlossen, der Raum fast dunkel, nur eine Kerze brannte am Kopfende des Bettes, auf dem ein etwa siebzehnjähriges Mädchen lag. Es atmete heftig.

Pierre blieb scheu an der Tür stehen. Ihn bedrückte das Halbdunkel des Raumes, das stille Licht der Kerze vor dem großen Kruzifix und das bleiche, angespannte Gesicht der Schwangeren. Er atmete auf, als der Vater ihm einen Wink gab, die Fenster und Läden zu öffnen.

Das Licht verscheuchte die Schatten der Angst. Selbst die Züge der werdenden Mutter belebten sich. Der Vater strich ihr einige Haarsträhnen aus der Stirn, nahm ihre Hand, um den Puls zu fühlen, und fragte sie nach ihrem Namen.

»Madeleine«, flüsterte sie.

Die Achtung, die ihr der Arzt entgegenbrachte, weckte ihr Vertrauen. Die Selbstverständlichkeit, mit der er sie behandelte, hob sie aus ihrer Einsamkeit heraus. Pierre spürte die Verwandlung. Er war stolz auf seinen Vater, von dem eine große Ruhe ausging. Er hatte sich immer in der Gewalt. Äußere Umstände beeindruckten ihn wenig; ob arm oder reich, er behandelte sie alle gleich, und er ließ sich nichts vormachen. Sein Blick durchdrang die künstlichen Schalen, mit denen sich viele Menschen umgaben.

Pierre reckte sich. Er wollte wie sein Vater werden. Nicht auf Äußerlichkeiten wollte er Wert legen, sondern auf ein natürliches und würdiges Leben.

Das Mädchen musterte ihn scheu, und Pierre senkte den Blick. Er hörte, wie ihr Atem heftiger wurde. Irgend etwas Mächtiges schien in ihr vorzugehen. Pierres Herz klopfte stärker. Er sah auf seinen Vater, der eine Hand auf die Stirn des Mädchens legte. Sie beachtete weder Pierre noch den Arzt. Ihre Augen wurden schmal, ihr Mund verkrampfte sich. Sie richtete sich halb auf, unklammerte mit der einen Hand die Bettstelle, mit der anderen das Handgelenk des Arztes. Der Atem der Kreißenden flog in heftigen Stößen. Sie ließ den Kopf in den Nacken fallen und schloß die Augen. Sie wehrte sich gegen das Stöhnen, das in ein Schreien überging. Dann schrie sie hemmungslos, bis sie nur noch wimmerte und kurz danach erschöpft zurückfiel. Wie aus einer anderen Welt irrte ihr Blick durchs Zimmer, verweilte einen Augenblick staunend bei Pierre, um sich dann hoffnungsvoll am Gesicht des Arztes festzuklammern.

Pierre lehnte wie betäubt an der Wand. Er rührte sich nur, wenn der Vater ihn zu einer Handreichung brauchte. Er dachte an seine Mutter und an die Mutter Charles'. Allmählich wurde er ruhiger; seine Angst verflog. Er sah nicht nur den Schmerz Madeleines, sondern auch ihr Glück. Er lief in den Park, pflückte einen großen Strauß Blumen und stellte ihn auf die Kommode.

Der Vater lächelte, und Madeleine sah ihn froh an.

Das Kind lag normal. Während der Wehen trat der Kopf allmählich weiter hervor. Doch es dauerte noch mehrere Stunden, bis das Kind im Schoß der Mutter lag, klein, rot und verhutzt. Pierre betrachtete es verwundert. Es war schon ganz vollkommen, nur so klein und zerbrechlich. Am meisten staunte er über die zarten Finger.

Der Vater nahm das Kind, und sein erster Schrei hallte in die Stille. Pierre fürchtete, ihm könnte irgend etwas geschehen.

Die alte Frau schlüpfte kaum hörbar ins Zimmer. Pierre beobachtete sie argwöhnisch. Doch sie schien verwandelt; sie beugte sich still über das Baby, wickelte es kunstgerecht und reichte es dem Arzt.

Dr. Curie legte es der Mutter in den Arm. Sie hatte die Augen geschlossen. Ihr Gesicht war noch weiß und vor Erschöpfung wie versteinert. Langsam wandte sie es ihrem Kind zu. Ihre Lippen erreichten seine Stirn und blieben sanft und gelöst darauf liegen.

Pierres Vater mußte sich zweimal räuspern, bevor Madeleine ihm einen flüchtigen Blick zuwarf. Sie reichte ihm die Hand, lächelte Pierre zu und sah wieder auf ihr Kind.

Die Pferde schnaubten und zogen kräftig an, als Pierre die Zügel ergriff. Der Vater sah abgespannt aus. Auch Pierre fühlte sich müde. Noch größer aber war sein Hunger, und er packte die Brote aus.

Als sie den Park verlassen hatten, sagte der Vater: »In einigen Jahren wirst du auch eine Freundin haben und den Wunsch, sie wie ein Mann zu lieben. Ob sie aber zu dir paßt, kannst du nicht gleich beurteilen.«

Pierre sah auf die wehenden Mähnen der Pferde. Worauf wollte Vater hinaus? Fürchtete er etwa, daß auch er einmal ein Mädchen unglücklich machen könnte?

»Es gibt Menschen, die sagen, vereinigt eure Geschlechter erst, wenn ihr verheiratet seid«, fuhr der Vater bedächtig fort. »Das hört sich ganz gut an, aber die Natur kümmert sich nicht um fromme Sprüche.« Der Vater streckte den rechten Arm aus. »Der gelbe Staub dort über dem Weizen befruchtet die Ähren. Wo ein Pollen auf eine Narbe trifft, entwickelt sich

die Frucht. Dasselbe geschieht, wenn eine männliche Samenzelle auf ein weibliches Ei trifft. Das ist ein Naturgesetz; dem sind alle Lebewesen unterworfen.« Der Vater schweig einen Augenblick, dann sagte er: »Als die Menschen dieses Gesetz erkannten, züchteten sie Pflanzen und Tiere und regelten deren Vermehrung. Wir Menschen brauchen uns nicht gegenseitig zu züchten. Aber wir müssen uns auch nicht durch eine Geburt überraschen lassen. Mann und Frau können bestimmen, wann ein Ei befruchtet wird.«

Sie erreichten die Anhöhe. Vor ihnen lagen die Häuser und Gärten von Fontenay-aux-Roses. Die Pferde griffen schneller aus. Der kleine Wagen schwankte auf den knarrenden Federn. Das Land leuchtete im Sonnenlicht. Der Duft des Weizens, der Feldblumen und Kräuter füllte Pierres Lunge, und er war ergriffen von der Schönheit des Lebens in seiner einfachen Natürlichkeit. Er griff zur Peitsche und ließ sie in der Luft knallen. Schade, daß er kein Horn bei sich hatte, um seine aufschäumende Lebenslust hinauszuschmettern. Die Welt war schön, wenn man ihre Geheimnisse erschaute; schön in ihren Gegensätzen und schön in ihrer Harmonie.

3 Der Zug ruckte an, der Augenblick war da, den Pierre ersehnt und gefürchtet hatte. Er winkte den Eltern zu, bis sich die Wagen in die Kurve legten, dann preßte er die heiße Stirn an die Scheibe und starrte auf die vorüberfliegenden Bäume und Häuser, ohne sie wahrzunehmen. Er sah immer noch die Mutter und den Vater auf dem Bahnsteig von Fontenay-aux-Roses stehen und spürte ihre Wehmut, die sie lächelnd und mit ermunternden Worten überdeckt hatten. Aber auch Pierre empfand den Schmerz der Trennung, obgleich sie nur einige Tage in der Woche dauern und eine lächerlich kleine Entfernung ausmachen würde. Doch das Äußerliche war es nicht; es war der unwiderrufliche Abschied von den Kinder- und Jugendtagen, und es war wirklich ein trauriger Augenblick besonders für die Eltern.

Vor fast zwei Jahren hatte Jacques seine »Reise ins Leben«

angetreten, wie die Mutter damals in einer Mischung von Stolz und Traurigkeit gesagt hatte. »Er ist flügge«, hatte der Vater mit etwas mehr Festigkeit hinzugefügt, als der Zug in die Kurve ging und Jacques' lachendes Gesicht verschwand. Dann waren sie ziemlich wortkarg nach Hause zurückgekehrt. Nun fuhr er selbst nach Paris, und die Eltern waren zum ersten Male seit zwanzig Jahren wieder allein. Alle Freude darüber, daß ihr Sorgenkind das Abitur bestanden hatte und das Studium an der Sorbonne aufnehmen konnte, vermochte die Wunde nicht zu heilen; der Abschied traf sie hart, und der Trost, daß auch ein Teil von ihnen mit ihren Söhnen in die Welt hinausging, war zu schwach.

Pierre öffnete das Fenster. Der Wind fuhr durch seine kurzgeschnittenen Haare und kühlte ihm die Stirn. Sie hatten Bagneux passiert und erreichten das Fort des Vanves. Der Zug rollte dicht an einem der Bergmassive entlang, die Paris von drei Seiten umgaben und zum äußeren Festungsgürtel ausgebaut worden waren. Hier begannen die Vororte, die Villenviertel und die Mietskasernen. Gleich danach traf der Zug auf die Bahnlinie, die westlich von Versailles über Caville, Meudon und Fort de Issy heranzuführte und ebenfalls zum Gare du Montparnasse strebte. Sie teilte die Vorstädte Vanves und Malakoff, überquerte den breiten Befestigungsring und endete im Zentrum der Stadt.

Grau lag der Morgendunst über dem Häusermeer. Der eingeeengte Blick prallte gegen rauchgeschwärzte Wände, blinde Fensterscheiben, Güterwagen, Brückenpfeiler, verlor sich in einem Straßenschacht, einem Hinterhof, einem Platz, um eine Sekunde danach wieder von einer Lokomotive oder einem Lagerschuppen abgeschnitten zu werden. Pierres Augen ermüdeten, und er lehnte sich zurück. Es tat gut, nur auf das Sausen des Fahrtwindes und das Schleifen der Räder zu hören. Er spürte den Schwung der Wagen, die ihn nach Paris trugen, und eine wilde Freude verdrängte den Abschiedsschmerz, die Freude auf Jacques und auf das Studium. Er war jung, vor ihm weitete sich das Leben wie ein endloser Ozean, sein Schiff war ausgelaufen, der Kurs bestimmt, ferne Ufer hoben sich

aus dem Meer. Noch war er allein, doch vielleicht würde auch er ein Mädchen treffen, mit dem er sein Glück teilen konnte, ein Mädchen vielleicht, das sich wie er für die Wissenschaft begeisterte. Er lächelte versonnen; noch war alles unbestimmt, und seine Gedanken verließen das ungewisse Terrain und wanderten zu den Vorlesungen und Experimenten; er sah sich im Hörsaal sitzen und im Laboratorium stehen, die langen Bücherreihen in den Bibliotheken traten vor seine Augen, und eine fieberhafte Ungeduld ergriff ihn. Der Zug ratterte über zahlreiche Weichen, die Bremsen zogen scharf an, er ruckte nach vorn, der Zug fuhr in den Gare du Montparnasse ein.

Den Weg zur Sorbonne legte Pierre zu Fuß zurück. Er sah an den Häusern empor, blickte in die Schaufenster, als erlebte er alles zum ersten Male, und lächelte entgegenkommende Passanten an, die ihm erstaunt nachblickten. Er überquerte den Place Bienvenue, bog in die Rue de L'Arrivée ein und folgte der Rue de Rennes bis zur Rue de Vaugirard, die rechterhand zum Jardin du Luxembourg führte. Da er Jacques noch in der Vorlesung wußte und das schmiedeeiserne Tor des Parks schon geöffnet war, gab er der Anziehung nach, die Büsche, Bäume und Blumen auf ihn ausübten, schlenderte einen schmalen gewundenen Weg entlang, erfreute sich an den buntgefärbten Blättern, die in der Morgensonne glänzten, und schlenkerte die Tasche mit kühnem Schwung von einer Hand in die andere. So erreichte er eine Bank, die versteckt in einer Nische stand, einladend genug, um sich auszuruhen und noch einmal die bevorstehenden Studien zu überdenken.

Als er näher kam, entdeckte er im Halbschatten ein Mädchen, das erstaunt von ihrem Buch aufblickte. Pierre, halb erschrocken, halb erfreut, wußte nicht recht, ob er weitergehen oder Platz nehmen sollte. Schließlich sagte er: »Bonjour, Mademoiselle«, und als sie freundlich zurückgrüßte, nahm er seinen Mut zusammen und setzte sich an die andere Bankseite, zog ein Buch aus der Tasche und blätterte darin herum.

Das Mädchen musterte ihn ab und zu belustigt von der Seite. Pierre trug einen ziemlich altmodischen Anzug, einen abgelegten von Jacques, der ihr ebensowenig zu seinem frischen, unter-

nehmungslustigen Gesichtsausdruck wie zu seiner hochgewachsenen schlanken Figur zu passen schien. Pierre war sich dessen um so weniger bewußt, als er die spöttischen Blicke als Ermunterung auffaßte und krampfhaft nach einem lockeren Gesprächsanfang suchte; denn ihm gefiel das intelligente Gesicht mit den dunklen Augen und den schwarzen, bis auf die Schulter fallenden Haaren. Aber das Mädchen kam ihm zuvor und fragte ihn mit einem Unterton, für den sein Gehör nicht ausgebildet war: »Kommen Sie aus der Provinz?«

Pierre war so erfreut, daß ihm die Mühe des Anfangs abgenommen war, daß er überhaupt nicht über den Sinn der Frage nachdachte, sondern sie gleich beantwortete: »Aus Fontenay-aux-Roses. Pierre ist mein Name, Pierre Curie.«

Er sah sie voll an, und sie erwiderte seinen Blick, überrascht von dem warmen Ton seiner Stimme. »Ich heiße Françoise Legrand«, sagte sie, »und wohne in Paris.«

»Da haben wir früher auch gewohnt«, fuhr Pierre fort, »aber die Straße werden Sie kaum kennen, sie ist inzwischen auch verschwunden.« Er stockte, denn er glaubte, Françoise zu langweilen, und fragte: »Studieren Sie auch?«

»Ein bißchen«, antwortete sie gelassen, »Musik. – Und Sie?«

»Physik und Mathematik, heute ist mein erster Tag.« Pierre strengte das Gespräch mehr an als sämtliche Prüfungen zum Abitur, dennoch mochte er es um keinen Preis abbrechen, zumal sie bald ein Thema fanden, das für beide unerschöpflich war. Pierre erzählte von seinen, für Françoise sehr merkwürdigen, sie aber dennoch interessierenden Abenteuern mit Jacques, Françoise von ihren Bootsfahrten auf der Seine und auf dem Meer vor der Bretagne.

Die Zeit verging viel schneller, als es Pierre lieb war, und er wurde unruhig, denn er konnte Jacques nicht länger warten lassen. Er wünschte aber, Mademoiselle Françoise wiederzusehen, und wartete vergeblich auf einen Einfall, sich verständlich zu machen. Schließlich richtete er sich steif auf und sagte viel förmlicher, als der Unterhaltung angemessen war: »Erlauben Sie bitte, daß wir uns wiedersehen?«

Françoise überraschte der Kontrast zwischen der eben noch

leicht dahingeflossenen Konversation und dem abrupten Aufbruch, der wenig gewandte Umgangsformen verriet und zu seinem Anzug paßte. Sie sah auf ihre Schuhspitzen, dann warf sie die Haare in den Nacken und antwortete schnippisch: »Wir kennen uns doch gar nicht.« Als sie aber die Enttäuschung auf Pierres Gesicht sah und seinen verzagten Blick, lachte sie munter, steckte ihr Heft in die Tasche und sagte: »Wir haben ja den gleichen Weg. Erlauben Sie?«

Pierre lief es heiß und kalt über den Rücken. Die leichte Hand auf seinem Arm, in der ihr wiegender Schritt mit-schwang, der Duft ihrer Haare, diese Eindrücke genügten, um ihn zu berauschen und vergeblich nach irgendwelchen Worten suchen zu lassen. Sie gingen am Palais du Luxembourg vor-über, verließen den Park am Boulevard St. Michel, folgten ihm bis zum Place Sorbonne und blieben fast gleichzeitig stehen.

»Hier trennen sich unsere Wege, Monsieur Curie.« Sie nahm ihre Hand von seinem Arm und lächelte vieldeutig.

»Dort steht Jacques, mein Bruder.« Pierre deutete auf das Portal der Sorbonne, froh, endlich seine Sprache wiedergefunden zu haben.

Françoise reichte ihm die Hand. »Ich werde Sie sicher verwechseln. Übrigens habe ich dienstags und freitags Unterricht. Sie finden mich dann an der gleichen Stelle. Au revoir.« Sie entzog ihm ihre kleine Hand, die er fest umschlossen hielt, und er spürte noch den warmen Druck, während sie mit kurzen Schritten die Rue Victor-Cousin hinunterging.

Jacques kam ihm lachend entgegen. »Na, Kleiner«, sagte er abschätzend und betrachtete ihn von oben bis unten, »einen neuen Anzug kannst du gebrauchen . . . Sieht sehr vornehm aus, die Kleine«, fuhr er anerkennend fort. »Kennst du sie schon länger?«

Pierre überhörte die Frage und sagte: »Vielleicht werde ich sie wiedersehen. Gefällt sie dir?«

Jacques führte Pierre zu den Tafeln, die von Anschlägen unterschiedlicher Größenordnung kreuz und quer bedeckt waren. Neben Bekanntmachungen der Universitätsbehörden hingen in

verwirrender Fülle die Ankündigungen der Professoren über ihre Vorlesungen und Übungen. Obgleich für Pierre die Studienrichtung feststand, reizten ihn auch andere Themen: medizinische, pharmazeutische, biologische, philosophische und literarische. Er hätte sich hinreißen lassen und selbst in seiner Fachrichtung zu viele Stunden belegt, aber Jacques sagte bestimmt: »Es ist ganz unmöglich, alles zu wissen. Zuerst muß man sich konzentrieren. Du kannst pro Semester außer deinen Studienfächern höchstens noch zwei Interessenvorlesungen belegen. Außerdem kosten auch diese Stunden Geld.«

Geld war für Pierre ein Wort, das im schärfsten Kontrast zur Wissenschaft stand, ein notwendiges Übel, erfunden von Leuten, die nichts vom Geist der Forschung verstanden. Er empfand es überhaupt als empörend, jungen Menschen, die kein eigenes Einkommen haben konnten, Geld für das Studium abzufordern. Für die Eltern war es eine Zumutung, für ihre erwachsenen Kinder den Lebensunterhalt bestreiten zu müssen, die, wenn sie einen einfachen Beruf erlernten, selbst für sich sorgen konnten. Die Gesellschaft, die Nutzen aus der Entfaltung jeder Begabung zog, bürdete den Familien die Ausbildungskosten auf, und dem Privileg, das die reichen Kreise damit besaßen, entsprach die Dummheit vieler anderer, die das Studieren nicht für eine richtige Arbeit, sondern für etwas Feineres hielten. Als wenn die Arbeit nur im Steinekarren bestünde und das Gehirn durch Wasser ersetzt werden könnte. Und als ob es überhaupt etwas Feineres als Arbeit gäbe.

In den ersten Vorlesungen hatte Pierre den Eindruck, von einem kanalisiertem Fluß in einen Ozean getrieben zu werden. Das Wissen, nach dem ihn düsterte, überflutete ihn mit einer Fülle von Tatsachen, so daß er sich wie ein Ertrinkender vor kam oder wie eine Wespe im Sirup. Er stöhnte verzweifelt, doch Jacques lachte nur und sagte: »Das geht vorüber, Kleiner, dich verwirren nur die vielen Einzelheiten. Beachte sie nicht, suche den Sinn der Vorlesung zu erfassen, frage, was will der da vorn, worauf will er hinaus? Auf die Axiome und Gesetze kommt es an, die muß man begreifen, aus ihnen lassen sich die Fakten und Erscheinungen ableiten, die du in den Lehrbü-

chern ohnehin nachschlagen kannst. Außerdem lernst du sie beim Experimentieren aus der unmittelbaren Anschauung heraus viel besser kennen. Natürlich beruhen die Naturgesetze auf Tatsachen, aber wir lernen in der umgekehrten Reihenfolge, die ökonomischer ist. Später, wenn wir selbst forschen, müssen wir den anderen Weg gehen.«

Es war nicht leicht für Pierre, den Ratschlägen Jacques' zu folgen; die Vielfalt der Kenntnisse reizte und verwirrte ihn zugleich, und es dauerte einige Monate, bis es ihm leichter fiel, einer Vorlesung mühelos und mit Genuß zu folgen und das Wichtigste herauszufinden. Seiner langsamen, bedächtigen Art kam es dabei zustatten, daß er sich mit dem Stoff, den der Professor in der bevorstehenden Stunde behandeln würde, schon vorher befaßte. Diese Methode, nach einem Lehrbuch vorzuarbeiten, erhöhte den Reiz einer Vorlesung, die nun eine Wiederholungsstunde war und sein Wissen bestätigte, festigte und ergänzte. Das hob sein Selbstbewußtsein und förderte seine pädagogische Neigung, denn nun war es ihm möglich, sich auch über den Aufbau und die Wirkung einer Vorlesung Gedanken zu machen.

Im Laboratorium war Pierre den meisten Studenten an Erfahrung und Geschick überlegen, so daß er mehr Zeit für die Unterstützung anderer als für seine eigenen Experimente verwandte. Bald ging ihm der Ruf eines erfindungsreichen und manuell gewandten Experimentators voraus, und es fiel Jacques nicht schwer, ihm Zutritt zu dem Laboratorium des angesehenen Professors Leroux in der alten Pharmazeutenschule zu verschaffen. Als dieser ihn für die Vorbereitung der Physikkurse einsetzte, fühlte Pierre sich in seiner Absicht bestärkt, selbst einmal als Wissenschaftler zu arbeiten. Er fühlte sich überhaupt von der Atmosphäre des Lernens und Forschens angezogen; er liebte die stille Andacht, die von angestrenzter Geistesarbeit ausging, die spannungsgeladene Ruhe der Leseäle, die leisen, aufregenden Geräusche der Laboratorien, den kühnen Schwung der Beweisführung, die gelassene Sicherheit einer Formel, das Umhertasten im Niemandsland, dem Gebiet zwischen dem sicheren und dem erstrebten, erahnten,

vorgestellten Wissen, die Akkumulationsarbeit des Geistes und den Blitz der Erkenntnis. Das war seine Welt, die ihn faszinierte, aber der Weg dorthin war ein steiler, dornenbewachsener Pfad. Die finanzielle Hilfe seiner Eltern konnte er nicht unbegrenzt in Anspruch nehmen, und für eine schnelle Beförderung fehlte ihm jedes diplomatische Geschick.

Jacques, der auch die wissenschaftliche Laufbahn anstrebte, war im Umgang mit den Professoren und Dienststellen gewandter. Er verstand es, seine Vorzüge ins rechte Licht zu setzen, seine Persönlichkeit bei angemessener Bescheidenheit zur Geltung zu bringen. Die Professoren Riche und Jungfleisch, in deren Laboratorien Jacques und Pierre Seite an Seite arbeiteten, bemerkten die Unterschiede zwischen den Brüdern sehr bald. Pierre gefiel ihnen durchaus in seiner bescheidenen, stillen Art, doch sie wünschten ihn sich weniger schüchtern und zurückhaltend. Für die Forschung besaß er ohne Zweifel wertvolle Eigenschaften, Ausdauer, Umsicht, Phantasie, leidenschaftliche Hingabe, Willensstärke, aber die wissenschaftliche Leistung allein genügte nicht für ein berufliches Fortkommen. Er war gegen jedermann gleich freundlich und hielt es für würdelos, sich bei denjenigen besonders beliebt zu machen, die durch ihren Posten an Schmeicheleien, betonte Hochachtung und eifrige Zuvorkommenheit gewöhnt waren.

»Alles gut und schön«, sagte Jacques, »aber etwas Diplomatie könnte dir nicht schaden.«

»Die Wissenschaft hat auf persönliche Dinge keine Rücksicht zu nehmen«, antwortete Pierre.

Darauf gab Jacques zu bedenken, daß Wissenschaftler auch Menschen seien. »Und wer ist schon frei von Schwächen?«

»Davon darf man sich nur beirren lassen«, beharrte Pierre, »wenn man die Wissenschaft aufgibt.«

»Und du vergißt«, entgegnete Jacques, »daß die Wissenschaft von Menschen betrieben und finanziert wird.«

Manchmal hatte Pierre selbst das Gefühl, zu absolut zu sein, wie Jacques es bezeichnete, doch immer wieder drängte sich ihm die Naturwissenschaft als ein Idealbild auf; denn sie erforschte die Wahrheit, sie war der Prometheus der modernen

Zeit, sie gab der Industrie und Landwirtschaft mächtige Mittel und Kräfte, durch sie entstand eine neue Zivilisation, in der es keinen Hunger und keine Notleidenden mehr geben würde. Dieser Wissenschaft zu dienen, mit der Kraft seines Geistes und der Geschicklichkeit seiner Hände neues Wissen zu schaffen und anderen zu vermitteln, das war für ihn das höchst Erstrebenswerte, und alles, was er dem entgegenstehen sah, verneinte er mit sanfter Festigkeit.

Manchmal verirrte er sich in dem Gestrüpp. Es gab aber auch Tage, an denen er an sich selbst und allen seinen Fähigkeiten zweifelte. Dann aber wieder durchlebte er den Rausch tiefer Erkenntnis, und er genoß den weiten Ausblick ins Land der Wissenschaft, den ein höherer Standort verleiht. Mehr und mehr schlossen sich ihm die Lücken innerhalb einzelner Systeme; zentrale Begriffe warfen ihr Licht wie Sonnenkörper in die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und ihrer Metamorphosen. Ihre Funken spiegelten sich und wirkten in jedem Körnchen, und so wie ein Begriff als Zentralgestirn eine Welt von Dingen und Kräften regierte, so fügte er sich umfassenderen Begriffen und Gesetzen ein, die von vielen Menschen jahrhundertlang gesucht und mit Geduld und Scharfsinn wie Gold aus dem Flußsand geschürft worden waren. Diese geistige Welt von den Dingen und Prozessen war zu einem immer präziseren Werkzeug geworden, die Naturstoffe in eine gewünschte Qualität zu verwandeln oder die Naturprozesse in eine erstrebte Richtung zu lenken. Dennoch wehrte sich Pierre gegen ein Gefühl des Triumphes über die Natur. Nur ein Mensch, der nichts von der Natur verstand, konnte von einer Herrschaft über die Natur sprechen. Dienen und herrschen bildeten die Kehrseiten einer Medaille; der Unterdrückung, Ausbeutung und Verkrüppelung entsprachen Entwürdigung, Versklavung und Entrechtung. Sie verfehlten den Sinn der Naturwissenschaft und liefen auf die Zerstörung der Natur und auf die Zerstörung des Menschen hinaus, statt die Gesellschaft zu befähigen, ihr Leben ohne Angst und Not vor den Kräften der Natur in Übereinstimmung mit ihr einzurichten.

Je besser Pierre den Inhalt der Begriffe und Gesetze er-

faßte, desto tiefer drang er in die Geheimnisse der Stoffe und Kräfte ein. Ein tiefes Glücksgefühl ergriff ihn, wenn er dem methodischen Gang einer Entdeckung oder der logischen Gedankenführung eines Beweises so folgen konnte, daß ihm die Resultate wie eine eigene Erkenntnisleistung erschienen. Manchmal glaubte er etwas Neues gefunden oder gedacht zu haben, um bald danach festzustellen, wie sehr er doch erst am Anfang stand, da er noch nicht einmal den Überblick darüber besaß, wo die fließende Grenze zwischen dem Bekannten und Unbekannten verlief. Dennoch, auch diese Feststellungen ermunterten ihn; in ihnen sah er die Bestätigung, ebenso wie andere und viel bedeutendere Menschen als er urteilen und schließen zu können.

Françoise, die Pierre wiedergetroffen hatte, freute sich herzlich über seine Fortschritte, und auch er hörte ihrem unbeschwertem Geplauder gern zu. Schnell ließen sie die Anstrengungen zurückliegender Tage hinter sich, trieben im Strom der Passanten über die Boulevards oder durchstreiften das Gewirr enger Gassen im Quartier Latin mit den Buch- und Trödel-läden, den Spezialitäten-Restaurants, Cafés, den Fisch-, Obst- und Gemüseständen, die an Flüsse und Meere, an Palmen, Weinberge, Olivenhaine, an Bananen- und Orangenplantagen erinnerten. Am Ufer der Île de la Cité, der Spitze des Square du Vert-Galant, saß es sich gut in der Mittagssonne, anein- andergelehnt, die Augen auf das Wasser und die vorüberzie- henden Schiffe gerichtet. Konzerte und Ausstellungen, Museen und Märkte, historische Stätten und Gebäude, Kirchen und Aussichten, Friedhöfe, Parkanlagen, verfallende Straßen und elegante Avenues – sie bildeten eine verwirrende Welt von Schönheit und Häßlichkeit, Reichtum und Armut, Glanz und Elend, Jugend, Alter, Geschäftigkeit und Langeweile, Verfall und Wiederaufbau. Vom Palais de Chaillot, von der Terrasse der Sacré-Cœur, vom Südturm der Notre-Dame oder vom Arc de Triomphe sahen sie auf Dächer, Essen, Straßen, Kais, Bäume, Wiesen, Karren und Wagen, auf Eilende, Bummelnde, Sitzende und Schlafende, auf öde Fassaden und bunte Marki- sen, auf Greise und Kinder, Hunde, Pferde, Gaslaternen und

grellbunte Plakate. Ermüdet flüchteten sie in ein Café, den Blick in eine düstere Gasse oder auf einen mit Bäumen und Rabatten geschmückten Boulevard gerichtet, froh, unter den vielen anderen allein und miteinander einig zu sein.

Ihre Freundschaft verwandelte sich bald in eine tiefe Zuneigung, und sie konnten die Zeit kaum abwarten, sich wiederzusehen und ihre Erlebnisse auszutauschen, die Gedanken und Empfindungen des anderen zu erfahren und nachzuerleben. Pierre achtete wie nie zuvor auf sein Äußeres und kleidete sich, der Aufforderung Jacques' folgend, trotz seines schmalen Etats neu ein. Er war überglücklich, ein Mädchen wie Françoise gefunden zu haben, das zu den wenigen gehörte, die ihre Zeit nicht am häuslichen Herd, hinter Stick-, Strick- oder Häkelsachen, Büchern, Kaffeekränzchen vergeudeten und ihre Bildung nicht gelegentlichen Opern- oder Theaterbesuchen und den von Männern aufgeschnappten Brocken verdankten. Allerdings faßte Françoise ihr Studium anders als Pierre das seine auf. »Natürlich bin ich eine moderne Frau«, sagte sie lächelnd und nicht ohne Stolz auf ihre Selbständigkeit, »aber doch auch eine Frau. Ich folge nur dem Zug der Zeit. Nötig hätte ich's vielleicht nicht, doch alles andere wäre mir langweilig.« Sie nippte an ihrem Kaffee und blickte Pierre über den Rand der Tasse mit heiteren Augen an.

Pierre sah in dem Studium eine hohe Verpflichtung und meinte, daß die wenigen Frauen, die sich dazu entschließen konnten, berufen wären, ihrem Geschlecht mehr Freiheit zu ertrotzen.

»Warum gleich zu den Sternen greifen«, deklamierte Françoise, »ich finde, eine gebildete Frau ist einem Mann nützlicher als eine andere. Sie kann ihn besser verstehen und ihm vor allem auch besser voranhelfen.«

»Warum sollen nicht beide in ihrem Beruf aufgehen?« fragte Pierre verwundert.

»Ich glaube, das sind Ausnahmen und gewöhnlich Illusionen«, entgegnete Françoise. »Eine Familie stellt doch Anforderungen, besonders an die Frau, genügt das nicht?« Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihn mit großen Augen an.

Pierre nickte zerstreut und dachte an seine Mutter, die zufrieden und glücklich war, nur für ihren Mann und ihre Kinder dazusein. Dennoch sah er sich in seinen Vorstellungen nicht bestätigt, ohne sagen zu können, warum. Er hatte sich allerdings bisher wenig Gedanken über ein späteres Familienleben und auch über seine berufliche Zukunft gemacht, außer daß er als Wissenschaftler arbeiten wollte. Françoise aber fand seine Liebe zur Wissenschaft recht platonisch und erinnerte ihn gelegentlich daran, an sein berufliches Fortkommen zu denken. »Schließlich kann man nicht nur von Entdeckungen leben«, meinte sie lakonisch, »man muß dabei auch an seine Karriere denken.«

Pierre sah sie verständnislos an, denn für ihn war die Wissenschaft ein Heiligtum, das durch solche Gedanken nur entweiht werden konnte.

»Mir wird schon eine angemessene Stellung zufallen«, antwortete er zerstreut, doch als er nach zweijährigem Studium das Lizentiat für Physik erworben hatte, vermochte er noch immer nichts Handfestes über seine beruflichen Pläne zu sagen. »Ich könnte natürlich als Lehrer anfangen, aber zunächst möchte ich noch auf eigene Faust mit Jacques forschen. Wir haben eine interessante Untersuchung vor.«

»Jacques ist Assistent«, entgegnete Françoise, und als Pierre schwieg, fuhr sie fort: »Er hat ein Einkommen.«

»Das hat noch Zeit«, entgegnete Pierre verstört und auch ein wenig verletzt, denn er hätte seine Eltern gern von den Unterhaltszahlungen entlastet. Aber er hatte keine Sekunde gezögert, ohne Einkommen wissenschaftlich weiterzuarbeiten. Die wissenschaftliche Laufbahn erfordert eben Opfer, dachte er und sagte: »Ich betrachte die Wissenschaft nicht wie einen anderen Beruf, sondern empfinde sie als Berufung. Es ist überhaupt scheußlich, dabei an Geld zu denken.«

Françoise sah ihn zum ersten Male zornig an. »Du denkst nur an deine Interessen«, antwortete sie und zog ihren Arm aus dem seinen.

Pierre erschrak und suchte vergeblich nach dem Grund ihrer Verstimmung. »Verzeih mir, Françoise,« sagte er mit seiner

ruhigen, fast sanften Stimme, »ich wollte dir doch nicht weh tun.« Er zog die Widerstrebende an sich, drückte seinen Mund auf ihr Haar und wartete, bis sie sich an ihn schmiegte.

»Du bist ein großer dummer Junge«, sagte sie gutmütig schmollend, »wie lange sollen wir denn noch warten?«

Pierre hob sie zu sich empor. »Bist du meine kleine Frau, oder bist du es nicht? Laß uns von unserer Arbeit träumen, du von deiner Musik und ich von meinen Forschungen. Wir sind doch noch so jung.«

Françoise blickte in seine Augen, die weit weg gerichtet waren. »Wir können doch nicht nur träumen, Pierre«, antwortete sie nachdrücklich, »wir müssen auch an den Alltag denken, hörst du?«

Pierre ließ sie auf die Erde gleiten. »Mußt du immer wieder davon anfangen?« fragte er vorwurfsvoll, dann nahm er ihre Hand, legte seinen Arm um ihre Taille, ging in ihrem Schritt neben ihr her. Sie spürten ihre Wärme und den Rhythmus ihrer Bewegungen.

Pierre schien recht zu behalten. Ein Jahr später, 1878, wurde er zum Präparator an der naturwissenschaftlichen Fakultät von Paris ernannt. Sein Einkommen war zwar bescheiden, aber er stand nun auf eigenen Füßen. Ungeduldiger als je zuvor wartete er auf das Stelldichein mit Françoise. Sie sah ihn mit viel zu großen Schritten und mitteilungsfrohen Augen den Parkweg entlangeilen und ging ihm entgegen. Natürlich mußte sie raten, was er Neues zu berichten hatte, doch diesmal dachte sie nicht an den Beruf, sondern an eine Entdeckung.

»Du bringst mich in Verlegenheit«, spottete Pierre, »erwartest du immer das Gegenteil von dem, was du möchtest?«

»Wie scheußlich aggressiv du bist«, antwortete sie anerkennend, »wahrscheinlich haben sie dir einen Lehrstuhl angeboten.«

»Wenn ich so unbescheiden wäre wie du, bestimmt.«

Sie lachten und küßten sich, bis Françoise sich genarrt vorkam und sagte: »Und das alles, ohne meine Neugier zu stillen. Also ich gratuliere, es bleibt ja nur noch die Assistenz.«

»Ich habe Karten für ›Carmen‹, und anschließend erlauben wir uns ein festliches Diner, einverstanden?«

»Unbedingt«, antwortete Françoise entschieden. Sie freute sich über Pierres Erfolg, obgleich sie keine übertriebenen Hoffnungen aus der Anstellung ableitete, denn der Weg zu einer Universitätsprofessur war selbst dann lang und kompliziert, wenn hohe wissenschaftliche Leistungen erbracht wurden, besonders, wenn der Kandidat keine Beziehungen besaß und seiner Karriere keine Aufmerksamkeit schenkte. Aber sie glaubte an Pierre und auch daran, diesen Ehrgeiz in ihm wecken zu können.

In den Ferien fuhren sie in die Nähe von Fontainebleau und mieteten sich in einem Bauernhaus ein Zimmer. Als sie ihre Sachen ausgepackt und in den riesigen Schrank und die buntbemalte Kommode eingeräumt hatten, standen sie verlegen voreinander. Pierre blickte zum Fenster. »Wollen wir ins Freie gehen?«

Françoise nickte, und erleichtert verließen sie das Haus. Sie gingen an der Kirche vorüber, folgten dem schmalen Weg an der Friedhofsmauer, der sich bergan durch Obstgärten schlängelte. Sie stießen auf einen Bach und hörten auf das Gluckern der winzigen Wellen. Ihre Befangenheit löste sich, je weiter sie sich vom Dorf entfernten. Als sie die langen Schatten des Waldsaumes erreichten, blieben sie stehen. Das Dorf lag in einem langgestreckten Tal, in dem sich die ersten Nebelwölkchen bildeten. Die Luft war warm und vom Duft des reifen Getreides, der Heudriemen, Kräuter und Feldblumen gesättigt. Sie setzten sich und lehnten sich aneinander. Die Uhr schlug sieben- oder achtmal, ein leichter Wind strich durch die Baumkronen, Grillen zirpten, Mäuse piepten, Salamander und Käfer raschelten im Laub. Ein Hase hoppelte über die Wiese, setzte sich, spitzte die Ohren und schoß, von dem lautlosen Schatten eines Bussards erschreckt, in wildem Zickzack den Hang hinunter.

Eine lange Zeit fiel kein Wort, denn jeder war mit sich, den neuen Eindrücken und der ungewöhnlichen Situation beschäftigt. Jetzt, da sie zum ersten Male ganz für sich allein

waren, fürchteten sie sich vor dem, wovon sie geträumt und worauf sie sich gefreut hatten. Jedem fiel es schwer, das erste, befreiende Wort zu sprechen. Pierres Hand glitt leicht über Françoises dunkles Haar. Sie lag ganz ruhig und spürte die wachsende Erregung, die von Pierre zu ihr und von ihr zu Pierre hinübertrieb. Als der Mond über dem Wald aufstieg, sagte sie: »Bist du auch so glücklich?«

Pierre richtete sich auf und sah Françoise in die dunklen Augen, die ihn mit sanfter Gewalt an sich zogen. Er beugte sich über sie, legte seine Hand auf ihre Brust und küßte ihre Stirn, ihre Augen, ihre Wangen, bis sie die Arme um seinen Nacken schlang und ihre Lippen auf seinen Mund preßte. Sie entdeckten viel Neues an sich und aneinander und fanden, daß die Dinge wohleingerichtet und nicht weniger liebenswert als die schönen Künste und wissenschaftlichen Experimente waren. Sie wurden erst müde, als der Mond schon hoch über den Bäumen stand und Nebelfelder über den Wiesen schimmerten, daß sie ohne Anstrengung der Illusion erlagen, am Rande eines schweigsamen Ozeans zu liegen und in ihn hineinzugehen wie die Fabelwesen des Meeres. Auch auf sie wartete ein Schloß in Gestalt ihres kleinen Giebelzimmers, das sie über knarrende Stufen, sich gegenseitig stützend, erreichten, ohne Licht anzünden zu müssen. Sie ließen die Vorhänge geöffnet und fanden es amüsant, sich beim Entkleiden zu helfen und an ihren wohlgewachsenen Körpern zu erfreuen. Schließlich hob Pierre Françoise empor, bedeckte ihre Brust mit Küssen und legte sie behutsam aufs Bett.

Françoise erwachte zuerst, erfrischt und übermütig vor Glück. Sie legte ihre Hand auf seine Stirn, doch als er die Augen öffnete, sprang sie auf und trat an den Waschtisch. Pierre schob sich noch ein Kissen unter den Kopf und betrachtete sie froh, während sie sich langsam wusch, ihren schlanken Hals, ihre weichen Schultern, ihre kleinen festen Brüste, ihren biegsamen Rücken, bis sie ihn naßspritzte und ihm die Decke wegriß.

Er fühlte sich wie ein Riese neben ihr, schnaupte und spritzte die Schüssel halb leer. Das restliche Wasser schüttete er aus dem Fenster in den Garten.

»Manieren hast du«, sagte Françoise und stetzte voran an den Frühstückstisch auf der Veranda, den die Bäuerin für das junge Paar umsichtig gedeckt hatte.

Während Françoise und Pierre sich mit gutem Appetit die gekochten Eier, schneeweißes Brot, Butter, Honig, Schinken und Käse schmecken ließen, streckte die Bäuerin den Kopf durch die Tür und begrüßte sie zuvorkommend freundlich. Ob sie denn alles ganz nach Wunsch getroffen hätten, begehrte sie zu wissen, ohne neugierig sein zu wollen, nur so aus Sorge um ihr Wohlergehen, für das sie ja nun mit verantwortlich sei. Ihre Miene hellte sich auf, als die Gäste nichts zu wünschen übrig und selbst das Wetter einzigartig fanden. »Sie sind aber auch ein schönes Paar«, sagte die Bäuerin mit einem Seufzer der Erinnerung.

»Die Landluft wird Ihnen guttun. Ja, was für Sie das Land, ist für uns Paris. Aber, aber, so wenig ich über meinen Mann zu klagen habe, denken Sie, er hat bis heute sein Wort noch nicht eingelöst. Seit fünfzehn Jahren will er mir Paris zeigen, so lange sind wir nämlich schon verheiratet. Da, neben dem Spiegel, das war unsere Hochzeitsfeier.« Sie streckte ihren rundlichen Arm aus, und als sie die interessierten Blicke ihrer Gäste bemerkte, hob sie das Bild vom Nagel und lehnte es an die Kaffeekanne. »Ja, damals waren wir noch jung und schlank.«

Sie betrachtete ihr Bild in einer Mischung von Betrübniß und Wohlgefallen, bis Françoise ihrer heiter-trüben Stimmung das zweite Attribut mit den anerkennenden Worten raubte: »Sie haben sich aber nur wenig verändert.« Und da Pierre ernsthaft nickte und ihr mütterliches Gesicht mit den gutmütigen Augen freundlich musterte, fühlte sie sich viel jünger als zuvor. Sie lief ins Schlafzimmer, steckte ihr Haar zurecht, zog eine Feiertagsbluse an und überraschte ihren Mann unter Mittag mit einem zaghaften Kuß.

Die Tage flogen Françoise und Pierre wie im Traum dahin. Sei streiften durch die Wälder, Pierre mit riesigen Schritten voran, Françoise tapfer hinterher. Am liebsten wanderten sie zu einem kleinen See. Sein Wasser war warm und so klar,

daß sie überall den Grund sehen konnten. Pierre baute ein Floß, mit dem sie dicht am Schilf entlangstakten, in dem die Wildenten ihre Nester gebaut hatten.

An manchen Tagen blieben sie bis zum Abend. Pierre hatte Forellen in dem Bach entdeckt, der in den See mündete. Françoise lag still neben ihm, während er seinen Arm vorsichtig ins Wasser tauchte und mit der Hand unter die Baumwurzeln fuhr. Ganz von unten her tasteten seine Finger sich an den Bauch einer Forelle heran. Übermütig schaukelte er sie sanft hin und her, um sie dann den Daumen von oben, fest zu packen und ans Ufer zu werfen. In der Glut eines Feuers oder auf einem stark erhitzten Stein briet Françoise die Fische.

Die Tage vergingen ihnen um so schneller, je näher das Ende ihrer Ferien kam. Ihre Gedanken drängten über das Gegenwärtige hinaus und brachten Unruhe in ihre Unternehmungen. Françoise dachte viel an ihre gemeinsame Zukunft. Es gab nicht wenig Hindernisse, die einer Heirat mit Pierre im Wege standen. Da sich Pierre darüber keine Gedanken machte, fühlte sich Françoise um so mehr verantwortlich.

Die Eltern wollten sie vorteilhaft verheiraten, aber sie waren schließlich vermögend genug, um nicht darauf angewiesen zu sein. Da ihr Vater eine einflußreiche Stellung bekleidete, konnte er Pierre einen guten Posten verschaffen. Dann würde er schon ohne große Widerstände in die Familie aufgenommen werden. Und schließlich würde Pierre ihr zuliebe auch einer kirchlichen Trauung zustimmen. Es machte ihm nichts aus, daß sie zur Kirche ging, wie es sie nicht störte, daß er Atheist war.

Pierres Gedanken sprangen noch häufiger als Françoises in die zukünftigen Tage nach Paris. Einige schöne Steine, die er in der Umgebung fand, erinnerten ihn an das Vorhaben, das er nach seiner Rückkehr gemeinsam mit Jacques durchführen wollte. Sie hatten sich mit den Symmetrieverhältnissen kristalliner Stoffe beschäftigt und vermuteten, eine an Kristallen bisher unbekannte Eigenschaft nachweisen zu können. Sie hatten darüber mit Professor Friedel gesprochen und durften die Experimente in seinem Laboratorium durchführen.

Pierre wunderte sich, daß er in all den Wochen nicht ein einziges Mal daran gedacht hatte, war doch gerade er überzeugt, daß die geistige Vorarbeit den halben Erfolg einer Arbeit verbürgte. Und es war ihm nie schwergefallen, sie hin- und herzuwenden und von den verschiedensten Seiten zu untersuchen.

Françoise hörte geduldig zu, wenn Pierre von den geplanten Forschungen erzählte, doch versuchte sie auch, ihn für ihre Pläne zu gewinnen. »Du solltest dich um eine höhere Stellung bewerben. Dann hast du auch mehr Möglichkeiten und Mittel für deine Untersuchungen.«

Er schüttelte den Kopf. »In meiner jetzigen Stellung kann ich ungestört arbeiten. Auf einem höheren Posten würde ich nur mit amtlichen Verpflichtungen überhäuft.«

Françoise blickte ihn traurig an. »Soll ich denn mit einem ewigen Studenten vorliebnehmen? Wie stellst du dir denn die Ernährung einer Familie vor?«

Pierre suchte sie zu beruhigen. »Laß mich nur erst etwas leisten. Wenn du mitarbeitest, wird es für den Anfang schon reichen.«

Françoise ließ den Kopf hängen und beschloß, für beide zu beten. Am Abend zündete sie eine Kerze an, die unter dem Kreuz auf einem Wandbrett stand. Sie kniete nieder und bat die Mutter Gottes, Pierre zu erleuchten. Pierre lag auf dem Bett und dachte über den Aufbau kristalliner Stoffe nach. Er hörte Françoises Geflüster und sah ihr verklärtes Gesicht seitlich im Spiegel. Das weiche Licht der ruhig brennenden Flamme ließ ihr schmales Gesicht wie Elfenbein unter dem schwarzen Haar erglänzen. Sie erschien Pierre weit entrückt wie ein Engel. Leise stand er auf, stellte sich neben sie und kniete bei ihr nieder, als sie ihn nicht beachtete. Behutsam legte er seinen Arm auf ihre Schulter.

Langsam wandte sie sich ihm zu. Sie preßte ihren Kopf an seine Brust und weinte schluchzend. Pierre hielt sie fassungslos. Er streichelte ihr Haar und wartete, bis sie sich beruhigte.

Schließlich richtete sie sich auf. »Ach, Pierre«, sagte sie, »ich bin so glücklich, daß du gekommen bist.«

Am nächsten Tag ging Françoise zur Beichte. Der Pfarrer tadelte sie nicht, sondern lobte sie, daß sie Pierre in den Schoß der Kirche führen wollte. »Gott hat dir diese Aufgabe gestellt, mein Kind, wenn du sie erfüllt hast, sind dir deine Sünden vergeben. Du hast zwar einen ungewöhnlichen Weg gewählt, aber du bist ihn aus Liebe gegangen.«

Pierre saß im Querschiff auf der letzten Bank. Er bemühte sich, in den Glauben und in die Seele seiner Geliebten einzudringen. Ihm selbst war der Gedanke, einem Fremden sein Innerstes offenbaren zu müssen, unerträglich. Vielleicht war es für den Gläubigen nur eine Art Selbstgespräch, eine innere Einkehr, wie Pierre sie auch kannte, um mit seinen Erlebnissen, Gefühlen und Gedanken ins reine zu kommen? Doch wer war es, der hier über die inneren Kämpfe eines Menschen urteilte, der das Zepter des Heils oder der Verdammnis schwang? Wer konnte sich schon in den wenigen Minuten eines Geständnisses wirklich ein Bild von der Seele des Menschen machen und die richtigen Worte für sein weiteres Wohlergehen finden?

Pierre fühlte sich unendlich weit entfernt von Françoise. Er sah seine Liebste in der Gewalt einer Macht, die ihm fremd und feindlich erschien. Als er den Priester zur Sakristei gehen sah, wäre er ihm am liebsten nachgerannt, um ihn zu fragen, was er mit Françoise angestellt habe. Ihm fiel die Geschichte von dem Drachen ein, der die Prinzessin bewachte, und er wünschte, ein Schwert in der Hand zu haben, um Françoise aus der Hölle zu befreien.

Aber da kam sie schon durch das Seitenschiff, lächelnd und unverändert. Er nahm ihre Hand, küßte sie auf die Stirn und führte sie aus der Kirche. Françoise war es, als ob sie vom Altar kamen und die Orgel einen dröhnenden Schlußakkord spielte.

Als sie nach Paris zurückgekehrt waren, sprach Françoise mit ihrer Mutter, die ihr mit widerstreitenden Gefühlen zuhörte. Sie wünschte Françoise mehr Glück und Liebe, als ihr selbst beschieden gewesen war, aber sie besaß auch eine tiefe Abneigung gegenüber Menschen aus weniger begüterten Krei-

sen, die sie, halb bedauernd, halb abfällig, als »arme Schlucker« bezeichnete. Ihrer Überzeugung nach konnten nur diejenigen, die von Kindheit an Luxus und Befehlsgewalt gewohnt waren, jene vornehme Gelassenheit erreichen, die den Mann von Welt auszeichnete. Doch was Françoise über Pierre Curie sagte, weckte noch andere Assoziationen in ihr, denn den Gelehrten billigte sie eine aus Narrenfreiheit und Bewunderung resultierende Sonderstellung zu. »Ich sehe eine Möglichkeit«, sagte sie schließlich wohlwollend, »wenn dein Vater sich um eine angemessene Position für Herrn Curie bemüht, können wir ihn, glaube ich, unbesorgt in unsere Familie einführen.«

Pierre, der nichts von diesem Gespräch ahnte, stürzte sich mit Jacques in die Arbeit. Ihm waren neue Kräfte gewachsen, eine Leidenschaft trieb ihn, daß er sich selbst zu den Verabredungen mit Françoise von den Untersuchungen fortreißen mußte. Er brauchte eine lange Zeit, um sich in etwas hineinzudenken. Auch konnte ihn die geringste Kleinigkeit aus einem Gedankengang herausreißen. Deshalb suchte er jede Störung von sich fernzuhalten.

»Das war wieder ein Tag wie viele andere«, schüttete er Françoise sein Herz aus. »Wenn ich mich mit einer Sache beschäftigen will, immer ist etwas da – ein Wort, eine Zeitung, ein Besuch –, das mich ablenkt. Dann brauche ich Stunden, um mich wieder in die Arbeit hineinzufinden. Das macht mich verrückt!«

Françoise legte ihre Hände um seinen Hals. »Gib mir einen Kuß, Pierre, und denk auch mal an mich.«

Pierre blickte über sie hinweg. »Ach, Françoise, wir müssen essen, trinken, schlafen, lieben, aber wir müssen vor allem unserer Berufung folgen. Wir müssen aus dem Leben einen Traum und aus dem Traum eine Wirklichkeit machen.«

Françoise nahm ihre Hände von seinem Hals. »Was ist dieser Traum, Pierre? Gilt er nur deiner Arbeit oder auch unserm Leben?«

Pierre senkte den Kopf. »Manchmal weiß ich es nicht. Gewöhnlich ist ein Teil meines Wesens wie eingeschlafen. Mein Geist ist oft so schwach, daß er meinen Körper nicht mitrei-

ßen kann. Was sind meine Gedanken wert? Das meiste Vertrauen habe ich noch zu meiner Phantasie, aber ich fürchte sehr, daß sie tot ist.«

Françoise wandte sich ab. Pierre kam ihr ganz anders vor, als sie ihn in den Ferien erlebt hatte. Lag es daran, daß er am Anfang einer Laufbahn stand und ihn die Schwierigkeiten überwältigten? Hatte er für viele Dinge des Lebens keinen Sinn? Es fiel ihr schwer, eine Antwort zu finden. Gern ließ er sich in ein Konzert führen. Manchmal bat er sie darum. Sie besuchten Gemäldeausstellungen, Museen; sie durchstreiften die Umgebung von Paris, und stets freute er sich darauf. Manchmal allerdings glaubte sie zu spüren, daß ihn hinterher die Zeit reute und er mit seinen Gedanken zur Arbeit zurückstrebte. Nur sie, nicht ihre gemeinsame Zukunft schien ihm am Herzen zu liegen. Hatte sie ihn zu sehr verwöhnt? Liebte er sie, wie sie ihn liebte? Brauchte er sie nur, um sein Herz auszuschütten?

Sie hatte an seinen Arbeiten teilgenommen, er aber hatte sich nicht im geringsten um ihre Pläne gekümmert. Und gerade jetzt hatte ihr Vater angekündigt, daß sich für Pierre bald eine gute Stellung finden würde. Sie fürchtete sich fast, mit Pierre darüber zu sprechen.

Pierre merkte nicht, daß Françoises Gedanken eigene Wege gingen. Es fiel ihm auch nicht auf, daß sie weniger Zeit für ihn hatte. Er war so vergraben in seinen Forschungen, daß er sich keine Gedanken darüber machte, wenn Françoise ihm von kleinen Festen und liebenswürdigen Bekannten erzählte. Und Françoise rührte es wieder, wie überzeugt Pierre von der Dauerhaftigkeit und Unanfechtbarkeit ihrer Liebe war.

Françoise verschob die Aussprache auf die Ferien, auf die sie sich beide sehr freuten. Pierre allerdings wäre lieber in Paris geblieben, um die Untersuchungen fortzusetzen. Jacques hatte ihn jedoch überzeugt, daß es besser wäre, auszuspannen und in völliger Ruhe ihre Arbeit zu überdenken. Pierre ließ sich um so lieber überreden, als er sich sehr erschöpft fühlte.

So fuhr er wieder mit Françoise in ihr Dorf, wo sie alles

unverändert fanden. Sogar ihr Floß lag noch in der Bucht. Pierre lebte auf und mit ihm Françoise. Sie liebte ihn, und alles würde gut werden. Der Mond schien so hell wie vor einem Jahr. Die Wiesen waren taufrisch am Morgen und abends mit Nebelwölkchen bedeckt. Das Wasser war warm und klar, wie sie es gewöhnt waren, und die Forellen, die Pierre fing und Françoise briet, schmeckten ihnen wieder vorzüglich.

Pierre fand ungestörte Stunden, in denen er seinen Gedanken nachhängen konnte. Und Françoise las zufrieden in einer Biographie über Mozart. Die Unruhe, die am Ende ihres ersten Urlaubs aufgekommen war, blieb aus. Sie waren so unbeschwert, daß sie sich kein glücklicheres Paar vorstellen konnten.

Am Abend vor ihrer Abreise erzählte ihm Françoise von dem Gespräch mit ihren Eltern. Sie sprach ganz ruhig, und Pierre hörte ihr geduldig zu. Sie lagen nebeneinander, Pierre auf dem Rücken, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, Françoise auf dem Bauch, den Kopf in die Hände gestützt.

»Du meinst es gut«, sagte Pierre. »Ich werde dir alle Wünsche erfüllen. Aber die Stellung mag ich nicht annehmen.«

Er schwieg und beobachtete eine Spinne, die sich an ihrem Faden auf die Erde gleiten ließ.

»Ich habe auch eine Überraschung für dich«, fuhr er fort. Er legte sich quer über ihren Rücken und blickte sie an. »In einigen Monaten sind wir mit der Arbeit fertig. Und dann kann ich an der Schule für Mathematik und Naturwissenschaften als Lehrer anfangen. Das Gehalt wird nicht hoch sein, doch für den Anfang wird es reichen.« Er wartete einen Augenblick, daß Françoise etwas sagen konnte. Als sie schwieg, fuhr er fort: »Ich kann dort neben meinem Unterricht die Forschungen fortsetzen. Darüber freue ich mich am meisten.«

Françoise war zu müde, um noch über das Gesagte nachzudenken. Sie lag neben ihm und wußte sich geborgen. Während sie einschlief, hatte sie das Gefühl, von Pierre fortzugleiten.

Ein Vierteljahr nach den Ferien schlossen Jacques und Pierre

ihre Forschungsarbeit erfolgreich ab. Sie hatten die Piezoelektrizität entdeckt und diese merkwürdige Erscheinung aus den Symmetrieverhältnissen der Kristalle erklären können. Außerdem hatten sie einen Apparat entwickelt, den piezoelektrischen Quarz, mit dem ganz kleine Elektrizitätsmengen und schwache elektrische Ströme gemessen werden konnten. Im Verlauf ihrer Untersuchungen verbesserten sie auch das Quadrantenelektrometer und schufen ein Instrument, das man nach ihnen »Curie-Elektrometer« benannte.

Jacques verdankte diesen Arbeiten und der Empfehlung seiner Lehrer eine ehrenvolle Berufung an die zweitälteste Universität Frankreichs in Montpellier. Sein Einkommen als Professor der naturwissenschaftlichen Fakultät war hoch genug, um einen eigenen Hausstand zu gründen. Noch Ende des Jahres wollte er heiraten. Seine Verlobte war schon vorausgefahren, um die Wohnung einzurichten. Am Abend nach den Feierlichkeiten, zu denen Jacques und Pierre ihre Lehrer und Mitarbeiter eingeladen hatten, würde ihr Jacques mit dem Nachtzug folgen.

Pierre war zum Leiter der wissenschaftlichen Arbeiten an der *École de Physique et de Chimie* ernannt worden. Er freute sich wie ein Kind über die Erfolge, so sehr er den Fortgang Jacques' auch bedauerte. Aber er hatte ja Françoise, die er zu der Feier erwartete. Aber Françoise kam nicht. Sie schickte Pierre einen Brief, über den er erschrak, denn er fürchtete, sie wäre erkrankt. Seine Besorgnis wuchs, als er den Brief mit den Finger aufbrach.

Während er las, wurde sein Gesicht fast weiß. Die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen. Er tastete nach einem Stuhl und setzte sich.

»Lieber Pierre,

wir haben uns lange nicht gesehen, und ich habe viel Zeit gehabt, über uns nachzudenken. Ich habe Dir alles gegeben, Du aber denkst nur an Deine Arbeit. Sie füllt Dich ganz aus, und ich fürchte, daß Du mich nicht wirklich liebst. Ich kann nicht zu Deiner Feier kommen, bevor ich weiß, ob Du wirklich

entschlossen bist, mit mir zu leben. Ich lege die Entscheidung in Deine Hände und erwarte Dich dort, wo wir uns zum ersten Male begegneten.

Françoise«

Pierre eilte zu Jacques und steckte ihm den Brief zu. »Bitte lies! Entschuldige mich, ich komme später.« Er wartete keine Antwort ab und lief in den Park.

Françoise saß auf der Bank. Sie stand auf, gab ihm die Hand und ließ sich umarmen.

»Wie kannst du mich so erschrecken«, murmelte Pierre. Ihm war, als schließe sich ein Ring um seine Brust.

»Versteh mich doch, Pierre«, flehte sie. »Ich kann nicht anders. Entweder du gehörs mir oder deinen Forschungen. Ich kann das Wort schon nicht mehr hören. Immer nur die Arbeit, die Arbeit, die Arbeit.« Ihre Lippen zuckten.

Pierre ließ die Arme hängen.

Er sieht aus wie Christus, dachte Françoise. Sie liebte sein schmales, durch den vollen Bart verlängertes Gesicht, seine guten, jetzt hilflos umherirrenden Augen. Aber als er die ersten Worte sagte, verschloß sie ihr Herz. Warum konnte er nicht anders? Warum mußte er sagen: »Es geht nicht, Françoise, ich würde mich und schließlich auch dich todunglücklich machen. Ein Mann braucht eine Arbeit, die ihn erfüllt, oder er geht zugrunde.«

Françoise verstand Pierre nicht, und Pierre verstand Françoise nicht. Jeder sprach wie aus einer anderen Welt. Zwischen ihnen lag eine Kluft, die sie nicht überbrücken konnten. Schließlich sagte Françoise: »Ich kann nicht mehr, Pierre.« Sie hielt ihm die Hand hin. »Leb wohl.«

Pierre starrte sie entsetzt an, doch Françoise drehte sich um und ging mit hastigen Schritten davon. Sie weinte, daß sie sich ganz häßlich vorkam, und ging immer schneller.

Pierre rannte ihr nach. Er wollte rufen: »Bleib stehen!«, doch er brachte keinen Laut heraus. Er sah Françoise einer Droschke winken, in den Wagen steigen und davonfahren.

Er lief hinter dem Fahrzeug her, bis ihm der Atem ausging

und die Straße vor ihm in einem Nebelschleier versank. Hilflos lehnte er sich an den nächsten Baum und krallte seine Finger in die Rinde. Tränen stürzten ihm aus den Augen; sie flossen über seinen Bart und seine Lippen. Er merkte es nicht, er fühlte sich wie ein Kind, dem die Mutter gestorben war.

Als Leere und Übelkeit in ihm aufstiegen, raffte er sich auf, stolperte die Straße zurück, lief den Parkweg entlang an der Bank vorbei, den Kopf starr geradeaus und den Blick auf die Erde gerichtet. Er stöhnte wie ein todwundes Tier. Durch seinen Kopf zuckten Stiche. Er glaubte, wahnsinnig zu werden.

Jacques, nur Jacques konnte ihm helfen. Die Feier mußte längst vorbei sein. Jacques würde auf dem Bahnsteig stehen. Vielleicht war der Zug schon abgefahren?

Pierre hastete durch die Straßen. Der Atem ging ihm aus, und er wünschte, ohnmächtig zusammenzubrechen.

Die Uhr vor dem Bahnhofsgebäude sagte ihm, daß der Zug in einer Minute abfuhr. Er hastete ohne Karte durch die Sperre, rannte in langen Sätzen durch die Unterführung und die Treppe hinauf. Er stolperte, schlug sich die Hände auf und erreichte den Bahnsteig, als dem Zug freie Fahrt gegeben wurde. Außer Atem lief er an den Wägen entlang bis zu dem Fenster, hinter dem Jacques auf ihn und Françoise wartete.

Sie sahen sich einen Augenblick an, bis sich der Zug bewegte.

Pierre machte noch ein paar Schritte, dann blieb er erschöpft stehen.

Jacques streckte die Hand aus dem Fenster. Er wollte Pierre noch zurufen: »Kopf hoch, alter Junge, halte dich aufrecht!«, doch er wußte, daß jedes Wort sinnlos war.

Mania

1 »... der Riese kam dem Mann immer näher, so schnell der auch lief. Schon streckte er seine Hand nach ihm aus. Da schickte der Mond einen Silberstrahl zur Erde und blendete den Riesen.

Der Mensch aber sprang geschwind den Strahl hinauf, und als der Riese ihm nachsteigen wollte, bog sich der Strahl unter seiner Last und zerbrach mit einem feinen ›klick‹. Da stürzte der Riese zur Erde, schlug auf einen Felsen und war tot. Der Mann aber mußte nun bis zum Mond laufen, und wenn du ganz genau hinsiehst, dann kannst du sein Gesicht noch erkennen.«

Zosia legte ihre Hand auf die kurzgehaltenen blonden Locken ihrer kleinen Schwester. »Geh jetzt schlafen, Mania, heute kann ich dir keine Geschichte mehr erzählen. Ich bin ganz matt.«

Mania erhob sich vom Bettrand und knöpfte ihre Jacke auf. »Warum wollte der Riese den Menschen denn fressen?« fragte sie.

»Ach, der war so schlecht wie der Direktor Iwanow, der uns auch am liebsten fressen möchte. Aber schlaf jetzt, Manusia, morgen erzähle ich dir etwas Lustiges, ja? Wie der Herr Iwanow einen Esel mit einem Löwen verwechselte und ein Bettuch für einen Geist hielt.«

Mania kicherte und drängte Zosia, wenigstens noch diese Geschichte zu erzählen. Doch Zosia streckte ihren Kopf vor und sagte:

»Fühl mal meine Stirn, wie heiß sie ist . . . Morgen, ja?«

Mania legte ihre Hand auf die Stirn. »Wie zum Verbrennen!«

Zosia lächelte müde. Sie lag auf dem Rücken. Ihre Wangen glühten.

Die nächsten Tage wartete Mania vergeblich auf die Geschichte. Zosias Kopf- und Gliederschmerzen verschlimmerten sich. Ihr Puls raste. Stundenlang lag sie ohne Bewußtsein, und die Gesichter von Mutter und Vater waren sehr ernst.

Mania gab es auf, ihre Eltern mit Fragen zu quälen. Sie

konnte das traurige Kopfschütteln nicht mehr ertragen und flüchtete sich in den Schoß ihrer Mutter, die so sanft über ihr Haar streichen konnte, daß sie ganz ruhig wurde.

Aber diese Ruhe hatte auch etwas Beängstigendes. In ihr wurden die leisesten Geräusche wach: das Murmeln der Pensionäre, wenn sie Vokabeln paukten oder Gedichte auswendig lernten oder Zahlenreihen addierten, das Stöhnen der Kranken, wirre Wortfetzen oder das leise Ticken der Uhr in Vaters Arbeitszimmer.

Hier allein herrschte noch die Ordnung, die Mania von der schönen Dienstwohnung her gewöhnt war, aus der sie der zaristische Direktor Iwanow vertrieben hatte. Auch Vaters Gehalt hatte er herabsetzen lassen; er war schlimmer als die bösen Zauberer und Menschenfresser in den Geschichten, die Zosia für sie erfand.

Doch Zosia wurde nicht gesund. Und auch Bronia, ihre zweitälteste Schwester, erkrankte an Typhus.

Noch nie hatte Mania so stille Tage erlebt und die Gesichter der Eltern so besorgt gesehen wie in diesem Jahr. Aber daran dachte Mania nicht mehr. Ihr erster Gedanke am Morgen war, lieber Gott, laß Zosia und Bronia wieder gesund werden, und bevor sie einschlief, betete sie mit solcher Inbrunst, daß ihr Tränen aus den Augen liefen. Lieber wollte sie selbst krank sein, als allein mit Hela, ihrer drittältesten Schwester, und mit Joseph, ihrem Bruder, zu spielen. Ohne Bronia und Zosia fühlte sich Mania, die jüngste, wie verwaist.

Zosia war ihr die liebste nach der Mutter. Solange Mania zurückdenken konnte, war es so. Besonders aber, seitdem ihre Mutter ein ganzes Jahr lang in Nizza verbracht hatte, dem sonnigen Süden an der französischen Riviera, um die heimtückische Krankheit mit dem schrecklichen Namen Schwindsucht auszuheilen.

Ungeduldig wartete Mania auf die versprochene Geschichte, zwei Wochen schon, als könnte sie damit die Krankheit verkürzen. Getreulich betete sie auch zur heiligen Mutter Gottes, der sie alles versprach, was sie zu verschenken hatte. Sie war so artig wie noch nie, half der Mutter im Haushalt oder sah

ihr zu, wenn sie Leder zuschnitt und mit Ahle und Pechfaden Schuhe für ihre Kinder anfertigte.

Von der ungewohnten Arbeit hatten die zarten Finger Schwielen bekommen. Mania sah es viel lieber, wenn diese Finger über die Klaviertasten glitten. Aber seit einigen Tagen blieb der Flügel verschlossen.

Der Arzt kam nun jeden Tag zweimal. Er gab nur wenige Anordnungen und antwortete nicht auf die fragenden Blicke, wenn er sich die Hände wusch und an dem jedesmal ganz frischen Handtuch abtrocknete.

Mania suchte in den Augen der Mutter zu lesen, die groß und glänzend in dem blassen Gesicht standen. Ach, Mutter war auch krank. Sie war nicht gesund aus dem Süden zurückgekehrt. Niemand sprach darüber, aber alle wußten es. Wenn sie aufstand und in ihr Zimmer eilte und der trockene Husten sie schüttelte, dann zitterte Mania und legte den Kopf auf den Arm.

In ihrem Bett fühlte sich Mania verlassen wie noch nie. Warum hatte Vater sie früher schlafen geschickt? Mania war aufgeregt. Sie wollte aufstehen, doch sie schwitzte am ganzen Körper und wagte nicht, sich zu bewegen.

»Laß Zosia nicht sterben, nicht Zosia«, flüsterte sie und kam sich schlecht vor. »Auch Bronia nicht, auch Bronia nicht«, stammelte sie. »Oh, laß sie gesund werden, heilige Mutter Gottes!« Sie sprach alle Gebete, die sie von ihrer Mutter gelernt hatte, bis die Müdigkeit sie überwältigte.

Am Morgen schien alles verändert. Ihre Mutter sagte nur das Nötigste. Mania fragte sie zum erstenmal nicht, wie es ihren Schwestern ging. Sie sah ihre übernächtigen und verweinten Augen und brachte kein Wort heraus.

Teilnahmslos saß sie in der Schule, einer privaten Lehranstalt Fräulein Sikorskas. Selbst der verbotene Unterricht, der stets von einem prickelnden Gefühl der Verschwörung begleitet war, ließ Mania unberührt.

Erst als der leise Klang der Hausglocke ertönte und Lehrerin und Schülerinnen zusammenfuhren, wurde Mania aus ihren Gedanken herausgerissen. Für kurze Zeit verschwand das unglück-

liche Gesicht der Mutter vor ihren Augen, denn auch sie mußte die verbotenen polnischen Bücher verstecken. In wenigen Sekunden würde der Inspektor der Warschauer Privatschulen ins Klassenzimmer treten und mit wichtiger, strenger Miene zu erforschen suchen, ob die Kinder auch nach den Weisungen des zaristischen Ministeriums unterrichtet wurden.

Mania betrachtete den Inspektor Homberg wie alle anderen mit verschlossenem, abweisendem Blick. Verächtlich musterte sie die prall sitzende Uniform, die knallgelbe Hose und die tintenblaue Bluse mit den goldenen Knöpfen daran. Absichtlich mied sie die goldgefaßte Brille und die kleinen, durchdringenden Augen dieses anderen Iwanow, der ihnen ebensolches Unglück bringen konnte wie der Iwanow am Gymnasium ihres Vaters.

Was würde er heute fragen? Welches Opfer würde er wieder auswählen?

Mania dachte an den Drachen, der jedes Jahr die schönste Jungfrau des Volkes gefordert hatte.

Sie senkte ihre Augen jedoch nicht, als Herr Homberg wie selbstverständlich durch die Bankreihen stampfte, die aufgeschlagenen Bücher musterte und mit den Händen unter diese und jene Bank fuhr, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Mania beobachtete gespannt jede seiner Bewegungen. Hoffentlich würde er sich heute mit diesem Rundgang zufriedengeben?

Er blinzelte die Lehrerin an und setzte sich behäbig auf ihren Stuhl.

Fräulein Antonia Tupalska, Lehrerin für Mathematik und Geschichte, zog ihre Hand, die auf der Lehne lag, schnell und auffällig zurück.

Hombergs Augen wanderten von Gesicht zu Gesicht, bis er mit seinem kurzen dicken Zeigefinger auf Mania zeigte. Sie fuhr zusammen und stand auf, ihr Atem ging kurz, ihre Brust schmerzte. Wie aus weiter Ferne vernahm sie den Auftrag.

Die Worte klangen ganz fremd in dem Raum, in dem vor wenigen Minuten noch die verbotene Muttersprache gesprochen worden war, polnisch über die verbotene polnische Geschichte!

Die Kinder hoben stolz die Köpfe; sie waren eine verschworene Gemeinschaft und dem Inspektor weit überlegen.

Mania hatte in der amtlich vorgeschriebenen Sprache das »Vaterunser« aufzusagen. Ihr Hals verkrampfte sich; einen winzigen Augenblick dachte sie an Zosia, und ein heißes Gefühl stieg in ihr auf, dann faßte sie sich und sprach das Gebet mit tonloser Stimme.

»Gut, mein Kind«, hörte sie Homberg wohlwollend sagen, während er die Hände über seinem Bauch faltete und die Daumen drehte. »Aber nun sage uns noch die Namen unserer kaiserlichen Familie und ihre Titel«, forderte er sie auf.

Mania schoß das Blut in den Kopf, doch ihre Stimme klang unverändert, während sie die verhaßten Herrschaften vorstellte.

Homberg nickte bei jedem Titel andächtig, und er nickte noch zwei-, dreimal hinterher, als Mania schon längst aufgehört hatte.

»Gut, mein Kind«, sagte er bedächtig. »Und nun nenne uns noch den Namen unseres allerhöchsten Herrschers.«

Mania schien die Frage zu überhören. Erst als der Inspektor sie laut und gereizt wiederholte, antwortete sie kurz:

»Seine Majestät Alexander der Zweite, Zar aller Reußen.«

Mania setzte sich, ohne aufgefordert zu sein. Den Kopf gesenkt, vernahm sie den knappen Gruß des Gewaltigen, hörte sie die Tür ins Schloß fallen und die Schritte der Lehrerin, die zu ihr kam und ihr die Hand auf den Kopf legte.

Mania spürte den sanften Druck, der die Anspannung von ihr nahm und sie wieder an ihre Schwestern denken ließ. Während ringsumher die Schülerinnen aufatmend flüsterten und Frau Tupalska zum Katheder ging, biß sich Mania in den Arm, um nicht laut aufzuschluchzen.

Sie fürchtete sich, nach Hause zu gehen. Durch den Sächsischen Garten lief sie zur Weichsel und blickte auf den breiten, majestätisch dahinfließenden Strom. Sie hörte die Wellen am Ufer entlanggleiten und hoch unter den Wolken das Sausen des Windes. Hier war sie allein, hier konnte sie ihren Kummer aus sich herausweinen.

Die Schläge der St. Johannskirche gemahnten sie an den Mit-

tagstisch. Sie wischte ihr Gesicht mit dem Ärmel ihrer schwarzseidenen Bluse ab und lief nach Hause.

Vor der Bernhardinerkirche blieb sie stehen. Sie trat zögernd durch das gewaltige Portal, bekreuzigte sich und ging zum Muttergottesbild, kniete nieder und faltete die Hände.

»Heilige Mutter Gottes, laß...« Mania senkte den Kopf. Ihr fiel nichts mehr ein. Die Tränen stiegen wieder in ihr auf. »Verzeih mir«, stammelte sie und hastete nach Hause.

Als ihre Mutter sie an sich drückte und aufschluchzte, wußte Mania, daß etwas Unabänderliches geschehen war.

Mania fühlte sich schuldig. War ihr Zosia genommen worden, weil sie an sie mehr als an Bronia gedacht hatte? Sie schloß sich enger an Bronia an, die sich schnell wieder erholte und die Stelle Zosias im Haushalt übernahm.

In den ersten Wochen nach Zosias Tod achtete in seinem Kummer niemand auf die Mutter. Selbst der Professor war blind für die Leiden seiner Frau. Und sie selbst täuschte sich über ihren Zustand. Auch jetzt, da sie sich nur mit großer Anstrengung aufrecht hielt, klagte sie nicht und sorgte für die Familie. Niemand schien zu bemerken, daß ihr Leben an einem seidenen Faden hing, der jeden Augenblick zerreißen konnte.

Mania betrachtete fast täglich verwundert das Bild, auf dem Vater und Mutter als Brautleute zu sehen waren. Wie schön war sie gewesen! Wie frisch war ihr Gesicht! Wie ruhig und froh blickten ihre Augen!

Dreizehn Jahre waren seitdem erst vergangen. Ihre Mutter war noch so jung, jünger als die Mutter ihrer Freundin Kazia. Und doch, wie anders sah diese aus mit ihren runden Wangen, ihren kräftigen Armen und der vollen Brust. Wie ein Schatten wirkte Frau Sklodowska dagegen, die nicht müde wurde, mit blutlosen Fingern das Leder zuzuschneiden und Schuhe für die Kinder zu nähen.

Sie wurde immer stiller, sprach kein unnötiges Wort, um die Lunge nicht zu reizen und den Husten, der sie ohnehin mehrmals am Tage überfiel, herauszufordern. Nur ihre großen Augen waren noch so schön wie einst. Mania vergaß darüber

die eingefallenen blassen Wangen, den ausgezehrten Hals, die mageren Schultern und Arme. Doch einige Zeit hatte sie die Augen auch gefürchtet, kurz nach dem Tod Zosias, als der Schmerz daraus verschwand und ein ängstlich gehetzter Ausdruck erschien.

Nach einem schweren Hustenanfall, der sie alle in der Nacht aufgeschreckt hatte, lag wieder Ruhe und Festigkeit in ihrem Blick, manchmal sogar ungewohnte Heiterkeit, die Mania froh und hoffend machte. Nur wenn die Mutter ihr die Hand auf den Kopf legte und sie das leise Beben spürte, dann erschrak sie und wäre am liebsten davongelaufen.

Abends ging die Mutter jetzt früher ins Bett. Der Vater nahm die Kinder mit ins Arbeitszimmer, wo sie sich um den Schreibtisch setzten, Mania stets so, daß sie den Glasschrank sehen konnte, hinter dessen Scheibe gläserne Röhren, Mineralien, eine Apothekerwaage und ein Elektroskop mit Goldblatt standen.

Statt der Märchen, die Zosia einst erfand, und statt der biblischen Geschichten, die die Mutter gern erzählte, hörte Mania nun Gedichte und Erzählungen, die ihr Vater wie in einer Unterrichtsstunde mit Pathos vortrug. Die Strophen, die wie Musik in Manias Ohren klangen, führten sie für eine Stunde in eine andere, weite Welt, in der die Wünsche und Hoffnungen ihres Volkes auf Freiheit und Unabhängigkeit Erfüllung fanden. Manchmal trug ihr Vater ein Gedicht oder eine Erzählung vor, die er aus einer anderen Sprache übersetzt hatte. Er liebte besonders Heine und Dostojewski und bemühte sich, nicht nur den Sinn, sondern auch die geheimnisvolle Melodie der Worte wiederzugeben. Manchmal fragte er die Kinder, wie sie eine Zeile übersetzen würden, und er freute sich, wenn sie über die bestmögliche Wiedergabe stritten.

Wenn ihr die Gespräche zu lang wurden, trat Mania still an den Schrank, drückte die Nase gegen die Glasscheibe und betrachtete die physikalischen Apparate: die Gläser und Röhren, in denen sich das Kerzenlicht brach, die bunten Steine mit den merkwürdigen Linien und glitzernden Bruchstellen; die Waage, die immer ein bißchen hin- und herschwankte –

so empfindlich war sie –, und das Elektroskop, das wie eine Vase aussah, an der an einem schwarzen Stift ein golden leuchtendes Blatt saß.

» . . . laß unsere gute Mutter wieder gesund werden. Amen.«

Mania faltete die Hände. Sie hatte nur die letzten Worte gehört, die jedes Abendgebet beendeten. Laß unsere gute Mutter wieder gesund werden, wiederholte sie lautlos den Satz, der sie wieder in die Wirklichkeit zurückgerufen hatte. Mit gesenktem Kopf ging sie ins Wohnzimmer, um ihr Bett auf der Couch herzurichten.

Bronia küßte sie auf die Wange und pustete die Kerze aus. Laß unsere gute Mutter wieder gesund werden, dachte Mania. Sie lauschte auf die Geräusche in den anderen Zimmern, bis nur noch knisternde Finsternis um sie war.

In der Schule kam es vor, daß Mania plötzlich regungslos dasaß. Ein leises Beben kroch von den Füßen bis zu ihrem Kopf. Sie preßte die Füße auf die Erde und die eiskalten Hände auf die Bank. Laß unsere gute Mutter nicht sterben! Dieser Gedanke zuckte durch ihr Gehirn, daß ihr schwindelte. Sie durfte die Augen nicht schließen, sie mußte von einer Ecke zur anderen sehen, bis sie wieder von einem warmen Gefühl durchdrungen wurde. Erst wenn ihr Herz wie toll in der Brust pochte und ihr Kopf das schreckliche Gebet nicht mehr automatisch wiederholte, wurde sie ruhiger. Mein Gott, dachte sie, warum quälst du mich so? Warum läßt du meine Mutter krank sein?

In der Pause stand sie reglos neben der Tür. Teilnahmslos sah sie ihren spielenden Kameradinnen zu. Kazia griff ihr unter den Arm und führte sie im Kreis herum, ohne sie mit Fragen zu quälen.

Mania hatte unruhige Nächte. Beim leisesten Geräusch wachte sie auf. Ängstlich lauschte sie auf jeden Ton, der aus dem Schlafzimmer der Eltern drang. Dort ging das Unheilvolle vor sich. Es half kein Trost mehr. Mutter würde nicht wieder gesund werden, wenn kein Wunder geschah. Sie würde Zosia folgen, heute, morgen, übermorgen. Jeder Hustenanfall konnte der letzte sein.

Alle waren ohnmächtig, Vater, die Ärzte, die Priester, alle. Und doch klammerte sich Mania an die Hoffnung auf ein Wunder, ein himmlisches Wunder, auf das ihre Mutter ein Recht hatte, die so gut und fromm war und auf Gott vertraute. »Heilige Mutter Gottes, Zosia hast du genommen, was sollen wir denn machen, wenn auch unsere Mutter sterben muß?« Manias Gebete wurden trotziger. Es kam vor, daß sie um Vergebung bat, weil sie Gott tadelte. Sie schalt sich sündig und haderete trotzdem mit dem Himmel. Zosia mußte sterben, aber die Tochter des bösen Iwanow nicht, obgleich sie extra deswegen für eine Messe gesammelt hatten. Vater wurde bestraft, weil er einen polnischen Schüler vor dem Direktor beschützt hatte.

Warum sollte die himmlische Gerechtigkeit nicht von dieser Welt sein? Hatte nicht Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen? Jesus half den Armen und Notleidenden. Schiefen denn die Himmlischen, waren sie taub geworden? Mania wälzte sich von einer Seite auf die andere, gequält von der Angst um ihre Mutter und den Zweifeln an ihrem Glauben.

Sie ging jetzt öfter in die Kirche. Das milde Gesicht der Madonna sah sanft und gütig auf sie nieder. Doch ein dumpfes Gefühl der Ablehnung gegen die gleichbleibende Teilnahmslosigkeit der Statue stieg in ihr auf. In wilder Auflehnung gegen die prunkvoll erstarrten Bildnisse der Anbetung verließ sie die Kirche.

Sie lief den langen Uferdamm hinunter bis an die Weichsel, wo der Wind ihre Haare durcheinanderwehte. Hier, an dem gleichmäßig dahinfließenden Strom, in dessen Wasser sich die Farben des Himmels spiegelten, fand sie innigere Worte zu ihrem Gott. Sie setzte sich ans Ufer und hörte den Wellen zu. Die verschlossenen Züge ihres jungen Gesichtes öffneten sich. Sie konnte ihren Kummer ausschütten und so lange weinen, bis sie sich leer und leicht fühlte.

Dann kam der Abend, an dem sich die Mutter auf eine Art von ihren Kindern verabschiedete, die ungewöhnlich herzlich und traurig war. Sie drückte jedes an ihre magere Brust und legte ihre Wange auf seinen Kopf.

Vater las keine Gedichte vor. Er saß vor seinem Buch, den Kopf in die Hände gestützt, den Blick ins Leere gerichtet.

Als die bauchige Standuhr aus hellgrünem Malachit die zehnte Stunde schlug, schreckte er auf und schickte die Kinder ins Bett. Er vergaß, ihnen gute Nacht zu wünschen und verschwand im Schlafzimmer, bevor sich die Kinder zur Ruhe gelegt hatten.

Mania wachte aus dem ersten unruhigen Schlaf auf, als der Vater durch ihr Zimmer ging und die Wohnung verließ. Nach einer Ewigkeit kehrte er mit einem Priester zurück, den er bald wieder hinausleitete. Einige Zeit war es totenstill, dann hörte Mania die Schritte ihres Vaters, der im Schlafzimmer auf und ab ging.

Mania dachte, Mutter sei tot, und es war ihr, als ob sie schwebte. Aber dann hörte sie den schrecklichen Husten, und diesmal erleichterte er sie. Als der Anfall vorüber war, merkte Mania, daß sie am ganzen Körper zitterte. Ihre Zähne schlugen gegeneinander. Heiße und kalte Wellen fluteten durch ihre Glieder. Wilde Vorstellungen jagten durch ihren Kopf.

Wenn sie in einen kurzen Schlaf fiel, träumte sie von endlosen Verwicklungen, die sie in immer schlimmere Bedrängnis brachten. Wachte sie auf, malte sie sich in schrecklichsten Bildern aus, was ihrem Vater in den nächtlichen Straßen Warschaus alles hätte zustoßen können.

Während des Frühstücks kauten alle auf dem ersten Bissen. Mania spülte ihn mit Tee hinunter. Sie stand auf und Bronia, Hela und Joseph ebenfalls.

Ihr Vater blieb sitzen, die Arme auf den Tisch gestützt. Er hatte nichts gegessen und kein Wort gesprochen. Mania erschrak, als er den Kopf hob.

»Ich kann heute nicht zur Schule gehen. Mutter ist sehr schwach. Wir müssen alle sehr tapfer sein.«

Er verschluckte das letzte Wort und drückte das Kinn gegen die Brust.

Als Mania nach Hause kam, stand der Vater in der Tür. Seine Augen waren in die Ferne gerichtet, als suchten sie etwas Entschwundenes. Er zog Mania an sich und strich ihr über

die Haare wie einst die Mutter. Dann nahm er ihr die Bücher ab und führte sie ins Schlafzimmer, wo die Mutter aufgebahrt war.

Mania starrte lange auf das bleiche Gesicht, in dem noch die Sorgen standen, mit denen Frau Sklodowska ihre Familie verlassen hatte. Ruhig brannten die Kerzen zu beiden Seiten des Kopfes. Das schwarze volle Haar glänzte in dem milden Licht. Über der Brust gefaltet, lagen ihre schmalen, schönen Hände. Mania verspürte den Wunsch, ihre Mutter zu umarmen und zu küssen. Sie ging einige Schritte vor und kniete nieder. Sie wollte beten, doch nichts war in ihrem Kopf und nichts in ihrer Brust.

Als sie den Vater hinter sich schluchzen hörte, sprang sie auf und umklammerte ihn. Er preßte sie an sich und führte sie hinaus.

In den ersten Tagen glaubte Mania, alles wäre nur ein Traum und die Mutter schliefe nur und würde wieder erwachen. Erst als die Erdschollen auf den Sarg schlugen, wurde ihr bewußt, daß die Mutter nie mehr zurückkehren würde.

War sie jetzt bei Zosia? Lebte sie als Engel zu Füßen Gottes?

Vom Weg zur Schule ging sie oft auf den Friedhof. Auf dem Grabhügel welkten schon die Kränze. Bald würde die Erde eingeebnet und mit Blumen bepflanzt sein. Was geschah mit dem Körper? In alten Gräbern, die ausgeschaufelt wurden, fand man nur noch ein paar Knochen. Alles andere war wieder zu Erde geworden.

War das die einzige Gewißheit über den Tod? Waren die anderen Vorstellungen nur Träume? Gab es ein ewiges Leben?

Irgendwie schien die Mutter über sie zu wachen. Mania glaubte, ihre Liebe und Fürsorge zu spüren. Oft dachte sie, was würde Mutter jetzt wohl sagen. Lebte die Mutter in ihr durch ihre Liebe und ihr Vorbild?

Gern stand Mania an der Weichsel. Sie blickte dem Wasser nach und den Wolken, und sie wünschte, mit ihnen dahinzuschweben, unter sich die dunkle Erde und über sich den hellen Himmel. Sie breitete die Arme aus gegen den Wind und schloß

die Augen. Sie vergaß die Erdschwere und fühlte sich emporgehoben. Hinterher lachte sie über ihre Einbildung und nahm sich vor, ihre Phantasie im Zaum zu halten. Ihrer Mutter zuliebe betete sie manchmal. Sie flüsterte die vorgeschriebenen Sätze, doch sie erwärmten sie nicht.

Manias größter Schmerz war die Einsamkeit ihres Vaters. Er gab ihnen viel mehr, als sie ihm geben konnten. Doch jeder bemühte sich, den anderen beizustehen. Bronia versorgte den Haushalt. Sie drängte, eine zweckmäßigere Wohnung zu suchen. Als sie eine gefunden hatten, war ihnen allen, als ob sie eine düstere Vergangenheit hinter sich ließen.

Die Anforderungen der Schule und des Haushalts entführten Mania mehr und mehr aus der Welt des Kammers. Immer seltener schweiften ihre Gedanken ab. Wenn sie in einem Buch las oder eine Aufgabe rechnete, vermochte sie weder eine laute Unterhaltung noch das Geheul eines Hundes abzulenken. Erst wenn sie energisch angesprochen wurde, erwachte sie wie aus einem tiefen Schlaf mit ganz verstörtem Gesicht.

Mania las viel in den Büchern, die sie zu Hause fand. Neugierig beugte sie sich auch über die Hefte Bronias, Helas und Josephs.

»Na, Kleine, was möchtest du wissen?«

Mania lernte mit und behielt es oft besser im Gedächtnis als die anderen.

»Wie machst du das bloß?« fragte Bronia. »Liest das Gedicht zweimal durch und kannst es!«

»Ich weiß nicht«, antwortete Mania verwundert.

Die Pensionäre beneideten das kleine, aber kräftige Mädchen mit dem energischen Gesicht, das an ihren Vater erinnerte. Es ging doch nicht gerecht zu auf dieser Welt. Sie mußten stundenlang pauken, um ein Gedicht oder zwanzig Vokabeln zu lernen, während die Kleine mit ihren grauen, träumerischen Augen nur einmal hinzugucken brauchte.

Nach den Schularbeiten ging Mania durch den Sächsischen Garten zum Blauen Palast des Grafen Zamoycki. Aus dem Fenster blickte ihr Kazias Mutter, die Frau des Schloßbibliothekars

Przyborowski, entgegen. »Manusia kommt schon, Kazienka! Komm herauf, Kindchen, nur einen Augenblick.« Sie drückte Mania einen Kuß auf die Wange, setzte ihr eine Tasse Kakao vor, zupfte ihr Kleid zurecht und lud sie für den Nachmittag zum Tee ein.

In der Klasse trugen sie alle die gleichen marineblauen Kleider mit metallenen Knöpfen daran. Mania unterschied sich von den anderen nur durch ihr ernstes Gesicht. Auch ihre blonden Locken fielen auf, trotz der straff nach hinten gekämmten und mit einem Netz zusammengehaltenen Haare.

Oft war sie dem Unterricht voraus. »Hilfst du mir?« Ein zartes deutsches Mädchen blickte sie mit großen dunkelbraunen Augen an.

»Setz dich«, Mania nahm ihr Heft und rechnete mit ihr, bis die Pause zu Ende war.

»Warum hilfst du den Ausländern?« fragte Irina. »In der Schule fängt es an, und nachher triffst du dich mit Russen und Deutschen zu Hause.«

»Ich helfe jedem, der mich braucht«, entgegnete Mania stolz. »Und du solltest wissen, wer ich bin. Aber ich sage dir, mir sind sie alle lieb. Ich finde es traurig, daß wir in der Schule zusammensitzen und getrennt nach Hause gehen.«

»Willst du mit unseren Feinden an einem Tisch sitzen?«

Kazia mischte sich ein. »Wie kannst du so etwas sagen, Irina! Aber in der Schule sind wir alle gleich.«

Die Klingel ertönte, und die Mädchen setzten sich auf ihre Plätze.

Auf dem Weg nach Hause ging Mania in der polnischen Gruppe. Solange das polnische Volk von den Russen, Deutschen und Österreichern unterdrückt war, konnte es keine Gemeinsamkeit außerhalb der Schule geben.

Im Winter lief Mania am liebsten auf Schlittschuhen über das Eis. Im Sommer fuhr sie aufs Land. Sie kletterte in Bäume, sprang vom Dachboden auf die mit Stroh beladenen Wagen, durchstriefte mit ihren Cousinen und Cousins die Wälder oder badete in Flüssen und Seen. Manchmal verharrte sie plötzlich mitten im Spiel. Ihre Augen erloschen, ihr Gesicht erstarrte,

ihr Mund schloß sich fest. Nach einigen Sekunden blickte sie wieder auf. Die krampfhaft gespannten Gesichtsmuskeln lösten sich. Sie öffnete die Lippen ein wenig, warf den Kopf in den Nacken, und alles war wieder wie zuvor.

Wenn sie Klavierspiel hörte, mußte sie mit den Tränen kämpfen. Sie sah ihre Mutter im Widerschein der Kerzen vor dem Flügel sitzen, so unmittelbar, daß sie nur zuzugreifen brauchte.

Bald verblaßte auch dieses Bild, und Mania verstand die Musik wieder in ihrer eigenen Sprache. Nur ein bißchen Wehmut schwang mit, und neue Gedanken und Empfindungen brauchten auf.

Die ersten Tanzstunden regten Mania übermäßig auf. Sie zupfte ihr Kleid zurecht, strich vergeblich ihre Locken glatt, setzte eine abweisende Miene auf, um gleich danach ihrem Partner zuzulächeln und gegen die roten Wangen anzukämpfen.

Sie trug ein schwarzes hochgeschlossenes Kleid mit einem weißseidenen Einsatz über der Brust. Sie war kräftig und zierlich zugleich. Ihr energisches Kinn und ihr fester Blick wirkten streng, ihre Wangen mild, ihr Mund mit den vollen Lippen, die in kleinen Grübchen endeten, träumerisch, ihre hohe, leicht vorgewölbte Stirn intelligent und willensstark.

Juliusz Kunicki, der Bruder Irinas, bemühte sich um sie. Er war drei Jahre älter und gehörte, wie man sich zuflüsterte, einer Gruppe von Verschwörern an. Die Mädchen bewunderten den schwarzhaarigen Burschen mit den dunkelblauen Augen, dem kecken Schnurrbart unter der Nase und den schneeweißen Zähnen, die er gern sehen ließ. Seine Lippen waren ungewöhnlich rot, sein Mienenspiel sehr lebhaft, sein Blick unruhig forschend. Wenn er Mania umfaßte, seitlich neben ihr herschritt und sie herumwirbelte, lösten sich ihre Züge. Sie war stolz auf ihren Partner, der als einer der besten Tänzer galt.

Kazia beneidete sie um ihn. Als Mania es bemerkte, trat sie ihn ihr, während sie Kopfschmerzen vorgab, für einen Abend ab.

Auf dem Weg nach Hause lachte Mania über Kazias schwär-

merische Worte. Ihrer Freundschaft zuliebe hätte sie freudig auf Juliusz verzichtet, aber Kazia wollte dieses Geschenk keinesfalls annehmen. »Er gehört dir«, sagte sie mit einem tiefen Seufzer des Verzichts. »Ach, er ist ein so guter Tänzer«.

»Ich lass' ihn dir gern noch einmal«, antwortete Mania gönnerhaft, »so viel mache ich mir gar nicht aus ihm«.

»Das darfst du nicht.« Kazia blieb stehen und faßte sie an den Schultern. »Vielleicht liebt er dich?« Sie dämpfte die Stimme. »Er ist ein Verschwörer, ich weiß es ganz genau, von Irina. Er ist so tapfer, er wagt sein Leben für uns.«

Manias Blut wurde heiß vor Stolz. »Gut«, sagte sie entschlossen, »ich werde ihn lieben, ich mag ihn ja ganz gern.«

Kazia umarmte sie. »Du wirst ihn glücklich machen. Ach, er ist so schön und mutig.«

In jeder freien Minute beschäftigte sich Mania mit der Frage, wie sie Juliusz ihre Liebe gestehen könnte. Unmöglich war, ihm einfach zu sagen: »Ich liebe dich.« Er würde verlegen sein, wenn sie ihn so überrumpelte. Vielleicht sollte sie Joseph ins Vertrauen ziehen, schließlich ging er mit Juliusz in eine Klasse. Doch Joseph kehrte ihr gegenüber gerade in der letzten Zeit zu sehr den großen Bruder heraus. Immerhin war sie kein kleines Mädchen mehr.

Sie betrachtete sich im Spiegel und fand sich schon gut entwickelt. Durch die eingeschnürte Taille gewann ihre Brust eine voll entwickelte Form. Sie konnte sich mit ihren vierzehn Jahren gut und gern mit einer Fünfzehnjährigen messen. Nur ein bißchen größer hätte sie sein können. Sie erhob sich auf die Zehenspitzen, drehte sich und – streckte die Zunge heraus, riß das Kleid auf und sagte: »Gott sei Dank.«

An einem der nächsten Abende, als alle schliefen, stand sie leise auf, öffnete einen Gedichtband, um für Juliusz ein paar Strophen abzuschreiben. Sie las ein Gedicht nach dem anderen; ihre Füße wurden kalt, sie wickelte sich in eine Decke, doch nichts fand sie passend genug. Einige Gedichte waren ihr zu pathetisch. »Ach, mein Geliebter, du«, andere zu traurig »Ach, der Tod hing schon an seinem Mund«, andere zu schwülstig »Mein Leben gäb' ich gerne«, andere verstiegen

»Nie sah ich einen edleren Held« oder »Du bist der Herrlichste der Recken«. Schließlich, ihr fielen die Augen schon zu, schrieb sie ein kleines Sonett ab, in dem ein Mädchen dem Geliebten mit schwärmerischen Worten seine Sehnsucht gesteht. Sie steckte den Bogen in ein Kuvert, legte es unter ihr Kopfkissen und schief befriedigt ein.

Eine Woche trug sie den Brief unter ihrem Mieder, und beim nächsten Tanzabend wartete sie ungeduldig auf eine Gelegenheit, ihn Juliusz zustecken. Gerade an diesem Abend kümmerte er sich wenig um Mania. Die meiste Zeit stand er mit einem älteren Mädchen zusammen, das ihm verliebte Blicke zuwarf.

Mania war schon entschlossen, den Brief zu zerreißen und wegzuworfen, doch Kazias Worte hielten sie davon ab. Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt.

Schließlich kam ihr Kazia zu Hilfe. Sie faßte Mania unter den Arm, ging auf Juliusz zu, verwickelte ihn in ein Gespräch, während Mania ihm den Brief in die Jackentasche stecken konnte. Ihr Gesicht glühte. Am liebsten hätte sie den Brief wieder an sich genommen, doch schon erklang Musik, und die Paare eilten zur Tanzfläche. Juliusz führte Kazia mit sich fort.

Aber auch Mania fand ihren Partner. Sie wirbelte über die Tanzfläche, ohne etwas von der Musik und den Rhythmen zu spüren. Ihre Augen suchten Juliusz und das Stückchen Weiß des Kuverts, das aus der Jackentasche herausragte. Sie sah die erhitzten Gesichter an sich vorüberfliegen, sie kam aus dem Takt, entschuldigte sich verwirrt, dankte mechanisch und war froh, als der letzte Takt verklang.

Verlegen blickte sie sich im Saal um. Wo war nur Kazia? Benommen setzte sie sich auf eine Bank. Was hatte sie nur angerichtet? Plötzlich legten sich Finger über ihre Augen.

»Er hat ihn gefunden«, flüsterte ihr Kazia fröhlich ins Ohr. »Du wirst sehen, er wird glücklich sein.« Sie setzte sich neben Mania und umarmte sie.

Mania wäre am liebsten aus dem Saal gerannt, denn Kazias Worte beunruhigten sie nur noch mehr. Sie glaubte, alle Augen wären auf sie gerichtet.

»Komm, wir wollen in seiner Nähe sein«, sagte Kazia und führte die Widerstrebende durch den Saal zu der Gruppe, in der Juliusz stand.

Juliusz las etwas. Lachen unterbrach ihn. Unbemerkt kamen Mania und Kazia näher. Sie verstanden die ersten Worte, und Mania stockte das Blut.

Lachen brauste über sie dahin.

»Wer ist dieser romantische Käfer?« hörte sie einen fragen. »Sei nicht so neugierig«, rief ein anderer, »weiterlesen!«

Juliusz schwenkte Manias Brief, den ihm jemand entreißen wollte, durch die Luft.

Im gleichen Augenblick drängelte sich Kazia in den Kreis und entwandt Juliusz den Zettel. »Ich habe ihn geschrieben, nun wißt ihr Bescheid!« rief sie und zerknüllte das Papier. »Elende!«

»Sei doch nicht so wild, mein Kätzchen«, brummte einer in das betretene Schweigen. »War doch nur Spaß.«

Kazia blitzte ihn an. »Spaß? ... Für Sie vielleicht«, fuhr sie verächtlich fort, »aber nicht für mich.« Sie drehte sich um, faßte Mania, die bleich geworden war, unter den Arm, und schob sie zum Ausgang. »Er ist deiner nicht würdig«, sagte sie, immer noch aufgebracht. »Ich hasse ihn!« Sie schluchzte, putzte sich die Nase und beschwor Mania, nicht mehr daran zu denken.

»Ich gehe nie wieder tanzen«, entgegnete Mania empört, »ich will ihn nie wieder sehen.«

Juliusz war ihnen nachgeeilt. Vor dem Ausgang holte er sie ein und entschuldigte sich.

Die beiden Mädchen blickten stumm vor sich hin.

»Kommen Sie doch wieder zurück, es war nur ein Mißverständnis«, bat er. »Ich wollte Sie nicht kränken. Sie tanzen beide wirklich wunderbar.«

»Heute nicht«, antwortete Kazia kühl. »Wir werden es uns überlegen«, fügte sie einlenkend hinzu.

Juliusz schüttelte ihnen die Hände, verbeugte sich und ließ sie allein.

»Dumm war ich«, sagte Mania, »ganz schrecklich dumm.« Sie sahen sich an und lachten.

Auf dem Weg zum nächsten Tanzabend lief ihnen Juliusz' Schwester Irina entgegen. Ihre Haare waren zerzaust, ihre Augen rot geweint, ihr Blick verzweifelt. »Juliusz ist verhaftet!« stieß sie hervor. »Er ist zum Tode verurteilt. Morgen soll er . . .« Sie fiel Mania um den Hals und weinte mit leeren Augen. Ihr Körper bebte, und sie redete gehetzt, wie ihr die Gedanken durch den Kopf schossen.

»Juliusz hat ein Attentat mit vorbereitet. . . auf den Stadtkommandanten. Sie wurden verraten, sollen aufgehängt werden, zur Abschreckung. Vater verurteilt Juliusz. Er fürchtet, seine Stellung zu verlieren. Mutter ist aus dem Hause gelaufen und noch nicht wiedergekommen.«

Kazia starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die schluchzende Irina.

Mania faßte sich zuerst. »Du kommst mit zu uns«, sagte sie, und ihre Stimme klang ruhig und fest. »Hilf mir, Kazia.«

Sie faßten Irina unter die Arme und führten sie in die Wohnung der Sklodowskis.

Der Professor umarmte Irina, reichte ihr eine Schale mit Milch und ein Stück Brot. Bronia zündete die Kerzen an, während Kazia ihre Eltern und Bekannten benachrichtigte. Alle brachen ihre Tätigkeit ab – auch der Tanzabend fiel aus –, und begaben sich zu den Sklodowskis, zündeten eine Kerze an und setzten sich zu den Trauernden.

Als gegen Mitternacht Irinas Mutter Einlaß begehrte, erhoben sich alle und warteten, bis sie eine Kerze angezündet und sich gesetzt hatte.

Sie beteten und wachten bis zum Morgengrauen. Als vom Festungswall Trommelwirbel herüberklangen, standen sie auf.

Der Professor und Frau Przyborowski stützten Juliusz' Mutter, die den Kopf auf die Brust gesenkt hielt und die gefalteten Hände gegen ihre bebenden Lippen drückte. »Mein Gott, gib ihm Kraft, gib ihm Kraft«, murmelte sie. Ihr Blick zerfloß in dem Kerzenlicht, und in ihren Ohren dröhnten die fernen Trommelwirbel noch fort, als sie schon längst verstummt waren.

»Er ist wie ein Held gestorben«, berichtete Kazia ihrer

Freundin. Sie wußte es von ihrem Vater, der es wieder vom Sohn des Grafen Zamoyski erfahren hatte, der über eine geheime Verbindung zu einem Gefängnisaufseher verfügte. »Er war so tapfer und schön«, seufzte Kazia.

Sie pflückten Feldblumen und legten sie auf das Grab. »Wir hätten ihn nicht allein zurückgehen lassen sollen«, sagte Mania leise. »Es war zu ungeschickt von mir.«

2 Der Hengst warf den Kopf zurück, wieherte hell in die Morgendämmerung und trabte auf Mania zu. Er tänzelte um sie herum, bockig verspielt mit wilden Sprüngen, bis sie den Futterstand erreichten. Dort stand er, ohne sich zu rühren, ließ sich den Futtersack umhängen und Zaumzeug und Sattel anlegen.

Mania legte eine Hand auf das schwarzseidene Fell des kräftigen Halses. »Fertig?« fragte sie, als der Hengst die letzten Spelzen aus dem Sack schnaubte. Der Hengst nickte und sah sie mit seinen feuchten Augen erwartungsvoll an. Sie reichte ihm eine Möhre, strich ihm über die Nüstern und schwang sich in den Sattel.

Das Dorf lag verschlafen im Nebeldunst. Die Turmuhr schlug fünfmal. Ein Hahn krächte müde. Sein Kikeriki erstarb auf der vorletzten Silbe.

Hinter dem Wald steigt die Sonne auf. Das dunkle Samtblau des Himmels verblaßte, die letzten Sterne verschwanden, die Tautropfen und Nebelstreifen glitzerten wie Diamanten. Die ersten Lerchen flatterten verstört auf. Hasen schreckten aus ihrem Halbschlaf, putzten sich die Augen blank und blickten der Reiterin nach, die in der frischen Luft fröstelte.

»Haijal« lockte Mania den Hengst. Er streckte sich zum Galopp, und in wenigen Minuten erreichten sie den Waldsaum.

Plötzlich zügelte Mania den Hengst und wandte sich um. Nichts regte sich. Die Kronen einiger Weiden steckten wie in Watte. Lautlos löste sich ein Bussard vom Waldsaum. Sein Schatten glitt an Mania vorüber; sie folgte ihm mit gespanntem Blick.

Da war noch ein Schatten! Wie Pferd und Reiter erschien er Mania, aber bevor sie urteilen konnte, war er verschwunden.

Sie lauschte. Kein Hufschlag war zu hören, nur leises Knistern und Tropfen.

Sie zwang sich zur Ruhe, schüttelte ihre taufeuchten Haare und gab dem Hengst die Zügel frei, der schnaubend einem schmalen, gewundenen Waldweg folgte. Die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die Bäume, Spinnengewebe und Blätter leuchteten in der feuchten Luft. Es roch nach Pilzen, Beeren und moderndem Holz.

Wer sollte ihr nachspionieren? Adam? Nur weil sie ihn auf dem Tanzboden abgewiesen hatte?

»Keine Frau kann ihm widerstehen«, hörte sie ihren Vetter spotten. »Der weiß nun Bescheid. Aber paß auf, er ist hinterhältig.« Hatte ihr Vetter deshalb abgeraten, allein durch die Gegend zu streifen?

Sie hielt wieder an und lauschte. – Kein verdächtiges Geräusch weit und breit. Mit leichtem Schenkeldruck trieb sie das Pferd voran. »Nur zu, Haija«, ermunterte sie sich, »wir passen schon auf.«

Heute mußte sie allein sein, denn sie wollte Abschied nehmen von ihrem Ferienjahr, von den Hochebenen und Bergen Galiziens, von einsamen Bergdörfern, weiten Wiesen und Feldern, von riesigen, oft undurchdringlichen Wäldern und schneebedeckten, einsam in die Wolken ragenden Bergen. Sie wollte sich auch klarwerden über sich selbst. Manchmal war sie mit sich nicht recht zufrieden gewesen. Aber das war immer schnell wieder vergangen, denn immer gab es Neues zu erleben. Sie sammelten Pilze oder Erdbeeren, fischten bei Fackellicht Garnelen. Kühe waren zu melken, Schweine zu füttern. Hier gab's eine Hochzeit, dort eine Kindtaufe oder ein Erntefest. Sie lernte reiten, flog mit Schlittengespannen über frostharten Schnee von einem Gehöft zum andern, tanzte nach wilder Zigeunermusik, lachte und lärmte mit den anderen Mädchen und Burschen. Wie im Traum waren die Monate vergangen, kaum daß sie noch an ihre Schulzeit dachte.

Selbst die Briefe, die sie vom Vater, von ihren Geschwistern

und Freundinnen erhielt, berührten nicht die ernsten Dinge des Lebens. Alles verstand sich aus der unbeschwerten Ferne wie von selbst, daß Joseph Medizin studierte, Hela ihre Stimme ausbildete und Musikstunden nahm, Bronia den Haushalt versorgte und Privatstunden gab und sie, Mania, frei von allen Sorgen und Bedrückungen wunschlos glücklich dahinglebte.

Die Hufe des Pferdes klangen hart auf felsigem Gestein. Noch nie hatte Mania darauf besonders geachtet. Hier, auf einer unbedeutenden Erhebung, trat nackter Fels zutage, Granit, ein kurzes Stück von fünfzig Metern nur und einmalig in der weiten Umgebung.

Manias Gedanken waren wie abgeschnitten von dem metallenen Klang, der klirrend hart im Wald verhallte. Dann trafen die Hufe wieder auf weichen Boden, der die Laute verschluckte.

Wenn jemand hinter ihr herreiten würde, müßte sie ihn hier hören können.

Vorsichtig lenkte sie den Hengst seitlich unter eine Buche und befahl ihm, sich zu legen. Sie setzte sich und lehnte die Schulter gegen seinen Rücken.

Zuerst erschien ihr der Wald totenstill. Nichts regte sich. Oder doch?

Ein Blatt löste sich und segelte zu Boden. Ein Eichelhäher schnarrte, strich durch die Stämme und riß ein Stück Borke zur Erde. Mania hörte den weichen Aufschlag im Moos.

Hinter ihr raschelte das Laub. Eine Maus verschwand in ihrem Loch. Ein Eichhörnchen sprang gegen eine Eiche, krallte sich in die dicke Rinde und jagte kratzend in wilden Spiralen den Stamm hinauf. Es legte den Schwanz über den gebogenen Rücken und starrte mit leuchtenden Punktaugen zur Erde, bis es blitzschnell in dem Hohlraum einer Astgabel verschwand.

Ein helles durchdringendes Summen näherte sich Manias Ohr. Die erste Mücke hatte ihre Haut gewittert. Eine zweite und dritte folgten. Die einzelnen Geräusche vermischten sich in Manias Ohren zu einem einzigen Ton.

Der Hengst schnaubte unruhig. Seine Ohren spielten. War

da jemand? – Sie erhob sich und spähte durch die Büsche und Blätter, ohne etwas Verdächtiges wahrzunehmen. Sie kam sich überspannt vor, sie hatte sich nervös machen lassen. Wovor sollte sie sich fürchten? Sie zog ihr Pferd auf den Weg und schwang sich in den Sattel.

Wenige Minuten zuvor war ein Reiter kurz vor dem Felsenstück vom Pferd gesprungen. Er band sein Tier an einen Baum und pirschte sich in weitem Bogen wieder an den Weg heran.

Tatsächlich, die klirrenden Hufe hatten ihn nicht umsonst zur Vorsicht gemahnt, eine frische Pferdespur war nicht mehr vorhanden. Sie war also nicht weitergeritten? Warum? Vielleicht frühstückte sie nur. Bemerkte konnte sie ihn nicht haben, dafür war er viel zu gewandt, um einem Stadtmädchen nicht heimlich folgen zu können. Die würde ihre Augen schön aufreißen, wenn sie ihn hier sähe. Aber er wollte sie noch ganz anders überraschen. Vielleicht war sie dann gar nicht mehr so abgeneigt, ihm ein wenig gefällig zu sein. Er war nicht so ein Bursche, der sich von einem Mädchen einfach wegschicken ließ. Er würde sie schon kriegen, so oder so! Er schob seine Lippen vor und kroch unter das dichte Farnkraut am Wege, legte seinen Kopf auf die Hände und döste vor sich hin.

Fast wäre er eingeschlafen. Als er die Hufschläge hörte, war Mania schon dicht bei seinem Versteck.

Verdammt gut saß sie im Sattel. Braun gebrannt, runde Wangen, tolle Formen vorn und hinten. Verdammt! Die konnte einem schon den Kopf verdrehen.

Als Sträucher und Bäume sich zwischen Mania und Adam schoben, reckte er seine lahmgelegenen Glieder, spuckte über den Weg und ging schwerfällig zu seinem Pferd zurück. Er würde ihre Spur schon finden.

Manias Hengst schlug die Hufe fester in den Boden, der Weg stieg an. Rechts senkte sich eine Talmulde. Erlen und saftiger Farn deuteten auf den Bach, der das überschüssige Wasser des Sees aufnahm.

Hier hatten sie vor einer Woche Forellen gefischt. Der Bachgrund war dunkel. Nur wo Sonnenlicht hinfiel, konnte

man den gesprenkelten Körper einer stehenden Forelle vom Schatten her finden. Sie sprangen so blitzschnell nach einer Fliege oder Mücke, daß man von ihren ruckartigen Bewegungen nicht auf ihren neuen Standort schließen konnte.

Nicht weniger aufregend als der Forellenfang war die Wildschweinjagd im vergangenen Jahr gewesen. Ein Keiler hatte ihr und ihrer Cousine den Hochsitz unter den Füßen weggerissen. Sie hatten sich zwar noch an einem Ast festhalten, den Stamm jedoch nicht mehr erreichen können. So hingen sie zwischen Himmel und Erde, bis sich Mania auf den nächsttieferen Ast fallen ließ. Da ihre Finger so verkrampft waren, daß sie nicht mehr zupacken konnte, rutschte sie ab und fiel in einen Haselnußbusch. Ihre Cousine plumpste schreiend hinterdrein. Der Keiler aber erschrak so, daß er wild grunzend den Jägern vor die Flinte rannte.

Haija schnaubte fröhlich. Behend kletterte er die kleine Anhöhe hinauf, hinter der sich der See wie in einer riesigen Schale ausbreitete. Über dem Wasser lag dichter Morgendunst, das gegenüberliegende Ufer war noch verdeckt. Mania sprang ab und ließ das Pferd saufen, während sie sich an der flachen Böschung niederkauerte und mit den Händen im Wasser plätscherte und ihr Gesicht erfrischte.

Vaters letzter Brief war eigentlich merkwürdig. Sonst schrieb er heiter und gelassen, ermunterte sie, die Ferien gut zu nutzen, sich keine Sorgen um ihn und die anderen zu machen. Nun schien er ungeduldig ihre Rückkehr zu erwarten und – zu fürchten. Irgend etwas mußte ihn bedrücken.

Die Bilder ihrer Heimatstadt traten vor ihre Augen, und das Gefühl der Unzufriedenheit kam auf. Sie begann sich zu wundern, wie sorglos taumelnd sie dahinlebte, wie sie die leichten Vergnügungen umfingen und ihre tiefere Sehnsucht überspielten, ihre Sehnsucht nach Wissen und einer Aufgabe, die sie erfüllte.

Wie schnell hatte sie ein Buch wieder zur Seite gelegt. – Ein Pferd wurde beschlagen, eine Kuh kalbte, rote Beeren lockten. Bäume wurden gepflanzt und verschnitten, Kücken schlüpften aus den Eiern, Ähren waren zu binden und in Gar-

ben aufzustellen. So ging es von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat.

Es gefiel Mania auf dem Land, alles gefiel ihr, nur vor den Festen hatte sie eine geheime Angst. Wenn sie einen Menschen sah, der sich torkelnd dahinschleppte, dessen Augen seelenlos vor sich hin stierten, dessen Mund sinnloses Zeug plapperte, weil ihm der Alkohol den Verstand geraubt hatte, dann konnte sie nicht wie andere lachen oder spotten, dann krampfte sich ihr Herz zusammen vor Empörung und Scham.

Sie nippte nur an dem Glas. Ein paar Tropfen genügten ihr, um ihr Blut schneller kreisen zu lassen. Und es war schön, sich leicht und munter zu fühlen und in gelöste und heitere Gesichter zu sehen. Aber schon da begann sie sich zu fürchten. Während noch alle fröhlich waren, stieg ihr die Angst von Minute zu Minute in den Hals. Am liebsten würde sie nach Hause laufen, doch sie blieb gebannt sitzen, um die Stimmung nicht zu verderben, und spähte verstohlen von einem zum anderen nach den ersten Anzeichen der Trunkenheit.

Sie bemerkte das Flackern in den Augen und die weit ausholenden Gesten. Sie erschrak über die wachsende Lautstärke der Reden, über die heftig auflodernden Worte, die Signale schwelenden Streites, der im Alkohol- und Tabakdunst umhergeisterte.

Gesang steigerte sich zu Gebrüll, zweideutige Anspielungen und Zoten flatterten durch den Raum. Lachen ging über in Kreischen, Drohungen wurden laut, Gejohle, Quietschen, Quieken und Poltern. Am schlimmsten traf es sie, wenn Frauen laut wurden, mit gelockerten Haaren und Kleidern allen gefällig waren oder zusammengesunken im Stuhl hingen.

Mania schüttelte sich und sprang auf. Sie führte das Pferd hinter sich her auf einem schmalen Trampelpfad bis zu einer von dichtem Gebüsch umgebenen Lichtung. Dort breitete sie eine Decke aus, gab dem Pferd ein Stück Zucker und ließ es weiden, um sich gemächlich ihrem eigenen Frühstück zuzuwenden, dem würzigen Brot mit Schinkenspeck und einem Apfel, der ihren Durst löschte.

Grashüpfer krochen auf schwankenden Halmen, schnellten

ihre langen Hinterbeine und flogen mit ausgebreiteten Flügeln surrend über Manias Arme. Zwei Libellen schossen heran, glotzten mit ihren Facettenaugen, wippten mit ihrem langen Hinterleib, zuckten hin und her, schwirrten zurück ans Wasser und ließen sich auf einem Rohrkolben nieder.

Das Landleben war ihr gut bekommen. Sie hatte viele Menschen und die landwirtschaftlichen Arbeiten kennengelernt. Sie wußte, wie das Brot, die Butter und der Käse bereitet, wie Eier, Milch und Fleisch erzeugt wurden. Sie kannte die Regeln für das Wetter, für die Aussaat und die Ernte. Doch sie würde nicht hier bleiben, sie kehrte in die Stadt zurück, und dort würde sich ihre Zukunft entscheiden.

Sie war trotz aller Bedrückungen gern zur Schule gegangen. Lernen bereitete ihr Freude, aber sie konnte auch ganz gut eine Zeitlang ohne Bücher auskommen.

Das letzte Schuljahr hatte sehr an ihren Kräften gezehrt, und sie hatte Monate gebraucht, um ihr Gehirn zu entspannen und ihren Körper zu kräftigen. Anderes hatte der Vater wohl nicht im Sinn gehabt, als er sie zur Belohnung für den ersten Platz im Abitur auf Reisen schickte.

Nun aber stand sie auf eigenen Füßen, nun mußte sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Aber was wollte sie? Was war ihr Ziel? Wohin sollte sie ihr Schifflin steuern?

Mit dem Abitur hatte sie noch keinen Beruf. Sie hatte nur den Punkt erreicht, von dem aus mehrere Wege ins Leben führten.

Kazia wollte sich verloben. Mania war ganz verwundert darüber gewesen. Ans Heiraten hatte sie noch nie gedacht. Nur manchmal, aber noch ganz unbestimmt, hatte sie sich nach einem Kind gesehnt. Die Vorstellung, ein Baby auf dem Arm zu halten, erfüllte sie mit Wärme. Spielte sie deshalb so gern mit Kindern?

Mania dehnte ihre Brust. Es tat gut, hier zu liegen und zu träumen. Wildenten schnatterten im Schilf, Käfer und Fliegen summten. Fische sprangen klatschend aus dem Wasser. Der Hengst rupfte Gras, rieb seinen Hals an einem Stamm und blähte die Nüstern. Hoch oben spiegelten sich die Blätter im

Licht. Sie säuselten sanft und verrieten nichts von den vorsichtigen Schritten des Mannes, der sich langsam an Manias Lagerplatz heranpirschte.

Adam sah nur das Pferd und die Beine der Schlafenden. Als der Hengst witternd den Kopf hob und sich auf die Vorderfüße stemmte, zog Adam sich schnell zurück. Er hatte genug gesehen. Nun brauchte er nur noch einen Platz, von dem aus er beobachten konnte, wann sich die Nixe ins Wasser wagen würde. Vom Rücken seines Pferdes schwang er sich auf einen Baum und setzte sich in einer Gabelung zurecht, von der aus er zwar nicht die Lichtung, wohl aber das Wasser und den Schilfgürtel davor beobachten konnte.

Unter Mittag wachte Mania verstört auf. Sie schwitzte in der Sonne und öffnete die Bluse, zog die Hose aus, entledigte sich schließlich aller Kleidung und warf sie über einen Zweig. Genug gefaulenzt, dachte sie und bog die Schilfstauden zur Seite. Ihre Füße versanken in dem modrigen Grund. Blasen stiegen auf, einige Enten verließen schnatternd das Rohr, tauchten oder hasteten auf den See.

Mania kühlte ihre Stirn, tauchte ihre Arme bis zu den Schultern unter und glitt vorsichtig zwischen den Seerosen ins tiefe klare Wasser.

Deutlich sah sie das andere Ufer, dem sie mit ruhigen Stößen entgegenschwamm, zur Abwechslung auch auf dem Rücken, die Arme seitlich am Körper, den Kopf weit zurückgebeugt, das Kreuz hohl gebogen. Dann sah sie ihr Pferd hinter dem Schilf und ihre Kleidung hell vor dem dunklen Hintergrund des Waldes. Mach's gut, alter Freund, dachte sie, wirst schon ein bißchen ohne mich auskommen.

Langsam kam sie dem anderen Ufer näher. Sie erreichte die Baumschatten, die Seerosen, deren schwankende Stengel sie mied, den Schilfgürtel, der hier nur schmal war. Ihre Füße erstasteten den Grund, sie richtete sich auf, Algen und Blätter hafteten an ihrer Brust und ihrer Schulter.

Trockenes Gras zwischen den Wurzeln einer Eiche lockte sie an. Sie setzte sich, schlang ihre Arme um die Beine und freute sich über die wärmenden Sonnenstrahlen und ihre Aus-

dauer. Gut und gern würde sie die Strecke noch einmal schaffen, nur noch ein bißchen ausruhen und sich der wohligen Ermattung hingeben, nur den gleichmäßig kräftigen Schlag des Herzens spüren und die Laute der Einsamkeit in sich aufnehmen. Schließlich streifte sie die letzten Tropfen von ihren Armen und ging ans Ufer zurück. Sie kletterte auf einen Baum, der schräg über dem Wasser hing, und betrachtete in seinem Schatten ihr Spiegelbild.

War sie eigentlich schön und entwickelt wie eine Frau? Ihre Taille war schmal, ihre Brust fest und rund, die Hüften ein wenig zu voll von dem guten Essen.

Holz knackte unter dem Fuß eines Menschen. Erschrocken kauerte sich Mania nieder, hielt den Atem an und lauschte.

Schritte kamen näher. Vorsichtig kroch sie unter das schützende Laub des Baumes und wartete.

Zweige eines Erlenbusches wurden auseinandergebogen. Adam trat heraus und spähte umher.

Mania preßte die Zähne aufeinander. Ihre Augen wurden klein neben der zusammengezogenen Nasenwurzel. Ihre Muskeln spannten sich.

Der Bursche sah den überhängenden Baum und sprang hinauf. Seine Augen suchten das Ufer ab. – Im Wasser war sie nicht. Wo mochte sie stecken?

Wildenten flatterten auf. Als sich Adam niederhockte, stieß sich Mania ab und schnellte flach ins Wasser, tauchte tiefer, da sie keinen Grund berührte, und schöpfte erst hinter den Seerosen Luft, um gleich danach wieder zu tauchen.

Der Bursche stürzte ihr nach, aber er gab die Verfolgung bald auf und kehrte wütend ans Ufer zurück. Er stieß die Füße einige Mal verkehrt in die Hosenbeine, zog den Gürtel viel zu straff an. Dann lief er wie ein wilder Eber den Weg zurück. Er würde sie schon kriegen. Um so besser. Wenn sie drüben ankam, war sie fix und fertig.

Als Mania die Mitte des Sees erreichte, fühlte sie sich völlig erschöpft. Ihr war heiß und kalt, ihre Arme und Beine bewegten sich mechanisch und müde, ihr Herz klopfte noch immer hart und schnell. Wie tief der See hier wohl sein mochte? Ob

es stimmte, was die Leute sagen, daß er überhaupt keinen Grund habe, sondern mit dem Meer verbunden wäre?

Das Blut pochte Mania an den Schläfen. Ihr Gesicht glühte. Wer würde sie hier finden, wenn ihr die Kräfte ausgingen? Mein Gott, was würde ihr Vater dazu sagen!

Vielleicht gab es ein Boot in der Nähe? Endlos schien sich der See vor ihr auszubreiten. Weiße Blitze schossen ihr in die Augen. Nirgendwo rührte sich etwas, überall Stille, eisige Stille.

Ein Fisch schnellte gegen ihr Bein. Sie war wie elektrisiert. Wo lag das andere Ufer? Wie ein Schrei hallte die Frage in ihrem Kopf, aber so sehr sie sich auch anstrengte, sie sah nur noch Wasser, und es kam ihr ganz dunkel und abgründig vor. Müde schloß sie die schmerzenden Augen, ihr war ganz heiß unter der Haut. Ihre Beine und Arme trieben willenlos, und der Körper hing schräg nach unten.

Nur ruhig, dachte sie, nur einen Augenblick ganz ruhig und keine Angst. Sie holte tief Luft, tauchte den Kopf ins Wasser und atmete langsam aus. Das Wasser zog sie nicht in die Tiefe, es trug sie und gab ihr nach. Es glitt an ihrer Haut entlang. Sie bewegte sich voran. Nach einigen Minuten fühlte sie, wie die Kräfte in ihre Arme und Beine zurückkehrten. Sie beschattete die Augen und erkannte deutlich das andere Ufer.

Der Hengst wieherte böse, er schien um sich zu schlagen. Mania hörte ihn unruhig stampfen. Ihr Verfolger war schneller als sie gewesen. Er mußte das Pferd von der Lichtung in den Wald gezerrt haben. Auch ihre Kleidung war verschwunden. Vorsichtig näherte sie sich dem Schilfgürtel. Sie tastete nach Grund und wartete, bis sie ganz ruhig war, um sich dann, bis zum Hals im Wasser, behutsam an das Ufer heranzuschieben.

Der Hengst stand unter einer Buche am linken Rand der Lichtung, er reckte den Hals weit nach rechts und startete feindlich auf Adam, der an dem Stamm einer Eiche lehnte, die Arme über der Brust verschränkt. Neben ihm lagen ihre Kleider.

Mania bebte vor Zorn, doch sie zwang sich zur Ruhe und kühlen Überlegung. Unmöglich konnte sie noch lange im Was-

ser bleiben. Damit würde Adam rechnen. Was konnte sie tun? An ihre Kleidung kam sie nicht heran. Sollte sie stundenlang nackt durch den Wald ins Dorf schleichen?

Vielleicht kam sie an ihr Pferd heran? Wenn sie auf seinem Rücken saß, würde sie einen tüchtigen Vorsprung gewinnen. Aber es war gewagt, denn der Hengst war aufgebracht und stand nicht weit von Adam entfernt.

Vorsichtig glitt sie in tieferes Wasser zurück, tauchte am Rand des Schilfgürtels weit nach links, schlängelte sich gebückt durchs Rohr und zog sich ans Ufer.

Einige Meter vom Trampelpfade entfernt, Büsche und Bäume zur Deckung ausnutzend, schlich sie sich zu ihrem Pferd. Unbemerkt kam sie an die Lichtung heran. Der Bursche sah mit zusammengekniffenen Augen aufs Wasser.

»Haija«, flüsterte sie. Wenn das aufgeregte Pferd sie nur nicht abwarf! Die Zügel waren um einen Aststumpf geschlungen. Ihre Muskeln spannten sich. Mit zwei Sätzen schnellte sie zu ihrem Pferd.

»Haija!« rief sie, packte die Zügel, schwang sich in den Sattel und klammerte sich fest. Der Hengst wirbelte herum, stieg wiehernd in die Luft und schoß mit ihr auf dem Trampelpfad davon.

Der Bursche merkte erst etwas, als ihm Grasballen vor die Füße flogen. Er sah nur noch den Schwanz des Hengstes wie zum Hohn unter den Bäumen verschwinden.

Bevor Adam sein Pferd erreichte und die Verfolgung aufnahm, hatte Mania schon das Felsenstück erreicht. Sie zügelte den Hengst, blickte sich um und drängte das Tier von dem Weg in den Wald. Sie beruhigte das Pferd und wartete, bis der Bursche vorbeigeritten war.

Im gestreckten Galopp ritt sie zurück, warf ihre Kleidung über und verstaute die Decke und den Proviant in der Satteltasche. Als sie wieder im Sattel saß, kam Adam herangaloppiert. Er riß sein Pferd zurück und starrte Mania an.

Mania ritt auf ihn zu und blickte ihn mit so viel Verachtung an, daß er den Blick senkte. Nur eine Handbreit ritt sie an ihm vorbei.

Kaum aber war sie vorüber, da schlug er wütend auf sein Pferd ein, das, erschrocken über die Heftigkeit, mit allen vieren in die Luft stieg. Krampfhaft hielt Adam sich fest, doch das Tier bockte und warf ihn in hohem Bogen durch die Luft. Er klatschte der Länge nach in den Uferschlamm, während sein Pferd hinter Haija hersetzte. Es dauerte einige Minuten, bis er sich aus dem Morast herausgewühlte und Nase und Mund vom Dreck befreit hatte.

Als Adams Pferd kurz vor dem Waldrand an Mania vorbeihetzte, ergriff sie die Zügel und führte es mit auf die Weide. Sie verteilte die letzten Zuckerstücke, strich ihrem Pferd über die Stirn und lachte.

Der Mond wanderte mit Mania durch die Septembernacht, und in seinem trüben Licht wechselten die Bilder wie Kulissen, denn der Zug fuhr schnell. Dunkle Kiefernwälder, nebelweiße Wiesen und Weiden, stille Gehöfte und einsame Brücken flogen vorüber. Unter dem Schnitt der Räder heulte die Luft. Mania war müde, aber ihre Gedanken waren wie aufgescheucht, und sie eilten der Fahrt voraus nach Warschau zu ihrem Vater und ihren Geschwistern: Die Begrüßungen waren überstanden, die Erlebnisse schon ausgetauscht, und sie war dort angelangt, wo das Niemandsland begann und Hoffnung und Zweifel einander ins Wort fielen.

Manias Stirn wurde heiß. Sie drückte sie ans Fenster und hörte die gutmeinenden Tanten und Onkel sagen: »Paß nur auf, wenn du zurückkehrst, schickt Vater dich nach Paris auf die Universität.«

Hatte Vater so viel Geld?

»Ja, ja doch«, hatten sie geflüstert, »Vater ist vermögend. Du wirst schon sehen.«

Aber warum hatte Vater dann Pensionäre ins Haus genommen? Und warum waren sie in eine enge Wohnung gezogen?

»Ach, Kind, Vater weiß schon, was er tut. Er wollte sicher sparen. Wir kennen ihn doch.«

Aber warum mußte Bronia noch immer den Haushalt versorgen und Stunden geben?

Mania sah sich in dem fast leeren Zug sitzen und in einem riesigen Bogen ziellos durch die einsame Landschaft fahren. Spät nach Mitternacht fiel sie in einen unruhigen Schlaf, aus dem sie mehrmals, von Träumen gequält, aufschreckte. Endlich schien die Morgensonne ins Abteil, die Schatten der Nacht verschwanden, Warschau war nicht mehr weit.

Als Mania ihren Vater umarmte, wurde ihr plötzlich bewußt, wie sehr sie ihn entbehrt hatte. Sei weinte vor Freude. Es tat so gut, sein Gesicht zu sehen, seine Nähe zu spüren, seine Stimme zu hören, Bronia, Hela und den großen Bruder neben sich zu wissen. Da waren die vertrauten Straßen und Plätze, die Häuser und Kirchen, der Sächsische Garten und die Weichsel. Da war ihre Wohnung und alles noch unverändert. Das Teewasser im Samowar summt leise und die Stimmen schwirrten durch den Raum. Mania fühlte sich endlich wieder geborgen.

An den nächsten Tagen stand sie früh auf, um Bronia im Haushalt zu helfen, denn sie war voll Tatendrang und wollte sich nützlich machen. Und es tat ihr gut, wenn ihre im Haushalt und in der Kochkunst erfahrene Schwester sagte: »Gut, daß du da bist, jetzt brauche ich mich wenigstens nicht mehr so abzurackern.« Aber wenn Bronias Blicke immer wieder zur Uhr wanderten, bis sie plötzlich die Schürze abwarf und rief: »Ach herrje, gleich ist es wieder soweit, von zwei bis vier in der Jerusalemskaja!«, dann fühlte sie sich übergangen wie ein Kind, das mit Andeutungen abgespeist wird.

»Nimm mich doch mal mit«, sagte sie eines Tages.

Doch Bronia lief ins Nebenzimmer und rief: »Du würdest dich nur langweilen. Es sind nicht die eifrigsten Schüler, die Nachhilfe brauchen. Am unangenehmsten sind die Eltern, besonders, wenn sie sehr reich sind und sich vornehm dünken.« Sie zog Bücher aus dem Regal und steckte sie in ihre Tasche.

»Du behandelst mich wie einen Backfisch«, sagte Mania empört. »Wann fährst du eigentlich nach Paris?«

Bronia zuckte zusammen und hielt den Kopf über die Tasche gebeugt. »Ich weiß es nicht«, antwortete sie leise. Ihre Stimme klang auf einmal mutlos.

Mania empfand plötzlich Mitleid mit Bronia, und wie schon oft, wenn sie Besinnung suchte, ging sie zum Grab ihrer Mutter. Während sie niederkniete und die Blumen zurechtzupfte, kam sie sich plötzlich sehr alt vor. Siebzehn Jahre war sie schon auf dieser Welt und sieben davon ohne Mutter. Wie eine Ewigkeit lag der Nachmittag zurück, an dem der Sarg in die Erde gesenkt worden war. Und doch war die Zeit wie ein Hauch vergangen. Unaufhaltsam zogen die Stunden vorüber, und jeder Tag war kostbar und unersetzlich, denn er kehrte nie zurück. Noch immer hatte Vater kein Wort über ihre und Bronias Zukunft verlauten lassen. Sie lebten und lebten auch nicht, denn sie trieben dahin und konnten nichts mit ihrem Leben anfangen.

Es war ganz still um sie herum, nur einige Bienen und Fliegen summten über den Blüten. Vergeblich versuchte sie, sich das Gesicht ihrer Mutter vorzustellen, und ihr Herz krampfte sich zusammen, daß sie sie nicht sehen und nicht fragen konnte. Sie wurde immer unruhiger und trauriger, Tränen traten in ihre Augen, aber sie wehrte sich gegen den Schmerz und ihre verzweifelte Stimmung.

Als sie sich langsam erhob, taumelnd noch von einer Blutleere im Gehirn, war sie benommen. Nach einigen tiefen Atemzügen aber fühlte sie sich besser. Was wollte sie eigentlich? Sie war zu Hause in der Obhut ihres Vaters und ihrer Geschwister, und sie war die Jüngste. Sie mußte Geduld haben, eines Tages würde ihr Vater mit ihr sprechen. Wenn sie nur Bronia helfen könnte! – Ihre Augen folgten noch einmal der Inschrift des Grabsteins, auf dem die Witterung schon Spuren hinterlassen hatte, die der harten und noch immer unfaßbaren Mitteilung erste Schleier des Vergessens überwarfen. Ihre Hände falteten sich zu einem Gebet, und ihr fiel ein Bibelwort ein, das ihre Mutter gern gemocht hatte: »Fürchte dich nicht, ich bin bei dir alle Tage.«

Erleichtert ging Mania zur Grabstelle Zosias, ihrer Lieblingsschwester, die wie eine Märchenprinzessin in ihrer Erinnerung lebte. Der herbe Duft der Lebensbäume, des Heidekrauts und der Astern hing in der Luft, erregte die Sinne, ent-

rückte Mania der Wirklichkeit und umgab sie mit Schwermut, aus der sie von leichten Schritten herausgerissen wurde. Sie wollte schon in einen Seitenweg einbiegen, als sie in ihrem Schritt verharrete.

»Irina!« rief sie heftig überrascht, um fast im gleichen Augenblick ihren eigenen Namen mit dem gleichen Ton der Verwunderung zu hören. Sie umfingen sich mit einem sekundenschnellen Blick, umarmten sich wie Verliebte, um sich dann eingehender zu betrachten, Veränderungen zu konstatieren und an den Grabstellen Zosias und Juliusz' im schmerzlich-heiteren Geplauder vergangene Erlebnisse heraufzubeschwören. Eingehakt und seltsam angeregt verließen sie den Friedhof und die Vergangenheit, hingen noch einen Augenblick ihren Gedanken nach, um sich dann entschieden der Gegenwart zuzuwenden.

»Hat Bronia dir von Frau Piasecka erzählt?« fragte Irina in einem anbetungsvollen Ton, der Mania befremdete.

Ihre Antwort: »Ja, aber ich weiß nicht . . .« klang kühler als erwartet.

Doch Irina zeigte sich unbeeindruckt und fuhr fort: »Du mußt sie unbedingt kennenlernen, am besten, wir gehen gleich vorbei.« Sie überwandt die schwache Abwehr Manias und zog die Widerstrebende mit sich fort bis zu einem alten Haus, dessen dunkler Treppenaufgang sich nach vielen Richtungen verzweigte. Irina folgte ihm mit schlafwandlerischer Sicherheit bis an eine Tür, an die sie mit einem rhythmischen Klopfzeichen schlug. Einen Augenblick hörten sie nur die Holzwürmer in dem Gebälk, bis ihnen eine junge, sehr schlanke Frau die Tür öffnete.

Obwohl Mania ihre Zurückhaltung betonte, wurde sie von Frau Piasecka wie eine Eingeweihte behandelt. Daran änderte auch die Frage nichts: »Hast du Fräulein Sklodowska erzählt, was wir treiben?« und die Antwort Irinas: »Ein wenig.«

Während sie Tee eingoß, wandte sich Frau Piasecka unmittelbar an Mania und sagte: »Natürlich dürfen Sie kommen und jederzeit, nur ist es nicht ganz ungefährlich, aber wir halten

Das waren Worte, die Mania zugleich befremdeten und er-
zusammen.«

wärmten, doch je länger Frau Piasecka sprach, desto gespannter hörte sie zu. Die Ziele der Fliegenden Universität begeisterten sie, und die Regeln der Zusammenarbeit und Konspiration beflügelten ihre Phantasie um so mehr, als Frau Piasecka sie in einer Weise darlegte, als wollte sie nur bekannte Dinge in Erinnerung rufen. Am schönsten aber war, daß Mania sich unmittelbar in die Arbeit einbezogen sah.

»Arbeiterinnen eines Schneiderateliers wollen sich eine Bibliothek aufbauen und Buchlesungen veranstalten. Möchten Sie ihnen dabei helfen, Fräulein Sklodowska?«

Frau Piaseckas große Augen, die ihrem hageren Gesicht die Herbheit nahmen, zogen Mania an. Sie fühlte sich nicht über-rumpelt. Fast kam es ihr vor, als hätte sie geradezu darauf gewartet, für eine Aufgabe eingesetzt zu werden. So antwortete sie wie auf eine ihr angetragene Ehrung, zögernd zwar, aber doch zustimmend und Zustimmung erwartend: »Wenn ich mir das zutrauen darf«, worauf Frau Piasecka zufrieden ausrief: »Aber ja doch! Ich werde Ihnen alles erklären.«

Auf dem Weg nach Hause sagte Irina: »Du wunderst dich vielleicht, daß ich hier und nicht in einer Verschwörung mit-arbeite. Aber es hat jetzt wenig Sinn, Attentate und Aufstände zu inszenieren. Wir haben genug geopfert, der Kampf ist zu ungleich.« Irina blickte Mania an, um die Wirkung ihrer Worte zu prüfen. Da Mania nichts sagte, fuhr Irina fort: »Wir müssen diese Macht, die sich immer wieder selbst heiligt, nichts neben sich duldet und sich alle Rechte anmaßt, auf andere Weise bekämpfen. Es nützt auch nichts, einzelne Personen umzubringen. Alexander dem Zweiten folgte Alexander der Dritte, der seinen Vorgänger noch übertrifft. Der Zarismus kann sich nur mit Brutalität behaupten, deshalb fürchtet er nichts so sehr wie die geistigen Kräfte des Volkes, das er in Unwissenheit und Systemgläubigkeit zu halten versucht. Wir sollen nur das wissen und erfahren, was den Herrschenden zum Vorteil ge-reicht. Wir«, Irina hob ihre Stimme, »wir sollen uns in dem Glauben noch selbst verhöhnen, daß es nichts Höheres und Besseres auf dieser Welt gibt als diese vom Väterchen Zar für gut und richtig befundene Ordnung der Dinge, ein-

schließlich der Pogrome gegen Juden und andere Völkernschaften.«

Irina atmete heftig. Sie wäre am liebsten auf ein Podium gestiegen, um ihren Haß und ihre Ideen vielen Menschen zu verkünden. Aber sie bezwang sich und flüsterte fast, als sie fortfuhr: »Gegen diese geistige Versklavung und Isolierung von den geistigen, sozialen und politischen Bewegungen der Welt, gegen die Herrschaft der Arroganz, Dummheit und Besserwisserei, der Lüge und des Betrugs, dagegen wollen wir kämpfen.«

In Manias Gedanken zogen die düsteren Bilder von Verhaftungen, Deportationen und Hinrichtungen vorüber, die Nacht, in der sie für Juliusz gewacht hatten. Sie sah die Kerzen brennen und das verzweifelte Gesicht von Irinas Mutter. Nun war sie selbst Mitglied einer illegalen Verbindung und von Verfolgung bedroht. Furcht wollte in ihr aufsteigen, doch sie hob den Kopf. Wenn ihr schon die Tore der Warschauer Universität verschlossen blieben, das Recht, sich zu bilden und Bildung zu verbreiten, ließ sie sich nicht nehmen.

Tief geduckt gegen den wilden Ansturm des Nordwindes gingen Mania und Bronia durch die Nowy-Swiat bis zum Schloßplatz. Dort trennten sich ihre Wege. Bronia folgte der Miodowa-Straße, während Mania den Platz überquerte und in die parallel laufende Ulica Podwale einbog. Vor einem schweren Tor blieb sie stehen und blickte forschend zurück. Da war nur das trübe Licht der Laterne, sonst lagen die Häuser verlassen in der Dämmerung. Schnell drückte sie das Tor auf und trat in einem dunklen Gang, den sie durch den hinteren Ausgang wieder verließ. Nachdem sie einige Höfe passiert hatte, verschwand sie in einem unscheinbaren Hinterhaus. Sie stieg vier Treppen hinauf und traf auf Bronia, die einen kürzeren Weg eingeschlagen hatte. Sie nickten sich zu, und Bronia gab das verabredete Klopfzeichen. Die Tür wurde vorsichtig geöffnet und schnell wieder hinter ihnen geschlossen. Die beiden Studenten, die den Einlaß überwachten, nahmen ihnen die Überhänge ab, während Frau Piasecka sie begrüßte und in einen

Raum führte, dessen Fenster durch schwere Vorhänge verborgen und dessen Wände mit hohen Regalen bestanden waren.

Die Gespräche der sich sowohl durch Kleidung, Alter und Gesichtsausdruck unterscheidenden Frauen und Männer, die in kleinen Gruppen herumstanden, -saßen oder an dem großen runden Tisch lehnten, verstummten einen Augenblick. Man begrüßte die Hinzukommenden mit einem Handkuß oder mit Handschlag. Einige blickten wohl auch flüchtig auf die Uhr, um gleich danach die Unterhaltung fortzuführen.

Mania hatte sich anfangs fremd unter den Wissenschaftlern, Künstlern, Lehrern, Politikern und Studenten gefühlt, aber die freundschaftliche Atmosphäre, die Hilfsbereitschaft und Achtung einschloß, zog sie schnell an. Es begeisterte sie, daß niemand wegen seiner sozialen Herkunft bevorzugt oder benachteiligt und die Frau als gleichberechtigte Partnerin anerkannt wurde, obgleich es ihr nicht gefiel, daß einige nun alle Unterschiede zwischen Wissenschaftler und Student oder zwischen Mann und Frau negierten. Mania empfand gegenüber älteren und gebildeten Menschen Respekt, und sie sah nicht ein, warum eine Frau demonstrativ in Wort und Gebärde männlichen Umgangsformen nacheifern sollte. Sie dachte nicht daran, sich eine Zigarette anzuzünden und anders zu handeln und zu sprechen, als sie es ihrer Natur und Erziehung nach gewöhnt war. Gleichberechtigung konnte nicht bedeuten, sich den Männern anzugleichen, sondern sich auf seine eigenen Werte zu besinnen. Aber niemand verübelte ihr diese Ansichten, und so fand sie sich mit den ungewohnten Erscheinungen ab; doch die Haare ließ sie sich, der Mode ihres Kreises entsprechend, kurz schneiden.

An einem der ersten Abende wurde über das Thema Gleichberechtigung diskutiert. Alle waren sich einig, daß den Frauen gleiche Berufsaussichten, gleiche Löhne und Stimmrecht zustünden. Aber nur wenige Männer wollten einsehen, daß die Frau ihre Gleichberechtigung mit einer höheren Belastung erkaufen mußte, wenn ihr die gesellschaftlichen Verhältnisse keine günstigeren Lebensbedingungen ermöglichten.

»Schließlich gibt es biologische Unterschiede und unter-

schiedliche Aufgaben«, sagte Bronia, »die uns die Herren der Schöpfung nicht abnehmen können. Oder soll die Nation mit der Gleichberechtigung aussterben?« Gegen Bronias praktischen Sinn war schwer aufzukommen. Schließlich einigte man sich, daß es weder das eine noch das andere ohne langwierige Kämpfe geben würde und daß es nicht nutzlos war, den Angriff zunächst auf die Barrikaden auszurichten, die den Frauen den Weg zur Bildung versperren und einigen Männern noch als Vorwand dienen, das weibliche Geschlecht als weniger befähigt abzukanzeln.

Mania empfand die Veranstaltungen der Fliegenden Universität als einen Ausgleich für das ersehnte Studium und ihre verschworene Gemeinschaft als eine soziale und politische Heimat. Hier war das Wort frei. Auch wenn noch so heftig um die richtige Auffassung gestritten wurde, bemühte sich jeder um ein sachliches Urteil; jeder wußte sich mit den anderen durch das gemeinsame Ziel verbunden. Aber nicht nur das beeindruckte Mania stark, sondern auch die Schlichtheit gerade derjenigen, die ihnen allen an Wissen und Erfahrung überlegen waren. Niemand umgab sich mit dem Heiligenschein der Dünkelhaftigkeit oder machte sich über Fragen lustig, die Unwissenheit oder unentwickeltes Denkvermögen verrieten. Das ermunterte auch Mania, ihre Gedanken vorzutragen, besonders, nachdem ein Wissenschaftler gesagt hatte, die größte Dummheit bestünde darin, eine Frage, gleich, welche auch immer, als dumm zu bezeichnen. Denn Fragen, so ungeschickt sie auch vorgebracht würden, verrieten Nachdenken und den Wunsch, unterrichtet zu werden. Und oft würde sich hinter einer naiven Frage ein wichtiges Problem verbergen.

Es gab viel mehr zu wissen, als Mania für möglich gehalten hatte, und es gab Fragen über Dinge, die ihr selbstverständlich erschienen waren. Manchmal fiel es ihr schwer, einem Vortrag zu folgen, anfangs besonders, denn so gut ihr das Ferienjahr auch bekommen war, der Kopf mußte sich erst wieder an Gedankenarbeit und konzentriertes Zuhören gewöhnen. Aber das Lernen bereitete ihr so viel Freude, daß die Schwierigkeiten sie nur vorübergehend entmutigen konnten. Außer-

dem wollte sie studieren, und wenn sie auch noch immer nicht wußte, wie sie ihren Plan verwirklichen konnte, so erschienen ihr die Veranstaltungen der Fliegenden Universität doch eine gute Vorbereitung.

Manchmal fühlte sie Neid in sich aufsteigen, Neid auf Möglichkeiten, in fremde Länder zu reisen, andere Sitten und Gebräuche kennenzulernen und immer wieder Wissen zu erwerben. Ja, sie beneidete die jungen Männer, die nicht älter als Bronia waren, wenn sie sich über Vorlesungen und Seminare unterhielten, die Mania auch gern besucht hätte. Und sie war eifersüchtig auf die Studenten und Wissenschaftler, die in London, Paris, Berlin oder Rom das Wissen aus erster Hand entgegengenommen hatten. Sie fühlte sich wie Tantalus, der nur sehen und hören, aber nicht selbst essen und trinken durfte. Nur schwer vermochte sie ihre leidenschaftliche Ungeduld hinter einem ausgeglichenen Verhalten zu verbergen. Und doch war sie den anderen dankbar, die ihr ein Fenster öffneten, von dem sie einen flüchtigen Blick auf die Welt werfen konnte.

Da stellte man in England und Deutschland neuerdings Farben aus Kohle her, dauerhaftere und schönere teils als die aus Pflanzen und Tieren gewonnenen. Da hatte der Belgier Solvay ein neues Verfahren zur Herstellung von Soda entwickelt und der Deutsche Kekulé die Struktur des Benzolrings und der Russe Mendelejew das Periodensystem der Elemente entdeckt. Mendelejew sollte die Existenz unbekannter Elemente und deren Eigenschaften vorausgesagt haben, wovon schon zwei, das Gallium und das Scandium, aufgefunden worden waren.

Und die Fortschritte der Technik! Der Bau einer elektrischen Lokomotive durch den Deutschen Siemens, den Entdecker des elektrodynamischen Prinzips, die Erfindung des Dynamits durch den Schweden Nobel, die Entwicklung der Kohlenfadlampe durch den Amerikaner Edison und der Aufbau eines Elektrizitätswerkes in New York... Bald würden Wohnungen, Straßen, Schiffe und Eisenbahnen nicht mehr mit Gas-, Öl- oder Kerzenlicht, sondern elektrisch erleuchtet werden. In der heißen Jahreszeit und in den Tropen würde man in Zukunft Lebensmittel durch Einfrieren frisch halten können, denn

der Deutsche Carl von Linde hatte eine Theorie über die Wärmeentziehung bei niedrigen Temperaturen durch mechanische Mittel aufgestellt und sie praktisch durch den Bau einer Kompressions-Kältemaschine bewiesen. Am aufregendsten aber war für Mania der Vortrag eines Arztes über die Entdeckungen Robert Kochs, der den Erreger der Krankheit aufgespürt hatte, an der ihre Mutter gestorben war, der Schwindsucht oder Tuberkulose, wie man nun sagte, die viele Menschen in der Blüte ihres Lebens dahinraffte.

Es war also möglich, immer tiefer in die Erscheinungen der Natur einzudringen. Das Feld der Wissenschaft schien wohl manchmal abgegrast zu sein, doch nur, bis neue Felder entdeckt wurden, die wieder an Felder angrenzten, von deren Existenz niemand etwas gewußt hatte. Die Erde war begrenzt, ihre Fläche einmal gegeben, doch in der Wissenschaft schien das Land um so größer zu werden, je mehr Menschen sich darauf betätigten. Welch ein Glück, zu diesen Menschen gehören zu können, die wie Forschungsreisende in unbekannte Gebiete vorstießen!

Forschungsreisender zu sein, das war auch so ein Wunsch, der Mania erregte. Doch die Erde war bald erschlossen, die weißen Flecken verschwanden von den Landkarten – die Wissenschaft aber konnte weiße Flecken in Unmengen erzeugen.

Aber nicht nur naturwissenschaftliche Themen erregten ihr Interesse. Mit großer Spannung folgte sie einem Vortrag über Louis Blancs Buch »Organisation du travail«, denn hier wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes beschrieben, in dem sie studieren wollte. Paris war ihr stets in einem idealen Licht erschienen, als Tempel der Wissenschaft und Kultur, als Mekka der Freiheit und Menschenwürde. Doch nun erschienen andere, grelle Farben auf diesem Bild, schwarze und rote aus den Elendsquartieren des Proletariats. Sie vernahm anklagende Töne gegen eine Gesellschaft, die den privaten Unternehmern das Recht der Ausbeutung sicherte. Ob aber der Staat wirklich daran interessiert war, Arbeiterproduktivgenossenschaften zu bilden, um das Privatkapital und die Konkurrenz zu beseitigen? Denn wer anders als die Vertreter der Reichen besetzte

die Regierungsämter? Und als diese von der Kommune entmachtet worden waren, hatte Louis Blanc auf der anderen Seite gestanden. Sollten nicht die Anhänger Auguste Blanquis die stärkeren Argumente haben? Denn ohne revolutionäre Erhebung wäre die französische Republik nicht entstanden, und es schien Mania unwahrscheinlich, daß die Bourgeoisie freiwillig auf ihre Macht verzichten würde. In dieser Auffassung bestärkte sie ein Vortrag über ein Buch Friedrich Engels', 1884 in England unter dem Titel »Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats« erschienen.

Zunächst war sie schockiert von der Darstellung der geschlechtlichen Beziehungen in früheren Zeiten und bei Naturvölkern, daß eine Frau vielen Männern gehörte und ihr viele Männer zu Willen waren, daß die Kinder nur mit ihrer Mutter verwandt waren oder daß die Familie in der Mania bekannten Form überhaupt erst kurze Zeit existierte, daß nicht die Liebe, die für Mania Voraussetzung einer ehelichen Gemeinschaft war, als Ursprung der Monogamie angesehen werden konnte, sondern das Privateigentum, der Besitz an Grund und Boden, an Werkzeugen, Sklaven, Leibeigenen, Mühlen, Maschinen, Fabriken.

Doch es war ganz offensichtlich, daß auch in ihrer Umwelt viele Ehen aus Besitzgründen geschlossen wurden und daß es gerade die Reichen waren, die sie schlossen. So war es ihr verständlich, daß der Staat, der sich auf diese Eigentumsform gründete, seiner Entstehung und Aufgabe nach nicht dem ganzen Volke, sondern der durch ihren Besitz herrschenden Klasse diene, die, um ihr Eigentum zu schützen, Burgen und Wälle, Festungen und Mauern, Ritter und Soldaten, Schwerter und Gewehre, Kanonen und Geschütze, Gesetze und Gerichtshöfe, Minister und Steuereintreiber brauchte. Nun erschien ihr die Geschichte wie ein ungeheurer Kampf zwischen Herrschenden und Unterdrückten, der erst ein Ende finden sollte, wenn das Privateigentum beseitigt worden war. Eine bessere Welt brauchte aber auch bessere Menschen, und Mania träumte von der Macht des Vorbildes und der Erziehung. Sie wollte an ihrer Vervollkommnung arbeiten und auf sich nehmen, was ihr

an Verantwortlichkeit zukam, und jenen helfen, denen sie am ehesten nützlich sein konnte.

Diese Romane, die Mania las, bestärkten sie in ihrer Meinung. Sie öffneten ihr wie die wissenschaftlichen Werke neue Welten; sie lebte in edlen Empfindungen und Gedanken, stürzte in Abgründe menschlicher Beziehungen, erlitt wilde Leidenschaften und vollbrachte wunderbare Taten. Besonders ergriffen sie Dostojewskis Werke, ihre irrsinnige Mischung von Nacht und Licht, das Elend der Armen und ihre aufopfernde Liebe, der Aufruhr der menschlichen Vernunft gegen die unbegreifliche Gottes, der sie an eigene Erlebnisse erinnerte. Auch dort gab es Menschen, die unter dem Zarismus litten.

Mania empfand keinen Haß gegenüber anderen Völkern. Oft dachte sie an einige russische Lehrer ihrer Gymnasialzeit, besonders an Professor Mikieszin, der ihr einen Band der Werke des revolutionären Dichters Nekrassow geschenkt hatte. Es gab auch im russischen Volk Verbündete. Vielleicht gehörte Iwan Alexander Gontscharow dazu, der die Zustände des Systems und die unter ihm lebenden Menschen charakterisiert hatte. Gewiß, er schilderte den Herrensohn noch als gutmütig und verträumt, aber auch als völlig energielos. Die Oblomowschen Zustände wurden sprichwörtlich verstanden, sie entlarvten die herrschende Klasse. Ein Volk, das ein anderes unterdrückte, konnte selbst nicht frei sein.

Mania erbaute sich an einem Satz Renans, daß niemand wie Jesus in seinem Leben das Interesse der Menschheit über die Eitelkeit der Welt gestellt habe. Das Interesse der Menschheit, das Interesse der Sache über das persönliche stellen – wurde nicht dadurch im Menschen jene Haltung entwickelt, die zu den Erfolgen der Naturwissenschaften geführt hatte? Auch Francis Bacon, der die Idole der Höhle oder des Marktes beschrieben hatte, die man überwinden müsse, forderte, um unvoreingenommen urteilen zu können, sich von der Eitelkeit der Welt, von Macht- und Geldgier zu befreien!

Die Naturwissenschaften hatten alle anderen Wissenschaften überflügelt, weil sie nur eine Wahrheit anerkannten, die Wahrheit des Beweises! Die Phlogistontheorie wurde so lange an-

erkannt, bis Lavoisier ihre Unzulänglichkeit nachwies. Die dualistische Theorie Berzelius' war durch die Entdeckung der Substitution in Frage gestellt worden. Darwin hatte mit der Entdeckung des Entwicklungsgesetzes der organischen Natur die Lehre Cuviers von der Konstanz der Art widerlegt. Umschloß nicht jede Theorie nur einen bestimmten Erfahrungsbereich, den sie aber zu überschreiten trachtete? Und wurden nicht gerade dadurch die Forschungen vorangetrieben und neue Tatsachen ermittelt, also der Erfahrungsbereich erweitert, auf dem die Theorie beruhte, so daß sie durch ihre eigene Heuristik zugleich ihren Untergang heraufbeschwor?

Mania vermochte nicht zu sagen, ob die naturwissenschaftliche Methode auch in der Soziologie anzuwenden war, aber die geistige Haltung der Naturwissenschaft, die Erforschung von Tatsachen, Zusammenhängen, die Aufdeckung von Naturgesetzen, die Prüfung der Theorien an der Praxis, im Laboratorium, in der Industrie oder Landwirtschaft, das schien ihr die beste Art und Weise, Probleme zu finden und zu lösen. Das war ein Herangehen an den Gegenstand, das jede Voreingenommenheit verbot, das jeden Theoretiker zwang, seine Vorstellungen mit den experimentellen Befunden in Übereinstimmung zu halten, die Theorie an der Sache und für die Sache zu entwickeln. Diese Vorstellung von einer hohen Objektivität hatte etwas Berauschendes an sich, etwas von der Einheit des Denkens mit der Natur, von einer materiellen und ideellen Harmonie, die schön wie ein vollendetes Kunstwerk erschien. Wenn die Menschen ihre persönlichen Dinge auch so regeln könnten, wenn, dann möchte es im Leben wie in den Märchen zugehen oder wie bei den idealistischen Dichtern, die auch den versuchten Mord noch zu veredeln wußten wie Schiller in seiner »Bürgschaft«.

Ja, sie liebte die Natur und die Wissenschaft von ihr, aber sie liebte auch die Gedichte von Goethe und Heine, von Sully Prudhomme und François Copée, die wehmütigen und romantischen und auch die spöttischen. Einige trug sie in ihr Tagebuch ein, in der Originalsprache natürlich: »Über allen Wipfeln ist Ruh« und »Le vase brisé«, wie sie es sich überhaupt

zur Gewohnheit gemacht hatte, Sätze oder ganze Absätze und Seiten, die sie besonders beeindruckten, abzuschreiben.

Wenn sie von den Veranstaltungen der Fliegenden Universität, die stets in einer anderen Wohnung stattfanden und auf seltsamen Wegen zu erreichen waren, oder von einem Leseabend durch den frostharten Schnee nach Hause eilte, fielen ihr die Verse ihrer Lieblingsdichter ein, die von Liebesleid und Liebesglück oder der Sehnsucht des einsamen Herzens nach einem anderen zu erzählen wußten. Und manchmal wünschte sie sich, wie Hela von Verehrern umringt zu sein oder wenigstens von einem einzigen umworben zu werden. Wohl war sie schon einige Male angesprochen und auch nach Hause gebracht worden, aber ihr Herz war kühl geblieben und ihre Sehnsucht unerfüllt. Es gab einige unter den Studenten, die ihr gefielen, doch entweder waren sie schon vergeben oder selbst zu schüchtern, um der so selbstbewußten, unnahbar scheinenden Mania Sklodowska den Hof zu machen. Ihr nachdenkliches Gesicht wirkte bei den Zusammenkünften streng, und ihre kurzgeschnittenen Haare unterstrichen trotz der Locken ihr ernstes, konzentriertes Mienenspiel, in dem auch der aufmerksamste Beobachter nichts von den geheimen Regungen ihrer Seele entdecken konnte.

Und sie selbst schalt sich töricht, wenn ihr Gefühl mit ihr durchgegangen war, denn wie wenig stimmte es mit ihren Zielen überein! Gerade sie konnte sich keine Schwärmereien erlauben, und da war es schon besser, sich nicht zu verraten und seine Empfindungen der vaterländischen Sache zu weihen. Da brauchte sie ihre Leidenschaftlichkeit nicht zu verstecken, wenn sie das Epos »Herr Thaddäus« von Adam Bernard Mickiewicz, den »Psalm der Zukunft« von Zygmunt Krasinski, die lyrischen Gedichte von Adam Asnyk oder die revolutionären Lieder von Julius Slowacki rezitierte. Da durfte sie ihr Herz hochschlagen lassen, wenn es hieß:

»Freiheitsengel, wirst du weiterschreiten,
über jedes Land die Flügel breiten.
daß der freie Mensch auf Erden throne
als der Schöpfung wahrhaft würdige Krone?«

Dennoch blieb eine merkwürdige Diskrepanz zurück, die ihrer Ohnmacht entsprang, wirklich etwas ändern zu können. Geduld, Begeisterung, Geduld; Hoffnung und Sehnsucht und die graue Wirklichkeit blieben unvereinbare Gegensätze und zehrten an den Nerven. Jeder Tag blieb sich gleich, sie tat etwas, ein Tropfen auf den heißen Stein, doch sie selbst blieb stehen. Ihre Unruhe vermehrte sich, und sie übertrug sich auf Bronia und auch auf ihren Vater, der mühsam seine Bedrückung hinter einer fröhlichen Gelassenheit verbarg.

Mania bemerkte seinen verzweifelten Kampf, dessen Ursache sie nicht zu erraten vermochte, der aber irgendwie mit ihren und Bronias Plänen zusammenhängen mußte, denn immer, wenn das Gespräch darauf hinzielte, schlug der Vater ein anderes Thema an, sichtlich erleichtert, wenn sie ihm folgten, unerfreulich nervös aber, wenn sie zögerten.

Eines Abends, Helga war in der Gesangsstunde und Joseph in der Universität, rief er Mania und Bronia zu sich ins Arbeitszimmer, forderte sie auf, Platz zu nehmen, während er auf und ab ging, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken gefaltet. Die Uhr tickte gleichmäßig, Mania verfolgte das Pendel, um nicht dem gequälten Gesichtsausdruck des Vaters zu begegnen. Jetzt fällt eine Entscheidung, dachte sie, und sie ahnte, daß es keine erfreuliche war. Warum sich aber so quälen? Ganz gleich, was kommen würde, es war gut, daß sie endlich erfuhren, woran sie waren.

»Als Mutter in Nizza war«, hörte sie ihren Vater unvermittelt sagen, »besaßen wir ein kleines Vermögen.«

Natürlich war es von den Ärzten und Medikamenten aufgezehrt worden, schoß es Mania durch den Kopf, wozu es tragisch nehmen.

»Die Krankheit kostete viel Geld«, fuhr er mit seiner immer etwas heiser klingenden Stimme fort, als wollte er Manias Gedanken nur bestätigen, »aber wir wollten die Ersparnisse nicht angreifen; denn ihr solltet davon studieren.« Der Vater holte tief Luft und trat neben die Uhr, so daß Mania sein Profil sah, das so korrekt wie seine Handschrift, so tadellos wie seine Lebensführung wirkte. »Damals kam Onkel Bronis-

law und riet mir, unser Geld in eine Dampfmühle zu stecken, es würde sich in ein paar Jahren verdoppeln. Aber die Fabrik ging ein, und von den dreißigtausend Rubeln ist nichts geblieben.«

Als erstes hörte Mania wieder die Uhr ticken. Dann sah sie den Teppich, die Hosenbeine des Anzugs, in dem ihr Vater steckte, seine auf dem Rücken gefalteten Hände und sein Gesicht, dessen Züge erleichtert und völlig hilflos wirkten, wie die eines Schülers, der etwas angestellt hatte und nun demütig vor der Klasse stand, um das Urteil zu erwarten.

Mania blickte Bronia an, die vor sich hin stierte und sich nicht rührte. Seltsam, so hart der Schlag Mania getroffen hatte, sie fühlte sich jetzt besser als alle Wochen zuvor. Die Entscheidung war es, die ihr gefehlt hatte, und jetzt, als sie da war, dachte sie nicht mehr an das Ungewisse und Verlorene, jetzt konzentrierten sich ihre Gedanken auf ihren Vater, den sie von dem Kummer befreien mußte, und auf die Frage, was sie nun zu tun hatte, sie und auch Bronia.

Ganz leicht kamen ihr die Worte von den Lippen und so selbstverständlich, als hätte sie sich lange darauf vorbereitet. »Warum machst du dir deshalb Sorgen? Du hast uns doch wie Mutter das Beste gegeben, das man Kindern überhaupt geben kann. Alles andere schaffen wir auch so.«

Ihre ruhigen, bestimmten Worte wirkten auf den Vater, wenn er auch den Kopf schüttelte und sagte: »So viel könnt ihr mit Stundengeben nie verdienen.«

Auch Bronia fühlte sich aus ihrer Betäubung herausgerissen. Sie rechnete und sagte leise: »In vier Jahren könnte ich das Geld vielleicht zusammenbringen, wenn ich alles spare.«

In vier Jahren! Mein Gott, dann war Bronia fast fünfundzwanzig Jahre alt. »Das ist zu lange«, sagte Mania fast gegen ihren Willen, doch sie wollte sich nichts vormachen und den anderen ebensowenig, auch wenn sich der schmerzliche Ausdruck im Gesicht des Vaters wieder vertiefte.

Mania blickte in den Glasschrank und sah Bronia, die mit ihrem Armband spielte, nachdenklich, hilflos, noch immer mit der unfaßlichen Nachricht beschäftigt. Sie sah die Instrumente

hinter dem Glas und die Minerale, an deren glatten Bruchstellen sich das Kerzenlicht brach. Das Problem mußte sie lösen, vier Jahre waren zu lang! Sie dachte nur an Bronia, und plötzlich wußte sie, daß es ging. Sie konnte ihr Lächeln nicht verbergen, als sie sich umdrehte, und auch das zarte Rot nicht, das ihre Wangen überzog.

»Ich denke«, sagte sie mit Nachdruck, »Bronia kann sich für das Herbstsemester anmelden. Es ist ganz einfach«, fuhr sie fort, während der Vater den Kopf hob und Bronia sie erschrocken anstarrte, »sie fährt zuerst und bekommt dazu, was ich verdiene. Und wenn du fertig bist«, wandte sie sich an ihre Schwester, »dann hilfst du mir, und wir schaffen es beide.«

Bronia war bleich geworden. »Unmöglich!« rief sie aufgeregt. »Wenn schon, dann fährst du zuerst. Du bist begabter.« Sie schluchzte, putzte sich die Nase und wehrte sich einen Augenblick, als Mania sie hochzog und an sich drückte. Dann ergriffen sie die Hände ihres Vaters, tanzten mit ihm um den Tisch mit der marmorierten Schachplatte herum und schlossen ihn in die Arme.

»Mutter machte sich die größten Sorgen«, sagte er, noch außer Atem, »wenn sie das noch . . .« Er brach ab und wischte sich über die Augen. »Es ist wie in einem wundersamen Traum.« Langsam gewann er die Fassung zurück, und seine Stimme fiel wieder in den dozierenden Tonfall. »Laßt uns Platz nehmen und Manias Idee sorgfältig beraten.«

Sie blickten auf die Schachfelder, und Mania dachte an die Wette, die der König verlor, weil der Bauer die geometrische Progression besser als das gekrönte Haupt beherrscht hatte.

»Die Einkünfte durch Stundengeben sind unsicher und gering«, gab der Vater zu bedenken.

Doch Mania erwiderte: »Dann werde ich eine Stellung als Hauslehrer annehmen.«

»Willst du Vater allein lassen?« fragte Bronia bestürzt. Die Heiterkeit in Manias Augen verschwand. Daran hatte sie nicht einen Augenblick gedacht, und wie ein Vorwurf trafen sie Bronias Worte.

Aber der Vater wehrte sich und sagte entschieden: »Auf keinen Fall werdet ihr mich zwingen, zuerst an mich und dann an euch zu denken.«

Bronia blickte noch immer verständnislos, bis Mania einlenkend sagte: »Doch nicht für immer. Wir kommen ja zurück.«

Es schneite seit Tagen. Die Flocken wirbelten um den Zug, der schwer gegen den Wind anstampfte. Mania fröstelte und hüllte sich fester in die Decken. Noch eine Station, und sie erreichte endlich Przasnysz.

Der Abschied von zu Hause war ihr schwergefallen. Der Vater kam ihr verlassen vor, obgleich er es nicht wahrhaben wollte und Joseph und Hela da waren. Aber Mania hatte sich entschieden. Bronia war nun in Paris, und es blieb ihr keine andere Wahl, als diesen Weg zu gehen, denn die Stelle in Warschau war zu schlecht gewesen.

Nie würde sie den ersten Tag vergessen, die herablassende Frage der Frau des Rechtsanwalts Bronowski, in einem Französisch, das ihr eine Gänsehaut über den Rücken jagte.

»Sie wollen also meine Kinder unterrichten?«

»Wenn Sie es für nötig erachten, gnädige Frau.«

Und plötzlich diese ärgerliche Frage auf polnisch: »Wo haben Sie Französisch gelernt?«

»Mein Vater ist Professor am Gymnasium«, hatte sie geantwortet, vielleicht ein wenig zu lakonisch, aber sie bereute es nicht.

»Das weiß ich«, hatte Frau Bronowski entgegnet, ärgerlich und grob. »Unter uns können wir polnisch sprechen, aber wenn Gäste da sind, unterhalten wir uns selbstverständlich auf französisch.«

Wie sie ihre Worte mit spitzem Mund geformt und dabei dauernd auf ihren Diamantring geblickt hatte. Natürlich betrachtete sie den Unterricht nicht als Nachhilfe, sondern als zusätzliche Förderung. »Das sind wir der Begabung unserer Kinder schuldig.« Begabung!

Die Grotteske war eher traurig als lächerlich. Die Kinder waren nicht dumm, aber restlos verzogen. Alle Wünsche wur-

den ihnen erfüllt. Sie hatten Mania leid getan, denn sie hatten geglaubt, die Lehrerin wäre da, um für sie zu lernen. Es war ganz unmöglich gewesen, sie zu einer gewissenhaften Arbeit zu erziehen. Manchmal war sie völlig verzweifelt. Dieses Leben unter dem Doppelgestirn der Arroganz und Dummheit wünschte sie nicht ihrem ärgsten Feind. Nie hatte sie für möglich gehalten, daß der Reichtum Menschen so verderben konnte und daß es solche Typen gab, wie sie in Romanen beschrieben wurden.

Nun hatte Frau Piasecka ihr zu einer neuen Stelle verholfen. »Die Familie wohnt allerdings auf dem Land, etwa hundert Kilometer südöstlich von Warschau entfernt. Der Mann verwaltet die Güter einer Gräfin, die Frau war selbst einmal Hauslehrerin. Sie haben vier Kinder, den Ältesten kennen Sie von unseren Abenden her: Kasimir.«

Mania hatte trotz des günstigen Angebots lange gezaudert. Durfte sie sich von ihrem Vater trennen? Konnte sie auf die Fliegende Universität verzichten?

Kasimir war ihr sympathisch. Er studierte Mathematik und wollte Wissenschaftler werden. Seine breite Stirn und sein kecker Blick standen im Gegensatz zu seinem weichen Kinn. Er wirkte bescheiden und gutmütig. Er sprach gut von seinen Eltern. Wie würde die Familie sie aufnehmen?

Manias Blick folgte den Schneekristallen, die spärlich vom Himmel taumelten. Das matte Licht der Januarsonne schimmerte durch den weißgrauen Morgen. Die Lokomotive piff und fuhr zischend in die kleine Station ein.

Ein Schlittengespann wartete neben den Gleisen. Der Kutscher, in einen dicken Pelz gehüllt, sprang in den Schnee und half Mania aus dem Zug. »Ist aber schön, daß Sie kommen«, brummte er. »Hübsch, wie Sie aussehen.« Er klopfte den Schnee aus seiner Pelzmütze, wischte sich den Reif aus seinem Bart, packte die Gepäckstücke und verstaute sie im Schlitten.

»Wickeln Sie sich man ordentlich ein, Fräulein Marya, dann haben Sie etwas von den Wärmflaschen. Ich bin mehr für das hier.« Er zog eine Flasche aus der Tasche und trank einen Schluck. »Wollen Sie auch mal?«

Mania lachte. »Lieber nicht.«

»Ist aber ein weiter Weg bis Szczuki, vier Stunden werden wir brauchen.« Der Kutscher legte Mania noch die Decken um, mit denen die Pferde zugedeckt gewesen waren. »Hü! Ho!« rief er und knallte mit der Peitsche. Der Schnee stiebte unter den Hufen, wirbelte um den Schlitten und überzog die Pelze und Brauen mit seinem Silberglanz.

Über Mittag brachen die Wolken auf. Eiskristalle glitzerten wie Diamanten in dem weißen Licht der tiefstehenden Sonne. Mania erkannte das kleine zweistöckige Haus erst, als der Schlitten eine scharfe Wendung machte. Sie sah einige Frauen und Kinder herauslaufen und hörte den freudigen Ruf: »Sie kommen! Sie kommen!«

Eine ältere Dame, die Mania später als Kammerzofe vorgestellt wurde, wickelte sie aus den Decken und führte sie zur Hausherrin, die in angemessener Entfernung auf sie wartete. Ein freundliches Lächeln, ein prüfender Blick und einige einladende Worte gaben Mania das Gefühl, die Erwartungen nicht enttäuscht zu haben und willkommen zu sein.

»Das ist Bronka«, hörte sie Frau Zuwerska sagen, »sie könnte Ihre Schwester sein. Das ist Andzia, unsere Zappelliese. Das ist Stas, der Naseweis. Unsere Köchin, unsere Zofe.«

Der Samowar summte, der Tee war gut und stark, der Ofen strahlte wohlige Wärme. Das Gespräch floß munter dahin, und bevor die Sonne unterging, kam Herr Zuwerski. Sein Mienenspiel war lebhaft, seine Gesten schwungvoll, doch gemessen. Er sah Kasimir ähnlich. Mania fand ihn anregend und freute sich über seine natürliche Art.

»Wann wollen Sie mit dem Unterricht beginnen?« fragte er schließlich, und als Mania sagte: »Morgen um acht!« und Andzia ihr Näschen hob und ausrief: »Morgen schon, und so früh!«, lachte er herzlich und sagte: »Da sehen Sie, was Sie für eine eifrige Schülerin bekommen.«

Der Abend wurde länger, als es Mania lieb war. Sie fühlte sich zwar wohl in der Familie, sehnte sich aber nach der Stille ihres kleinen Zimmers im Obergeschoß. Auch war sie müde von der langen Fahrt und den vielen Eindrücken. Endlich

konnte sie sich empfehlen und ihr Zimmer aufsuchen. Sie zog den Fenstervorhang zurück, öffnete die Balkontür und trat hinaus. Aus dem Schornstein der Zuckerfabrik stieg weißgrauer Rauch in den Nachthimmel. Einige Sterne flimmerten über der endlos scheinenden Weite. Der Hund zerrte an der Kette und knurrte. Mit ihm und den Pferden mußte sie sich morgen anfreunden. Die Luft war eisig. Mania schauderte und ging zurück. Sie packte ihre Kleider und Bücher aus und legte sich zufrieden ins vorgewärmte Bett.

Das Leben in der Familie und der Unterricht ließen sich gut an. Andzia erwies sich als eine gelehrige Schülerin, die lediglich ein bißchen verwöhnt war und nicht rechtzeitig aus dem Bett fand.

Bronka, mit der sie nachmittags arbeitete, wurde ihr bald eine gute Freundin, die sie mit den Gewohnheiten der Familie, den Sitten und Gebräuchen des Dorfes vertraut machte. Außer den Festen und geselligen Zusammenkünften, bei denen ebenso eifrig getanzt wie geklatscht wurde, floß das Leben gleichförmig und ruhig dahin. Nach wenigen Wochen kannte Mania die geistigen Interessen der Gutsbesitzer, die bis auf wenige Ausnahmen nicht über Bälle und Kartenspielen hinausstrebten. »Man« fühlte sich als etwas »Besseres« und im Vergleich zu den Armen und Unwissenden hochgelehrt, da »man« doch Zeitungen lesen und Briefe schreiben konnte.

Geistige Anregungen waren hier nicht zu erwarten, und so freute sich Mania um so mehr auf ihre Abende und ihre Bücher, die sie systematisch durcharbeitete, physikalische, chemische, mathematische, medizinische und soziologische, aber auch Novellen und Romane, von denen sie die guten oft mehrmals las, immer wieder verwundert, jedesmal etwas Neues zu entdecken. Als merkwürdig empfand sie es, daß die Schicksale von Menschen sie aufregten, die Lektüre schöngestiger Bücher nicht geeignet war, innere Spannungen zu lösen, die strenge Beweisführung der Mathematik und Physik dagegen wie ein Beruhigungsmittel auf sie wirkte. Allmählich kam sie zu dem Schluß, daß sie aufgrund ihrer Veranlagung Naturwissenschaften studieren mußte, und es bereitete ihr auch ständig neue

Freuden, dem Inhalt mathematischer Lehrsätze, chemischer Gleichungen oder physikalischer Gesetze nachzuspüren. Sie mußte die Zeit auch gut ausnutzen. »Die Anforderungen an der Sorbonne sind sehr hoch«, hatte ihr Bronia geschrieben. Wenn sie nicht regelmäßig lernte, würde sie viel vergessen und aus der Übung kommen. Doch mancher Abend ging ihr verloren.

»Leisten Sie uns doch bitte ein wenig Gesellschaft, Fräulein Sklodowska.« – »Wissen Sie, der Onkel leidet schrecklich an Langeweile. Wollen Sie nicht so gut sein und ihn bitten, Ihnen das Schachspiel zu erklären.« – »Natürlich möchten wir auf keinen Fall stören, verehrtes Fräulein Marya, aber stellen Sie sich vor, uns fehlt der vierte Mann zum Kartenspielen.«

Herr Zuwarski konnte so freundlich bitten, daß Mania nicht nein sagen mochte. Sie fühlte sich auch wohl im Kreise der Familie und fand, daß Frau Zuwarska sie gern mochte.

Der Mond stand tief und orangefarben über dem Horizont, als Mania die Lampe ausblies und auf den kleinen Balkon trat. Der Sommerwind rauschte in den Bäumen, die Steine strahlten noch Sonnenwärme aus. Morgen begannen die Ferien, doch sie fuhr nicht nach Hause und war nicht traurig darüber, denn ein neues Gefühl war in ihr wach geworden, das stärker war als ihre Sehnsucht nach dem Vater und ihren Geschwistern.

Ostern war sie noch nach Warschau gefahren, und dies war das Selbstverständlichste von der Welt gewesen. Einen Tag vor ihrer Rückreise nach Szczuki hatte Kasimir sie aufgesucht. »Ich hatte gehofft, Sie in Szczuki zu treffen«, hatte er gesagt. »Nun bin ich einen Tag früher zurückgefahren.« – Die Stunden waren im fröhlich-gespannten Geplauder vergangen, sie hatten es zögernd und dann immer regelmäßiger mit Briefen fortgesetzt.

»Werde ich Sie diesmal in Szczuki antreffen?« hatte er in den letzten Briefen nie zu fragen vergessen. »Ohne Sie würde ich keine Ruhe finden. Wenn Sie irgend können, bleiben Sie doch in Szczuki!« Das waren die Schlußsätze des letzten Briefes.

Morgen würde er kommen, und Mania sehnte ihn herbei. Sollte ihr Leben hier in der Zuckerrübenlandschaft einen neuen Inhalt bekommen? Darüber konnte sie natürlich nichts Endgültiges sagen. Schließlich kannte sie Kasimir nur flüchtig. Doch er gefiel ihr. Trotzdem fürchtete sie das Wiedersehen in Szczuki oder den Gedanken, sich der Familie aufzudrängen und ihm hier nicht unbefangen gegenüberzutreten zu können.

Zur gewohnten Stunde um sechs Uhr wachte Mania auf. Sie zog ein leichtes Sommerkleid an und betrachtete sich nachdenklich im Spiegel. Zu dumm, daß sie sich immer so viele Gedanken machte. Sie hatte unruhig geschlafen, wirre Traumbilder erlebt, und nun fühlte sie sich benommen.

Beim Frühstück drehten sich die Gespräche nur um Kasimir. »Diesmal wirst du aber mit zum Ball gehen, Marya«, sagte Bronka arglos.

Mania bemerkte den vorwurfsvollen Blick, den Frau Zu-warska ihrer Tochter zuwarf, und beugte sich tief über den Teller. Einen Augenblick herrschte Schweigen, bis Andzia rief: »Gut, daß Sie hierbleiben, Fräulein Marya, Ostern hat Kasimir mir keine Ruhe gelassen. Was ich alles von Ihnen wissen sollte!« Sie kicherte und stopfte sich ein halbes Hörnchen in den Mund, von dem der Honig hinuntertropfte.

»Nun hört aber auf mit diesem Geschwätz!« rief Frau Zu-warska ärgerlich. »Wenn ihr so weiterredet, werdet ihr Fräulein Marya noch aus dem Hause treiben.«

Andzia verschluckte sich vor Schreck. Bronka trank verlegen ihren Kakao, während Mania die Augen niederschlug und be-reute, nicht nach Hause gefahren zu sein.

Als der Break zwischen den Feldern auftauchte, stürmten Andzia und Bronka aus dem Haus. Stas riß sich von der Mutter los und torkelte hinter ihnen her. Mania, die sich im Hintergrund hielt, war aufgeregter als alle anderen. Mein Gott, dachte sie hilflos, worauf habe ich mich nur eingelassen. Dann redete sie sich gut zu, denn schließlich war doch nichts zwischen ihr und Kasimir. Sie wollten sich besser kennenlernen. Was war schon dabei?

Kasimir warf die Peitsche in die Luft, sprang vom Sitz und

umarmte Bronka. Andzia und Stas hob er auf den Arm, drückte sie an seine Brust und ging auf seine Mutter zu und gab ihr einen Kuß auf die Stirn.

»Hast du mir was mitgebracht?« fragte Stas, während er Kasimir den Daumen auf die Nase drückte.

»Natürlich«, antwortete Kasimir lachend und ließ ihn und Andzia auf die Erde gleiten, den Blick auf Mania gerichtet. Mit zwei Schritten stand er vor ihr und drückte ihre Hand. »Schön, daß Sie da sind«, sagte er leise. »Darauf habe ich mich am meisten gefreut.« Mania entzog ihm ihre Hand, als sie den erstaunten Blick von Frau Zuwerska bemerkte.

»Was hast du mir denn mitgebracht?« plapperte Stas und drängte sich zwischen Kasimir und Mania.

»Na, was wohl?« entgegnete Kasimir und hob den erstaunt starrenden Stas auf die Schulter. »Also packen wir aus«, fuhr Kasimir fort, »ich glaube, sonst platzt du noch vor Neugier.«

An den nächsten Tagen sahen sich Mania und Kasimir nur selten. Frühmorgens ritt der Vater mit ihm aufs Feld, und nachmittags schickte ihn die Mutter zu Verwandten übers Land. Mania fühlte sich wie verlassen und kam sich genarrt vor. Aber nun mochte sie doch nicht einfach noch abreisen. Wenn schon, dann wollte sie die Zeit gut ausnutzen. Sie vergrub sich hinter ihren Büchern und besuchte abends die Landarbeiter, um sie zu bitten, ihre Kinder in den Unterricht zu schicken, den Mania gemeinsam mit Bronka für die Lese- und Schreibkundigen durchführen wollte.

Obleich sie es bereute, nicht nach Warschau gefahren zu sein, war sie jedesmal wieder versöhnt, wenn Kasimir sie fröhlich anlachte und ihr ein paar freundliche Worte zuflüsterte. Während der Mahlzeiten sprach Mania nur, wenn sie gefragt wurde. Kasimir plauderte unbefangen, berichtete von seinen Fahrten, vom Warschauer Studentenleben und der Fliegenden Universität, und Mania war, als spräche er nur zu ihr. Die Augen der Mutter waren stolz auf ihren Ältesten gerichtet. Ab und zu schickte sie einen schnellen Blick zu Mania.

So vergingen zehn Tage, und inzwischen hatten schon einige Eltern ihren Kindern erlaubt, Zeit für etwas zu verwenden,

ohne das sie ein halbes Leben ausgekommen waren. Mania freute sich sehr darauf, wenn nachmittags die Füße der Fünf- bis Fünfzehnjährigen die Außentreppe, die zu ihrem Balkon führte, hinauftrampelten, erhitzt noch von den Stunden auf dem Acker oder im Stall und vor Aufregung; denn die Finger wollten immer ganz anders als die Augen. Bald beschäftigte der Unterricht Manias Gedanken mehr als Kasimir, und sie fand es so schon fast in der Ordnung. Manchmal löste Bronka sie ab, die auch am Unterrichten Spaß gefunden hatte und den Ideen der Fliegenden Universität Sympathien entgegenbrachte.

Eines Tages – Mania war gerade dabei, den Buchstaben O zu erklären und zu sagen: »Seht ihn euch genau an. Er ist rund wie ein Faß und hat oben eine Schleife. Macht den Mund schön rund und sprecht mir nach« – trat Bronka ein und flüsterte: »Kasimir wartet auf dich. Geh nur, ich mach' für dich jetzt weiter.« Sie schob Mania zur Tür und fuhr fort: »Nun möchte ich von euch ein paar Wörter mit O hören. Wer fängt an?«

Mania hörte den letzten Satz wie vom Nebel verschluckt. Vergeblich strich sie ihre Locken glatt, und fast mechanisch ging sie die Treppe hinunter, die ihr endlos lang vorkam. Die Tür zum Salon war schon geöffnet.

Kasimir sprang auf und begrüßte sie herzlich. »Gut, daß Sie kommen. Ich hielt es einfach nicht mehr aus.« Die Worte sprudelten aus ihm hervor. »Sie müssen ja glauben, ich weiß nicht, was ich will. Jetzt ist Schluß damit, endgültig Schluß, jetzt werden Ferien gemacht!«

Kasimir hielt noch immer Manias Hand wie ein siegreicher Feldherr. Er liebte es, sich in einem männlichen Entschluß bestätigt zu sehen. Da Mania nicht antwortete, verlor er das Interesse daran und blickte auf ihre langen Wimpern, ihre feingeschwungenen kräftigen Brauen und ihre hohe Stirn mit den blonden Locken darüber. Er fühlte sich plötzlich verlegen vor dem verwirrten Blick Manias und fragte in verändertem Ton: »Kennen Sie unsere Tongrube?« Als Mania verneinte, fuhr er unternehmungslustig fort: »Dann fahre ich Sie gleich hin. Ein

wunderschönes Plätzchen. Klares Wasser, windgeschützt, ringsum Heide.« Er stockte einen Augenblick, betrachtete Manias Gesicht, in dem sich die Wangen röteten, und sagte besorgt: »Sie sind noch ganz blaß, Fräulein Marya, und das auf dem Land, mitten im Sommer. Kommen Sie, der Break ist noch angeschirrt.« Er deutete auf die Tür, ließ Mania den Vortritt und fragte, während er ihr auf den Sitz half: »Kutschieren Sie?«

Mania nickte und ergriff die Zügel. »Dann immer den Hauptweg lang bis hinter die Sümpfe«, sagte Kasimir und betrachtete Mania mit wohlgefälligen Blicken. »Gute Pferde, nicht wahr?« fuhr er gelockert fort, und nun fand auch Mania, je weiter sie sich von dem Ort entfernten, ihre Sprache wieder. Sie ließ die Pferde traben und erkundigte sich nach den Vorträgen, die Kasimir bei Tisch erwähnt hatte. Sie ließen die endlosen Rübenfelder hinter sich und folgten nach den Sümpfen einem schmalen sandigen Weg. Zwischen braunem Gras und Heidekraut standen kleine Kiefern und Wacholderbüsche. Die Luft flimmerte über dem trockenen welligen Boden.

Hinter einer Anhöhe lag in einer kreisrunden Mulde die Tongrube. Sie spannten die Pferde aus und ließen sie grasen. Mania kauerte sich ans Ufer und steckte die Hand in das kobaltblaue Wasser. »Schön«, sagte sie, »fast so schön wie das Meerauge in den Karpaten.« Sie schlang die Arme um die Beine und fühlte sich zum erstenmal seit Kasimirs Ankunft unbefangen und frei.

Es gab viel zu erzählen. Jeder hatte das Bedürfnis, dem anderen seine Erlebnisse mitzuteilen. Kasimir fühlte sich benachteiligt, denn er hatte in seiner Jugend nicht viel Aufregendes erlebt. Als Mania von Adam berichtete, funkelten Kasimirs Augen vor Zorn und Stolz. »Großartig haben Sie das gemacht. Herrlich, daß Sie auch reiten können! Da gibt es einen schmalen Pfad durch die Sümpfe, sehr reizvoll. Morgen, gleich nach dem Frühstück, brechen wir auf. Einverstanden?« Er legte seinen Arm über ihre Schultern und zog sie sanft an sich.

Mania lehnte ihren Kopf an seinen, sie spürten die heißen Wellen ihres jungen Blutes und saßen wie erstarrt. Kasimirs

Stimme klang bekloffen, als er sagte: »Sie sind genau so, wie ich mir meine Frau vorstelle.«

Mania löste sich aus ihrer Verzauberung und deutete auf die langen Schatten der Kiefern. »Wir müssen zurück. Es wäre sehr unangenehm, wenn wir nicht pünktlich zum Abendessen kämen.«

Kasimir erhob sich unwillig. Immer am Gängelband der Alten, dachte er, während er die Zügel nahm und die Pferde antrieb. »Ich habe meinen Eltern gesagt, daß ich Sie kennenlernen möchte. Sie werden mich in Zukunft nicht mehr so oft beanspruchen. Schließlich haben wir beide unsere Ferien ehrlich verdient.«

Hinter ihnen versank der Weg im Staub. Kasimirs Mitteilung beruhigte Mania; denn auf die Dauer wäre es ihr unmöglich gewesen, sich unter den Augen der Eltern heimlich mit dem Sohn des Hauses zu treffen.

Kasimirs Arme schlangen die Zügel, und die Pferde warfen die Köpfe und trabten geschwind. »Ihre Eltern werden nicht erbaut sein, daß Sie sich ausgerechnet mit mir, der Gouvernante, anfreunden.«

»Ach«, rief Kasimir, »die Eltern!« Er sah Mania überlegen an. »Mein Vater ist ein bißchen altmodisch. Das macht die Provinz. Und meine Mutter, die ist stolz, wenn sie von der Gräfin zum Tee eingeladen wird. Sie war auch nur Gouvernante, als mein Vater sie heiratete. Hier geht's noch altväterlich zu. Müssen wir uns danach richten?«

Nein, sie mußten es nicht. Nur im Haus oder im Dorf und auf dem Tanzboden, so weit ihnen die Blicke der Anstandsdamen und -herren folgen konnten. Das Land war weit, und wenn die Nächte auch hell waren, Büsche und Bäume nahmen sie in ihren Schatten auf.

Fast ebensogern sahen sie sich im Kerzenlicht des Ballsaales, denn sie waren ein schönes Paar, und sie wußten, daß sie bewundert wurden. Aber das war nur eine angenehme äußere Kulisse, sie waren viel zu sehr mit sich beschäftigt, und nur die Musik zog sie an, das Lachen und Girren, die Flut der Lebensfreude dieser warmen und so kurzen Sommernächte.

Die Tage flogen dahin, und Mania und Kasimir lebten wie in einem Traum, der von den alltäglichen Begebenheiten durchbrochen, aber nicht beendet wurde. Sie waren einig mit sich und der Welt, und obgleich sie noch Sie zueinander sagten, klang es schon vertraut wie ein Du. Es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes, um diese Schwelle zu überspringen.

Der Abend kam, die Zigeunerkapelle spielte ohne Pause in immer wilderen Rhythmen, die Luft wurde schwül, das Parfüm der Riechfläschchen vermochte den Dunst der Körper nicht mehr zu überdecken. Kasimir und Mania nahmen nichts davon wahr. Er zog sie noch fester an sich und sagte: »Sie tanzen einfach wunderbar. Heute gebe ich Sie nicht für einen Tanz frei.« Sein Blick hing an ihren roten Lippen, dem frischen Braun ihrer Wangen und Arme. »Kommen Sie, hier ist es zu heiß.«

Der Nachtwind kühlte ihre heißen Köpfe. Die Sterne flimmerten matt in dem Dunstkreis des Himmels. Heckenrosen verströmten herbsüßen Duft. Mania lehnte mit dem Rücken gegen seine Brust. Er hielt ihre beiden Hände und drückte seinen Mund auf ihr Haar. Sie spürte seine Lippen. Ein Kribbeln rann durch ihre Adern, das sie immer näher an ihn herantrieb. Langsam drehte sie sich um. In ihren grauen Augen tanzten dunkle Punkte. Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und drückte ihn sanft von sich. »Mania«, flüsterte er, »ich hab' dich so lieb.«

Sie schloß die Augen und versank in seinen Armen. Er küßte ihre Stirn, ihre Wangen, ihren Hals, bis sie ihre Lippen auf seinen Mund preßte.

Kasimir fühlte seine Kräfte wachsen. Er hob Mania hoch und trug sie durch den Garten. »Jeder Schritt ein Jahr«, keuchte er, »so lange wollen wir zusammen leben!« Nach dem fünfzigsten Schritt verschnaupte er. »Jetzt bist du schon siebzig Jahre alt.« Mania lachte und strich ihm über die wirren Haare. »Komm, laß uns tanzen. Ich bin ganz wild vor Freude.«

Am nächsten Tag ritten sie durch das Moor zur Tonkuhle, breiteten eine Decke aus und legten sich in die Sonne.

Mania beobachtete einen Zitronenfalter, der über dem Was-

ser hin und her flatterte. »Ich fürchte, deine Eltern werden uns sehr böse sein.«

»Keine Angst!« antwortete Kasimir. Er beugte sich über Mania und kitzelte sie mit dem Grashalm, den er im Mund hielt. »Ich werde ihnen sagen, daß wir heiraten. Weihnachten feiern wir Verlobung, und in zwei Jahren ist Hochzeit. Dann bin ich mit dem Studium fertig.«

»Eigentlich wollte ich nach Paris fahren und studieren«, sagte Mania nachdenklich.

»Nach Paris? Dahin lass' ich dich nicht!«

»Dann halt mich doch, wenn du kannst!« Mania sprang auf und lief davon.

Kasimir setzte ihr nach, aber immer, wenn er sie fassen wollte, entschlüpfte sie ihm. »Du bist flink wie ein Reh«, keuchte er. »Komm, laß uns baden.« Er zog sich aus und hechtete ins Wasser. »Mußt du dich immer vor mir verstecken?«

Mania bog die Zweige des Wacholderbusches auseinander und rief: »Sieh weg!«

Er wandte sich ab und wartete, bis sie neben ihm auftauchte. »Gib mir einen Kuß«, bat er und streckte den Kopf vor. Mania berührte leicht seine Lippen, dann tauchte sie und schwamm davon.

»Du bist sehr streng mit mir«, sagte Kasimir, während sie auf der Decke lagen.

»Weil ich dich so lieb habe«, antwortete sie und küßte ihn.

Auf dem Weg nach Hause ritten sie schweigend nebeneinander her. Kasimir überlegte, was er seinen Eltern sagen wollte. Mania wehrte sich gegen das Gefühl, Kasimirs Eltern könnten ihr Vorwürfe machen.

Sie drängte ihr Pferd neben seines und ergriff Kasimirs Hand. »Ich habe Angst«, sagte sie leise.

Er strich ihr über die Haare. »Brauchst du nicht, Liebes, dich oder keine.«

Mania lag auf ihrem Bett. Sie hatte ein Buch aufgeschlagen und las Seite um Seite, ohne etwas von dem Inhalt aufzunehmen. Ihre Gedanken waren bei Kasimir, der mit seinen Eltern

sprach. Ab und zu drang ein Wort an ihr Ohr, ohne daß sie es verstehen konnte. Sie kam sich leer und hilflos vor, dann fühlte sie wieder alles Glück in sich aufsteigen, das durch Kasimir in ihr Leben gekommen war.

Herr Zuwarski hörte seinen Sohn geduldig an. Seine Frau strich unruhig über ihre Stickarbeit. »Fein hat sie sich das ausgedacht«, sagte sie gereizt.

Kasimir starrte seine Mutter fassungslos an.

»Ist das alles?« fragte er heftig. Er blickte zum Vater. »Dann kann ich ja gehen.«

»Keine Szenen, bitte«, sagte Herr Zuwarski. »Wir wollen hier niemanden verdächtigen.«

»Ich hätte das jedenfalls nicht gewagt«, ereiferte sich die Mutter. »Keinen Pfennig Geld und dann so was.«

»Wenn du nicht meine Mutter wärst, würde ich dir jetzt etwas ganz anderes erzählen«, brauste Kasimir auf.

»Nun aber genug!« Herr Zuwarski erhob sich zornig. »Ich dulde das nicht in meinem Haus!« Er setzte sich wieder und atmete heftig. »Hört zu«, fuhr er nach einer Weile fort, »wir wollen das hier vergessen, absolut vergessen! Wenn du dein Studium beendet hast und immer noch der gleichen Meinung bist wie heute, dann können wir noch einmal darüber reden. Das eine jedenfalls steht fest: Wenn du die Gelehrtenlaufbahn einschlagen willst, dann kannst du nur in dem gewohnten Stil weiterleben, wenn du eine, sagen wir, zumindest vermögende Frau heiratest. Wir haben zwei Mädchen zu versorgen, das ist nun einmal so, und im Leben muß man sich mit den Tatsachen abfinden.«

Er erhob sich und legte seine Hand auf Kasimirs Schulter. »Ein Mann muß mit Enttäuschungen fertig werden. Betrachte deine Ferien als beendet, und fahre morgen nach Warschau zurück. Ich nehme an, daß du Fräulein Mania heute noch alles erklären wirst.«

Kasimir rannte in die Nacht hinaus. Die tollsten Pläne zuckten durch sein Gehirn. Mania konnte kündigen und mit ihm nach Warschau kommen. Sie konnten beide ins Ausland gehen. Seine Mutter war gemein! »Gemein!« Er rief das Wort in die

Nacht hinaus und lauschte, als müßte ihm jemand antworten. Nach und nach verbrauchte sein Zorn, er wurde matt und müde. Ohne Geld konnte er gar nichts machen. Solange er studierte, solange zumindest war er völlig auf seine Eltern angewiesen. Vielleicht würden sie in zwei Jahren mit sich reden lassen? Bis dahin würde Mania auch etwas sparen können. Wie sollte er ihr das bloß erklären?

Mania hatte ihr Zimmer verlassen. Es war ihr zu eng und drückend geworden. Sie mußte ins Freie. Der Mond schien zwischen den Wolken, die ruhig gen Westen zogen. Im Salon erlosch das Licht. Der Hund rasselte an der Kette, schnüffelte an Manias Beinen und winselte leise. »Geh, kusch dich«, sagte sie und kraulte das Tier.

Sie hörte Schritte und sah Kasimir auf das Haus zugehen. Er ließ den Kopf hängen und stieß einen Stein zur Seite. Als sie ihn anrief, blieb er erschrocken stehen.

Sie ging auf ihn zu und strich ihm die Haare aus dem Gesicht. »Sag nichts«, flüsterte sie. Ihr Herz schlug wie toll.

Er umarmte sie stürmisch und schluchzte. »Du bist so gut, so gut«, stammelte er. »Ich könnte das Haus in die Luft sprengen.«

»Wir müssen Geduld haben«, tröstete sie ihn. »Geh jetzt schlafen. Ich weiß, daß du mich liebst. Ich warte auf dich.«

Sie küßte ihn auf die Stirn, drückte ihm die Hand und ging auf ihr Zimmer. Einen Augenblick stand sie wie betäubt hinter der Tür. Dann warf sie sich auf ihr Bett und weinte. Wenn bloß erst der nächste Tag vorüber war!

Der Sommer verging. Es wurde Winter und wieder Sommer, dem zweiten Jahr folgte ein drittes, in dem Mania nach Warschau zurückkehrte. Der Abschied war förmlicher ausgefallen als der Empfang. Würde sie Szczuki noch einmal wiedersehen?

Hinter den kleinen vergitterten Fenstern des »Museums für Industrie und Landwirtschaft« beugte sich Mania über den Experimentiertisch. Würde es ihr diesmal gelingen, das Wasserstoffgas aufzufangen, ohne daß ihr das Probierröhrchen um die Ohren flog? Sie mußte Geduld haben, bis der Wasserstoff die

Luft aus der Entwicklungsflasche vollständig verdrängt hatte. Immer kräftiger perlten die Gasblasen durch das Wasser. Ob der Sauerstoff jetzt vollständig verschwunden war? Vorsichtig brachte Mania das Röhrchen an die Gasflamme. Ihre Hand zitterte, und sie zog sie schnell zurück, als wieder das Pfeifen und Knallen einsetzte. Doch es war schon nicht mehr so stark wie vorhin.

Nach dem nächsten Versuch verschwanden die Angst- und Sorgenfalten von ihrem Gesicht. Da war sie, die blasse Wasserstoffflamme, wie sie im Buch beschrieben wurde!

Mania lächelte zufrieden. Wieder war ihr ein Experiment geglückt. Sie kam voran, Schritt für Schritt. Was in den Büchern stand, konnte sie nachmachen.

Die Sonne warf lange Schatten, die Weichsel glühte im Abendrot. Wie schnell hier die Zeit verging. Mania packte die Geräte ein und überhörte das Klopfen an der Tür. Als sie ihren Kittel in den Schrank hängte, trat Kasimir ein.

»Hier steckst du wieder«, sagte er, nachdem er ihr einen Kuß gegeben hatte. »Und für mich hast du keine Zeit. Seit einem Jahr immer dasselbe. Tagsüber Gouvernante, abends und sonntags hier. Wozu das?«

»Möchtest du eine kluge oder eine dumme Frau?« antwortete Mania lächelnd.

Kasimir winkte ab. »Du bist klug genug. Wenn wir erst verheiratet sind, mußt du dich mit ganz anderen Dingen beschäftigen. Sieh mal deine Finger an, ganz von Säure zerfressen.«

»Das wächst nach«, sagte Mania leichthin, ging zur Waschschüssel und bearbeitete ihre Hände mit Bimsstein. »Bringst du mich nach Hause?«

»Wenn du mit dem Unsinn hier aufhörst, gern.«

Mania spritzte ihn naß. »Im September höre ich hier auf, Kasimir, aber nur, weil ich in Paris weitermachen kann.«

»In ... Paris ...?«

»Ja.«

Kasimir zog einen Stuhl herbei und setzte sich. »Ist das ... dein Ernst?«

Mania trat hinter ihn und legte ihre Hände an seine Wangen.

»Wenn ich mich anstrenge, kann ich in zwei, spätestens drei Jahren die Lehrprüfung für Physik und Mathematik ablegen. Dann stehe ich nicht mehr mit leeren Händen da.«

Kasimir sprang auf. »Drei Jahre? – Das ist unmöglich! Wann sollen wir denn da heiraten?«

Über Manias Gesicht flog ein Schatten. »Wir warten jetzt vier Jahre, Kasimir. Und ich glaube nicht, daß deine Eltern so zustimmen. Ich muß einen ordentlichen Beruf haben.«

Kasimir faßte ihre Hände und zog sie an sich. »Morgen fahre ich nach Szczuki. Wenn meine Eltern dann nicht wollen, dann . . .«

»Bitte, sprich nicht weiter.« Mania sah ihn fest an. »Ich bin gemeldet und fahre auf jeden Fall.«

»Aber das kann doch nicht . . .« Er lief ans Fenster. »Warum hast du denn nicht wenigstens mit mir darüber gesprochen?«

»Ich konnte nicht.«

»Aber mich hier einfach sitzenlassen, das . . .« Er wandte sich ab, stützte die Hände schwer auf den Tisch und drückte die Stirn gegen die Scheibe.

»Glaubst du«, hörte er Manias Stimme, »mir ist das leichtgefallen? Drei Jahre in Szczuki und immer so tun, als wäre nie mehr zwischen uns gewesen als ein freundlicher Handkuß? Ich habe niemandem Vorwürfe zu machen. Deine Eltern waren freundlicher zu mir, als es sonst gegenüber Dienstboten üblich ist. Mehr hatte ich nicht zu erwarten. Sie haben von ihrem Standpunkt aus ganz recht. Nur ich war dumm genug, es nicht zu begreifen. Der Mensch wird nach dem beurteilt, was er besitzt oder was er kann.«

Sie legte ihm die Hand auf den Rücken. »Ich werde schon vierundzwanzig. Du bist nur ein Jahr älter und mit deinem Studium fertig. Für mich wird es Zeit und für dich auch. Mach es uns nicht unnötig schwer.«

»Haaaalllltttt!« Manias und Bronias Stimme schallten durch die Rue Flatters.

Kasimir Dluski, Bronias Mann, schwenkte den Arm und lenkte den Handkarren gegen die Bordsteinkante. Er blickte

die Hausfassade empor, drückte den Daumen unter die Nasenspitze und rief: »Sechs Stockwerke! Am besten, wir fahren gleich die Treppe hoch . . . Pardon.« Er verbeugte sich vor einer kleinen, dicken Frau, die er mit seinem Ellbogen angestoßen hatte.

»Kannst du wenigstens einen Augenblick ernst sein?« fragte ihn Bronia.

»Ganz wie Sie belieben, gnädige Frau. Darf ich bekannt machen: Marie Sklodowska, Studentin an der wissenschaftlichen Fakultät, erstes Semester, und Schwägerin vom Sohn meines Vaters. Und dort meine Frau und zukünftige Mutter meines Sohnes oder meiner Tochter . . . Also wohin mit dem Klavier?« Er packte das eiserne Klappbett und lud es sich auf den Rücken. Mania und Bronia trugen die Matratze hinterher.

»Ich stell' das Bett schon auf«, empfing sie Kasimir. »Wartet einen Augenblick, den Rest schaffe ich allein.«

Mania öffnete das Fenster. Unter ihr verlief das Dach mit schmutzigen Ziegeln. In der Rinne wuchsen Moos und Gras. So weit das Auge reichte, sah sie nur Dächer und Türme. »Ist das dort die Notre-Dame?«

»Mußt schon mal Platz machen«, antwortete Bronia. »Könnte sein. Nah hast du's jetzt, in zwanzig Minuten schaffst du alle Institute zu Fuß. Aber wenn ich mich hier umsehe!« Ihr Blick streifte das karge Zimmer mit seinem notdürftigen Mobiliar, während Mania antwortete: »Nicht beleidigt sein, Bronia. Natürlich wäre ich viel lieber bei euch geblieben, aber ich muß so viel nachholen.«

»Nehmt mir mal die Klaviere ab.« Kasimir schnaufte ins Zimmer. »Erst den Stuhl, jetzt die Lampe, so, den Tisch, das haben wir.« Er ließ sich auf das Bett fallen, sprang wieder auf und rief: »Wo bleibt denn die Kiste?« Er beugte sich den schmalen Treppenaufgang hinunter und rief: »Seid ihr eingeschlafen?«

Niemand antwortete. Kasimir hob die Schultern und sprang die Treppen hinunter. Mania und Bronia hörten einen mächtigen Bums. Eine Sekunde lang war es still, dann hörten sie Kasimir wettern und die Treppen hochstampfen. »So helf

mir doch! Diese Lausebengels! Kassieren den Franc und lassen die Kiste im zweiten Stock stehen. Auweh, mein Bein.« Er schob die Kiste an die Wand, stellte einen Fuß darauf und zog das Hosenbein hoch. »Jetzt müßt ihr mich nach Hause fahren. Merk dir das, Manusia, erst die Arbeit, und dann das Geld. Und ihr habt nicht einmal Wasser aufgesetzt.« Er warf sich aufs Bett.

»Deck du den Tisch.« Bronia nahm die Kanne und lief auf den Flur.

Mania öffnete den Holzkoffer und holte den Samowar und drei Gläser. »Zum Essen kann ich euch nicht einladen.« Sie spähte nach ihrem Schwager. »Ich habe nur zwei Teller und ein Besteck.«

Kasimir richtete sich auf, zwinkerte erstaunt mit den Augen und sagte: »Mirr essen auch mit den Fiiinnngerrrrn.« Er tat so, als stopfe er sich den Mund voll.

Mania lachte, während Bronia die Wasserkanne gegen ihren Bauch drückte und sagte: »Kein Wunder, wenn sie dich für einen Zarenmörder und nicht für einen Arzt halten.«

»Und so einer kriegt die schönste Frau Polens, Pardon.« Mit einer tiefen Verbeugung nahm Kasimir seiner Frau die Kanne ab. Das Wasser kochte, der feine Duft des Tees drang ins Zimmer. Der letzte Nagel war eingeschlagen, Kasimirs Daumen geschwollen. »Trinken wir auf das Wohl unserer Kleinen.« Er umarmte Mania und hob das Glas. »Tee kann sie kochen.« Er schnalzte und leckte sich die Lippen. »Alles andere müßt du schnellstens lernen«, fuhr er streng fort. »Wir werden jede Woche nach dem Rechten sehen.«

Mania senkte den Kopf. »Wenn ich erst allein bin, werdet ihr mir sehr fehlen. Ich danke euch, und vergeßt mich nicht.«

»So feierlich können wir uns nicht verabschieden.« Kasimir durchwühlte seine Taschen. »Irgendwo stecken noch ein paar Francs. Donnerwetter, die reichen für zwei Flaschen. Champagner soll es sein. Und morgen spielt Paderewski, und übermorgen ist Gesellschaftsabend, und überübermorgen . . .«

». . . werde ich auch nicht dasein, Kasimir. Ich habe noch viel vor mir, ich stehe noch ganz am Anfang. Aber die Flaschen trinken wir gleich.«

Französisch verstand Mania bald so gut, daß sie den Vorlesungen folgen konnte. Aber noch hatte sie Schwierigkeiten in Physik und Mathematik, während ihr die Experimente im Laboratorium Professor Lippmanns glatt von der Hand gingen.

Sie hatte in den ersten Monaten Zeit verloren. Die Stadt mit ihren Palästen, Kirchen, Museen und Bildergalerien, mit ihren Parkanlagen, Brücken, Kais, Geschäften und Ausstellungen, Konzerten, Restaurants, ihren Gassen, Märkten, Antiquitäten – dieses Tag und Nacht pulsierende Leben hatte ihre Sinne berauscht. Natürlich mußte sie die historischen Stätten und Bibliotheken, die alten und neuen Stadtviertel, die günstigsten Einkaufsmöglichkeiten und das Leben an der Universität kennenlernen. Bronia und ihr Mann hatten sie herumgeführt und mit ihren Freunden bekannt gemacht. Sie war den Gesprächen gefolgt, hatte an den Geselligkeiten teilgenommen und viele Stunden in den Bücherläden zugebracht, überwältigt von der Fülle des Angebots aller erdenklichen Literatur in französischer, deutscher, englischer, italienischer oder spanischer Sprache. Ungeachtet ihrer abgelaufenen Schuhe war sie vom Palais du Louvre über die Champs-Élysées zum Place de l'Étoile gelaufen, war auf den Arc de Triomphe und ein andermal auf den Tour Eiffel gestiegen, den höchsten Turm der Erde, drei Jahre vor ihrer Ankunft, zur Weltausstellung 1889, erbaut. In der schwindelerregenden Höhe von dreihundert Metern war ihr Blick über die Weite der Stadt gewandert, die Seine entlang zur Notre-Dame, zum Montmartre, zum Bois de Boulogne und über die endlosen Vorstädte bis nach Versailles.

Es gab nichts zu bereuen. Sie hatte die Stadt, in der sie zwei Jahre studieren wollte, in sich aufnehmen müssen, ihre Einrichtungen und ihre Menschen, deren Lebensstil und Mentalität, diese freiheitliche Atmosphäre, diese harten Gegensätze von Armut und Reichtum, Arbeit und Müßiggängerei. Sie hatte sich daran gewöhnen müssen, keine Furcht vor einem Spitzel, vor Mißdeutungen von Worten und überhaupt vor der freien Darlegung des wirklich Gedachten zu haben. Nun, da sie sich akklimatisiert fühlte, besann sie sich auf ihre Aufgabe, und

alles andere mußte zurücktreten. Sie hatte die gastliche Wohnung ihrer Schwester und ihres Schwagers verlassen, denn sie war dort zuviel abgelenkt worden, und der Weg vom Stadtrand im Norden bis zur Universität war zu weit. Sie konnte mit ihren geringen Mitteln nicht länger als unbedingt nötig in Paris bleiben, sie mußte sich bescheiden und konzentrieren, nachholen, was ihr an Kenntnissen fehlte, sich auf die Prüfungen vorbereiten. Denn die Zeit verging schneller als gedacht. Und jetzt, da sie sich von keiner Feier und keinem Besuch mehr ablenken ließ, drang sie Schritt für Schritt in eine neue Welt vor, in die Welt der Gedanken, Begriffe, Theorien und Formeln. Das Wasser war nicht einfach Wasser, die Luft nicht einfach Luft. Ihre Hefte füllten sich mit geheimnisvollen Zeichen, Rechnungen und Symbolen, die sie wie einen Schatz neben ihren Büchern in dem großen Holzkoffer verwahrte. Was Tausende vor ihr an Kenntnissen gesammelt, an Naturgesetzen entdeckt, an Instrumenten erfunden, an Berechnungen angestellt hatten, das nahm sie auf, prägte sie ihrem Kopf ein, bis sie sicher damit operieren konnte.

Ihre Sinne wurden feiner, ihr Verstand schärfer, ihr Blick weiter, tiefer und klarer. Noch nie hatte sie sich so jung und so glücklich gefühlt. Als erste traf sie im Laboratorium ein, und als letzte verließ sie die Bibliothek.

Ihre abgegriffene Tasche unter dem Arm, schlenderte sie durch die nächtlichen Straßen, angezogen von den Auslagen der hellerleuchteten Fenster, in denen kostbare Pelze, glitzernde Kleider und gleißender Schmuck die Augen anzog. Aber das alles lag in weiter Ferne. Nur in Gedanken probierte sie dieses oder jenes Kleid, diesen oder jenen Mantel, während sie besorgt ihre Schuhe betrachtete, die durchgelaufen waren; denn der Winter kündigte sich an.

Aus den Restaurants drang Musik, Lachen ertönte, am Quai d'Orsay küßten sich verliebte Paare. Bratenduft kitzelte in ihrer Nase. Sie spürte ihren Hunger und eilte nach Hause, stieg die sechs Treppen hinauf und legte die Tasche aufs Bett.

Der Wind fauchte über die Dächer. Dunkle Wolken trieben unter dem Mond. Regen klatschte gegen das Fenster. Sie frö-

stelte. Der Ofen war kalt, aber noch durfte sie nicht heizen. Die Petroleumlampe rußte. Mania drehte den Docht klein und stellte den Samowar an. Sie kaute ein Butterbrot, biß in einen Apfel und beugte sich über ein Heft. Ein halbes Jahr noch, und sie stand vor ihrer ersten Prüfung, dem Lizentiat für Physik.

Manchmal verschwammen die Formeln vor ihren Augen. Was lebte sie für ein Leben? »Ach, hart war ihre Jugend. Mit stets erneuter Lust wandelten die anderen auf den Wegen der Freude. Und doch, in ihrer Einsamkeit lebte sie ungekannt und selig. Denn in ihrer Zelle fand sie die Inbrunst, die das Herz weitete . . . Die gesegnete Zeit aber verfloß. Bald mußte sie das Land des Wissens verlassen für den Kampf um das Brot auf den grauen Straßen des Lebens . . . Ihr Geist aber, voll Sehnsucht, würde dann wohl manchen Tag zurück unter die Dächer irren, geliebte Winkel suchend, die stille Arbeit umschlossen, nun Herberge der Erinnerung . . .« Sie schloß die Augen und legte den Kopf auf den Tisch. Als sie erwachte, graute schon der Morgen. Sie fror und heizte den Samowar an. Aus dem Fenster gelehnt, atmete sie frische Luft. Ein neuer Tag begann.

Das Raunen im Foyer verstummte. Professor Appell trat vor seine Schüler, senkte den vierschrötigen Kopf über die Mappe. Erwartungsvoll blickten die Kandidaten auf seinen Mund. Wessen Name fiel zuerst?

»Marie Sklodowska.«

Mania senkte den Kopf und schlängelte sich durch die Menge. Es war geschafft, endlich geschafft! Sie verließ das Portal der Sorbonne, folgte der Rue St. Jacques, überquerte den Boulevard St. Germain und erreichte den Quai de Montebello. Vor ihr lag wie ein riesiges Schiff die Île de la Cité mit der Notre-Dame, dem Hôtel Dieu und dem Palais de Justice.

Gemächlich, den Blick auf dem Wasser, schlenderte sie über die »Kleine Brücke« bis zum Place du Parvis. Die Glocken der Notre-Dame schlugen elfmal.

Sie war in Paris, und jetzt nahm sie noch einmal Besitz von

der Stadt, jetzt, da sie ein Zeugnis der berühmtesten aller Universitäten in der Tasche trug. Ihr Blick glitt über die Fassade der mächtigen Kirche, folgte den frühgotischen Bögen, den Rosetten des riesigen Mittelfensters, der Figurenreihe über den Portalen.

Passanten und Droschken zogen an ihr vorüber. Eine Woche noch, und sie fuhr nach Warschau zurück. Im Herbst würde sie noch einmal wiederkommen. Ein Jahr konnte sie noch in Paris verbringen, um auch das Lizentiat für Mathematik zu erwerben. Und sie freute sich darauf.

Pierre und Marie

Noch nie hatte Marie im Laboratorium auf die Uhr gesehen. Heute schien sie es für die drei vergangenen Jahre nachzuholen. Die Wände erdrückten sie, die Luft war ihr zu schwer und zu stickig. Die Ruhe und die leisen Geräusche, sonst anheimelnd und wohltuend, reizten ihre hochgespannten Nerven.

Endlich und zum ersten Male verließ sie als erste das Institut. Mit schnellen Schritten überquerte sie den Boulevard Saint-Michel. Dort waren schon die Bäume des Jardin du Luxembourg, dort waren Platz und Luft, um aufgewühlte Gedanken und Empfindungen zu ordnen.

Monatelang schien das Leben fast träge dahinzufließen; nichts unterbrach den ruhigen Strom. Dann aber, oft unerwartet, schien alles durcheinandergebracht. Ein Ereignis folgte dem anderen und so schnell, daß man sich wie in Wirbeln drehte.

Vor einer Woche hatte Professor Lippmann sie in sein Arbeitszimmer gebeten und ihr gesagt, daß die »Gesellschaft zur Förderung der Nationalen Industrie« einen befähigten jungen Wissenschaftler suche, der die magnetischen Eigenschaften verschiedener Metalle untersuchen könnte. »Ich habe dabei an Sie gedacht.«

Welch ein unvergleichliches Land! Aber durfte sie die Aufgabe übernehmen? In drei Monaten stand sie vor ihrem zweiten und letzten Examen. Dann kehrte sie für immer nach Warschau zurück. Vielleicht schaffte sie beides?

Sie versuchte es. Da stellte sich heraus, daß sie mit den Geräten nicht im Laboratorium Professor Lippmanns unterkommen konnte.

Während sie am Abend über einen Ausweg grübelte, klopfte es an ihre Tür. Sie öffnete, und vor ihr stand Josepha, eine Bekannte aus ihrer Schulzeit. Sie hatten sich eine Ewigkeit nicht mehr gesehen und hätten sich auf der Straße kaum wiedererkannt.

»Das ist mein Mann. Wir sind rein zufällig hier... auf Hochzeitsreise. Ist das eine Überraschung? Und dich zu finden war ein Kunststück!« Sie lachte, als Marie ihnen gratulierte.

»Komm, erzähle uns von deiner Arbeit. Mein Mann ist nämlich Physiker; er ist sehr interessiert.«

Marie kochte Tee und berichtete auch von ihren Sorgen.

»Keinen Platz?« Professor Kowalski krauste die Stirn. »Morgen abend besucht uns ein Freund, Monsieur Curie. Vielleicht weiß er einen Rat.«

»Das ist eine wunderbare Idee!« rief Frau Kowalska. »Wir laden dich gleich mit ein. Curie ist übrigens Junggeselle.« Frau Kowalska blickte über den Rand ihres Glases auf Marie, deren Wangen sich röteten.

»Mußt du jeden in Verlegenheit bringen«, tadelte der Professor seine Frau, die sich jedoch nicht das geringste aus dem Vorwurf machte. Resigniert wandte er sich Marie zu: »Herr Curie unterrichtet an der École de Physique et de Chimie. Das ist sein Broterwerb. Sonst steckt er in wissenschaftlichen Untersuchungen. Er hat Bedeutendes geleistet, doch er ist völlig ungeschickt, sein Licht sehen zu lassen.«

»Ein ungewöhnlicher Mensch«, sagte Frau Kowalska. »Er wurde aufgefordert, sich als Nachfolger eines Universitätsprofessors zu bewerben. Was antwortete er? Das wäre eine zu häßliche Aufgabe. Derartiges sei dem Geist nur nachteilig. Als ihm sein Direktor einen Orden verleihen wollte, bat er, ihn nicht mit derartigem zu belästigen. Das höchste Glück sei, ungestört arbeiten zu können.«

»Menschen wie Pierre Curie findet man selten«, bestätigte Professor Kowalski. »Früher war er noch viel absoluter, er trug blaue Hemden wie die Arbeiter. Wissenschaftlich befaßte er sich in den letzten Jahren mit den magnetischen Erscheinungen der Kristalle. Sicher wird er sich für Ihre Arbeit interessieren.«

Marie blickte auf das Muster der Tischdecke. Unwillkürlich machte sie sich von Pierre Curie ein Bild, das immer deutlichere Formen annahm. Und heute abend sollte sie ihn kennenlernen.

Ihre Augen folgten dem Silberstrahl der Fontänen, die hoch in den tiefblauen Märzhimmel stießen. Der Südwind wehte warm und trocken. Die Knospen waren prall. Blattspitzen trie-

ben hervor, das Gras stand saftig und steif. Weiße, rote und gelbe Blütenfelder flammten in der Sonne.

Marie war schon mehrfach an der École in der Rue Lhomond vorübergegangen, ohne sie weiter zu beachten. Nun machte sie einen Umweg und ging langsam an dem Gebäude entlang. Die Türen waren geschlossen, die Fenster standen weit auf. Frauen kehrten die Klassenräume, sie verspürte den Wunsch, das Gebäude zu betreten, doch sie wandte sich energisch ab.

Auf dem Verdeck eines zweistöckigen Omnibusses hing sie ihren Gedanken nach. Sie freute sich auf den Abend und fürchtete ihn, ohne zu wissen, warum. Die Pferde trabten durch die Straßen, über die Pont des Arts, vorbei am Palais du Louvre über den Place des Victoires bis zur Rue de Châteaudun, in der sie seit einigen Monaten wohnte.

Pierre Curie lehnte an der geöffneten Balkontür, als Marie ins Zimmer trat. »Hier kommt unser Schützling«, sagte Professor Kowalski und machte sie bekannt.

Marie war überrascht. So jung hatte sie sich Herrn Curie nicht vorgestellt und auch nicht so groß. Er wirkte sehr ernst mit seinem kräftigen Bart und den tiefliegenden Augen.

»Setzen wir uns«, forderte sie Frau Kowalska auf. »Ich bin noch keine perfekte Hausfrau, aber ich hoffe, es wird Ihnen trotzdem schmecken.«

»Mein Kollege hat mir von Ihrer Arbeit berichtet«, sagte Pierre Curie. »Sie interessiert mich schon, aber leider habe ich kein richtiges Laboratorium, nur eine Art Probierecke. Wenn ich allerdings etwas »zusammenrücke«, dann wird der Platz wohl ausreichen . . . Wie stellen Sie sich denn Ihre Untersuchungen vor?«

Die freundlichen Worte und die bedächtige schlichte Art Pierre Curies nahmen ihr die Befangenheit.

Pierre gefielen nicht nur die grauen Augen unter der hochgewölbten Stirn, das dichte blonde Haar mit den widerspenstigen Locken, das einfache, ungekünstelte Wesen. Er wunderte sich über die Kenntnisse Maries und die Bestimmtheit, mit

der sie ihre Ansichten vertrat. Als die Gastgeber von ihrem Bildungsgang erzählten und Pierre die Selbstlosigkeit Mariens entdeckt wurde, ruhte sein Blick so warm auf ihrem Gesicht, daß Marie die Augen niederschlug.

»Werden Sie in Frankreich bleiben?« fragte er Marie plötzlich.

Sie schüttelte den Kopf. »Im Juli kehre ich zurück. Ich möchte als Lehrerin in Warschau arbeiten.«

»Schade«, sagte Pierre, »als Wissenschaftlerin könnten Sie Bedeutenderes leisten.«

»Das meinen wir auch«, sagte Professor Kowalski, »aber in Polen . . . Frauen haben an den Universitäten keine Möglichkeiten.«

»Warum bleiben Sie nicht hier?« Pierre sah sie erstaunt an.

Mariens Wangen röteten sich. »Es klingt für Sie sicher ungewohnt, aber ich möchte etwas für mein unterdrücktes Volk tun.«

»Ich wäre wahrscheinlich auch nicht an der Freiburger Universität, sondern an einer polnischen«, rief Professor Kowalski, »aber kann man dort frei und offen sagen, was man denkt? Wie viele meiner Landsleute leben deswegen in anderen Ländern.«

»Eben deswegen müßte Marie in Paris bleiben«, warf Frau Kowalska ein.

»Ich verstehe so viel«, ergriff Monsieur Curie das Wort, »daß jeder Mensch seine Fähigkeiten dort entfalten soll, wo er die besten Möglichkeiten findet. Für sein Volk kann man überall wirken. Übrigens würde ich niemandem raten, wissenschaftlich zu arbeiten, wenn er kein Talent dazu hätte.«

Auf dem Weg nach Hause erzählte Pierre von seinen Arbeiten, aber auch von seinen Wochenenden und Ferien.

Marie hörte ihm gern zu. Schnell waren die Stunden vergangen. Viel zu kurz war die Zeit, um alle Gedanken auszutauschen. Aber sie würden sich bald wiedersehen, im Laboratorium und zu den Beratungen der physikalischen Gesellschaft, zu denen Pierre sie einlud.

Marie fühlte sich in Paris schon lange nicht mehr als Fremde.

Sie liebte die Stadt mit ihren freisinnigen, gastfreundlichen Menschen. Wo immer sie auch war, in den Hörsälen und Laboratorien der Universität, in den Museen und Bildergalerien, in den Parkanlagen, auf Plätzen und Straßen, überall fühlte sie sich wie zu Hause. Nur Erinnerungen aus der Kindheit, die das Gefühl der Heimat erzeugen, fehlten.

Nun aber änderte sich auch dies. Wenn sie mit Pierre durch die Straßen ging und von seinen Erlebnissen erfuhr, erlebte sie eine zweite Kindheit. Sie floh mit ihm durch den finsternen Kanal, trauerte mit ihm um Charles, ließ mit ihm und Maurice Drachen steigen und saß mit ihnen in der Höhle. Sie nahm teil an seinen Experimenten mit Jacques, folgte ihren Gesprächen über Rousseau, Fourier oder Saint-Simon, erlebte mit ihnen die Floßfahrt und die ersten Gespräche über die Liebe. Sie begleitete Pierre und seinen Vater zu Madeleine in das Waldhaus, und sie fühlte sich leicht und gelöst, als Pierre den Inhalt des Gespräches wiedergab, das sein Vater mit ihm vor fast zwanzig Jahren geführt hatte. Und nun studierte sie an der gleichen Universität wie Pierre vor zwölf Jahren, arbeitete in denselben Instituten und hörte Vorlesungen bei denselben Professoren. Pierre erging es ähnlich, wenn Marie von ihren Erinnerungen erzählte, nur, daß er sich viel schwerer in die Umwelt hineinversetzen konnte, in der Marie aufgewachsen war. Als er aus ihren Worten entnahm, daß sie sich gern in der freien Natur aufhielt, betrachtete er ihren blassen Teint und fragte sie: »Kennen Sie schon die Umgebung von Paris?«

Marie sah erstaunt auf. Daß Paris auch eine Umgebung haben könnte, daran hatte sie vor lauter Arbeit überhaupt nicht gedacht.

»Dann hole ich Sie am nächsten Sonntag ab. Die Landluft wird Ihnen guttun.« Und seine Augen leuchteten, als sie freudig zustimmte.

Kurz vor Sonnenaufgang zogen sie los. In der warmen Mittagssonne packten sie ihre Brote aus, irgendwo an einer Quelle, auf einer Moosbank oder einem gefällten Baum. Abends kehrten sie hungrig und todmüde zurück, den Kopf voller Gedanken, in der Brust ein zufriedenes Gefühl.

»Sie können reiten, aber nicht radfahren?« Pierre strich verwundert seinen Bart. »Aber Radfahren ist doch viel einfacher, ein Stahlroß wirft niemanden ab.«

»Ein Pferd fällt nicht um«, antwortete Marie. Sie sahen sich an und lachten.

»Sie werden es lernen«, sagte Pierre, »nächsten Sonntag in Sceaux. Ich möchte«, fuhr er leise fort, »daß Sie meine Eltern kennenlernen.«

Marie spürte ihr Blut in den Adern, denn sie erschrak. Auf keinen Fall durfte sie Hoffnungen in Pierre erwecken, die über ein freundschaftliches Verhältnis hinausgingen. Und war der Besuch der Eltern nicht wie ein Versprechen? Sie hob den Kopf.

Pierre schien zu träumen. »Meine Eltern werden Sie in ihr Herz schließen«, hörte sie ihn sagen. »Sie werden ihnen bestimmt gefallen.«

Die Junitage waren heiß. Sonnenschein lag unter Mittag auf dem Dach, und bis spät in die Nacht war es drückend warm in Maries Zimmer. In wenigen Tagen fand die Abschlußprüfung statt. Ihr Pariser Aufenthalt ging zu Ende, und zum ersten Male bedauerte sie es.

Sie sah das Abendrot über den Dächern und dachte an den Sonntag in Sceaux. Die Eltern hatten sie wie eine Tochter aufgenommen, und sie hatte sich wie zu Hause gefühlt. . . Sie hörte Pierres Schritte im Treppenhaus und öffnete ihm die Tür.

»Schön haben Sie es hier«, sagte er und trat ans Fenster. »Man bekommt Lust, über die Dächer zu spazieren.«

Als Marie neben ihn trat und Pierre seinen Arm leicht auf ihre Schulter legte, wagte sie sich nicht zu rühren.

Sie wünschte, so stehenbleiben zu können, und hoffte zugleich, alles möchte nur ein Traum sein. Aber es war Wirklichkeit, denn sie spürte jeden Atemzug Pierres und seine Hand und ihre Wärme. Mein Gott, dachte sie, worauf habe ich mich nur eingelassen, doch plötzlich war alles vorbei, als Pierre sagte: »Nach Ihrer Prüfung möchte ich Sie abholen.«

Sie tranken Tee. Marie saß auf ihrem Holzkoffer, das Kinn

in die Hand gestützt, Pierre auf dem Stuhl, die Arme lässig an der Seite. Ihr Gespräch beschäftigte sich mit dem Prüfungsstoff und den Untersuchungen über die Metalle.

»Ich glaube, ich werde es auch diesmal schaffen!« sagte Marie. »Sie haben mir sehr geholfen.«

Pierre lächelte versonnen. »Nichts hat mir bisher soviel Freude bereitet.« Er stand auf. »Ich möchte jetzt gehen.«

Marie gab ihm die Hand. Er hob sie an seinen Mund. »Meinen Eltern haben Sie gut gefallen«, sagte er. »Auf Wiedersehen!«

Marie lag lange wach. Sie fühlte sich ruhig und entspannt. Die letzten Monate waren wie ein schöner Traum vergangen. Was würde ihr die Zukunft bringen?

Ihr Vater hatte sie lange entbehrt. Und Kasimir?

Szczuki und Sceaux, welch ein Gegensatz!

Maries Name wurde als zweiter aufgerufen.

Sie nahm das Zeugnis und die Glückwünsche in Empfang und strebte dem Ausgang zu. Merkwürdig, daß sie sich diesmal nicht richtig freuen konnte. Wie eine Ausweisung brannte ihr die Urkunde in der Hand.

Sie schalt sich töricht, denn alles, was sie erstrebt hatte, war erreicht. Oder doch nicht?

Wie oft hatte sie sich vor der Klasse stehen und ihre Schüler unterrichten sehen. Aber es war auch etwas anderes in ihr wach geworden, damals schon, als sie im Museum auf eigene Faust experimentierte. Während ihres Studiums war es gewachsen, durch Pierre Curie war es ihr bewußt geworden: der Wunsch, wissenschaftlich zu arbeiten. Fiel ihr darum der Abschied so schwer?

Sie warf den Kopf zurück. Weder von Menschen noch von Ereignissen sich unterkriegen lassen, das hatte sie sich seit Szczuki geschworen. Sie hatte kein Recht darauf, Gefühlen nachzuhängen. Es war ihre Pflicht zurückzukehren.

»Sagen Sie nichts«, empfing sie Pierre. »Die Gerüchte sind meist schneller als die offizielle Botschaft. Kommen Sie, wir gehen essen.«

Pierre war ausgelassen fröhlich, als hätte er die Prüfung bestanden. Marie mußte oft über seine Späße lachen, doch immer wieder fiel sie in ihre Grübeleien zurück.

»Wir trinken jetzt eine Flasche Wein«, sagte er. »Sie sind abgespannt und sollten an etwas anderes denken. Ist es so?«

Marie nickte und sah in seine Augen, die ihre angespannten Züge liebevoll musterten.

Gegen Abend gingen sie am Ufer der Seine entlang. Sie sahen auf die kleinen Wellen, in denen sich die letzten Sonnenstrahlen brachen.

Pierre fühlte sich leicht und froh wie lange nicht. Noch nie in seinem Leben war er sich einer Sache so sicher gewesen. Marie Sklodowska war die Frau, von der er gedacht hatte, sie würde nur in seinen Träumen existieren.

Nach dem Verlust von Françoise hatte er einige Jahre geglaubt, wie ein Einsiedler leben zu müssen. Erst als die Erinnerung zu verblassen begann, war in ihm wieder die Sehnsucht nach einer Frau wach geworden, doch er war kritischer, wählerischer und unentschlossener als je zuvor. Noch einmal würde er keine Enttäuschung ertragen können. Die Frau, die er suchte, sie mußte wenigstens dem Ideal ähneln, das er sich in seiner Phantasie geschaffen hatte.

Nun war ihm das Ideal selbst in Marie Sklodowska begegnet, unfaßbar zunächst, aber ohne jeden Zweifel: Darin stimmten Kopf und Herz überein. Er war sich so sicher, daß er völlig überzeugt war, Marie würde es ebenso ergehen. Er brauchte sich gar nicht zu übereilen, Marie konnte ruhig nach Warschau fahren, sie würde auf jeden Fall zurückkommen, um mit ihm zu arbeiten und zu leben. Trotzdem fand er es angebracht, sie darum zu bitten. So sagt er: »Wenn ich einen Wunsch aussprechen darf, ich möchte, daß Sie im Oktober wiederkommen.«

Marie blieb stehen. Alles Blut wich aus ihrem Gesicht. Sie sah auf, und Pierre, erschrocken über ihre Blässe, schloß sie in seine Arme. Sie bewegten sich nicht und waren sich so nah wie noch nie.

Pierre überfiel plötzlich Angst, daß alles ganz anders sein und er überhaupt keine Zeit mehr haben könnte. Er kam sich

leichtsinnig vor und verspielt. In den nächsten Tagen fuhr Marie nach Polen, und er war sich höchst unsicher, ob er sie jemals wiedersehen würde. Warum ließ er sie überhaupt fortgehen und hätte sie nicht schon lange gefragt, ob sie mit ihm zusammenleben mochte?

Als Marie sich aus seinen Armen löste und entgeistert auf die Seine blickte, fragte er sie: »Wollen Sie meine Frau werden, Marie?« Und als sie schwieg, fuhr er fort: »Ich liebe Sie, ich weiß es bestimmt.«

Maries Lippen öffneten sich, doch es dauerte noch einige Sekunden, bis sie zu antworten vermochte: »Warum fragen Sie das? . . . Sie wissen doch, daß ich zurück muß. Bitte, sprechen Sie nicht mehr davon.«

Pierre starrte sie fassungslos an. »Ich würde Ihnen auch nach Polen folgen«, sagte er dumpf, »überallhin, wohin Sie wollen. Ach, verzeihen Sie.«

Wortlos traten sie den Rückweg an, Pierre kam sich vor, als ginge er auf Wolken über einem endlosen Abgrund. Marie war verzweifelt. Wie eine Drehorgel wiederholten sich in ihrem Kopf die letzten Worte Pierres . . . »überallhin . . .«

Vor der Haustür blieben sie gleichzeitig stehen. Pierre hatte sich gefangen. Es gab gar keinen Grund, Maries Worte als endgültig anzusehen. Er war nur töricht gewesen, zu glauben, diese Frau würde wie eine reife Frucht in seine Arme fallen. Welch eine Verblendung ergab sich gerade dadurch, daß man etwas für ganz einfach und absolut sicher hielt. Er dachte gar nicht daran, kampflös die Segel zu streichen.

»Werden Sie Ihre wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzen?« fragte er leise. »Kommen Sie ruhig zurück. Und lassen Sie uns Freunde, gute Freunde sein.«

Marie ging müde die Treppen hinauf, legte ihre Tasche auf den Holzkoffer und blickte aus dem Fenster. Sie wußte nicht, ob sie glücklich oder unglücklich war, sie wußte nur, daß ihr ein verzweifelter Kampf bevorstand.

Auf der Fahrt nach Warschau beschäftigte sie sich mit nichts anderem als mit der Frage, was sie tun sollte. Noch nie war ihr eine Situation so ausweglos erschienen. Da war

sie nun fertig, hatte alles erreicht, was sie zu erreichen wünschte, und nun saß sie in einer Zwickmühle. Wohin sie auch blickte, überall ging ihr etwas Unersetzliches verloren, und doch fühlte sie, was für sie am wertvollsten war, aber sie hatte nicht den Mut, es sich einzugestehen.

Als sie die Türme Warschaus erblickte, beugte sie sich aus dem Fenster. Da war schon der Bahnhof mit seinen rauchenden Lokomotiven, dort der Bahnsteig und ihr Vater, der seine Uhr in die Westentasche steckte. Sie war pünktlich und wieder daheim.

Ihr Vater wohnte jetzt bei Joseph. Er verstand sich gut mit seiner Schwiegertochter, die ihn liebevoll umsorgte. Marie war froh darüber, doch sie kam sich auch ein wenig überflüssig vor. Natürlich verstand sie ihn. Merkwürdig, daß sie gedacht hatte, nur bei ihr wäre er gut aufgehoben.

Der Vater überraschte sie mit einem Reiseplan, der sie beide nach Deutschland und in die Schweiz führen sollte. Die Hotelzimmer waren schon bestellt, für jeden Ort die Aufenthaltszeit und die Besuche von Bekannten und Sehenswürdigkeiten vorgemerkt.

Marie freute sich darauf um so mehr, als Kasimir nach Szczuki fuhr, um noch einmal mit seinen Eltern über seine Heiratspläne zu sprechen.

In einem Brief unterrichtete sie Pierre, der ihr schreiben wollte, von ihren Reisezielen, und seine Briefe folgten ihr in die Hotels.

Wenn sie allein war, las sie die sorgfältig geschriebenen Zeilen. Bald kannte sie alle auswendig, und Pierres Gedanken begleiteten sie bei ihren Fahrten und Wanderungen.

»Ich könnte nach Paris zurückkehren«, sagte sie eines Abends unvermittelt zu ihrem Vater, »das Doktorat ablegen.«

Professor Sklodowski hob den Kopf von der Karte, auf der er den Weg für die morgige Wanderung absteckte.

»Möchtest du?«

»Ich weiß nicht.«

Je näher sie dem Tag ihrer Rückreise kamen, desto unruhi-

ger wurde Marie. Bis vor wenigen Wochen noch lag ihr weiterer Lebensweg klar vor ihr. Sie war sogar für den Fall gerüstet gewesen, daß es mit der Heirat nichts werden sollte. Sie würde für ihren Vater sorgen und sich ganz dem Unterricht widmen. Nun lockten sie die wissenschaftliche Forschung und Pierre Curie.

Vor einiger Zeit schon waren ihr Zweifel gekommen, und sie haderte im stillen mit Kasimir. Warum entschloß er sich nicht, sie ohne Einverständnis der Eltern zu heiraten? Schließlich war sie als Lehrerin für Physik zurückgekehrt, und sie hätten in gemeinsamer Arbeit einen Hausstand gründen können. Zunächst hatte sie nicht allzulange darüber nachgedacht. Auf ein Jahr war es ihr nicht mehr angekommen, und ihr hatte etwas an dem zweiten Examen gelegen.

Noch immer war keine Entscheidung gefallen!

Die Septembersonne hing müde am Himmel. Dunst lag über der Weichsel, die wie Öl dahinfloß. Das Gras auf den Sandbänken im Flußbett verdorrte.

Kasimir saß neben Marie, die Hände zwischen den Beinen, einen Grashalm im Mund. Er lauschte seiner Frage nach, was er tun sollte, da seine Eltern noch immer gegen die Heirat. »Du mußt sie verstehen«, sagte Kasimir, als Marie ihm nicht antwortete. »Sie glauben, daß wir gleich Kinder bekommen, du nichts mehr dazuverdienen kannst und wir in ärmlichen Verhältnissen leben müssen. Sonst mögen sie dich wirklich gern.«

Maries Mundwinkel zogen sich herab. »Vielleicht fahre ich wieder nach Paris«, antwortete sie. »Ich könnte das Doktorat erwerben.«

»Noch einmal nach Paris!« Kasimir warf den Grashalm fort. »Wir werden uns noch ganz fremd. Immer nur Briefe und in den Ferien...« Er brach ab. Seine Füße malten Figuren in den Sand. »Du scheinst gar nicht traurig zu sein?« Seine dunklen Augen blitzten Marie an.

»Ich wundere mich selbst. Vielleicht haben wir zu lange gewartet und sind uns schon viel fremder, als wir denken.« Sie sah ihn fragend an.

Er schüttelte unwillig den Kopf. »Wir wären schon lange verheiratet, das weißt du genau. Was hätten wir denn tun können?«

»Heiraten«, entgegnete Marie.

»Wie stellst du dir das vor?« Kasimir erhob sich. »Für dich ist das einfach. Deine Verwandten . . .«

Marie unterbrach ihn. »Wir wollen uns nichts vorwerfen, Kasimir. Laß uns das Schöne, das wir erlebten, bewahren.«

»Das klingt wie ein Abschied«, sagte er nach einer Weile.

»Sei mir nicht böse, Kasimir. Aber wenn du mich jetzt fragen würdest, ob ich mich auch so trauen lassen würde, ich könnte nun nicht mehr mit ›Ja‹ antworten.«

»Und warum?«

»Weil du mich nicht gefragt hast.«

Kasimir blickte auf den Sand. Er zählte die spärlichen Grashalme. War das noch das junge, leidenschaftliche Mädchen, das er begehrt hatte? Sie hatte sich verändert. Sie war schon immer sehr klug. Glaubte sie, ihn, einen angehenden Wissenschaftler, wie einen Schuljungen behandeln zu können? Sein aufflammender Zorn wurde von dem Schmerz überdeckt, der ihn plötzlich erfaßte. Marie war ihm entglitten, er hatte ihr Herz verspielt, ihre Liebe. Er war zu schwach gewesen. »Was soll ich denn nur tun?« fragte er gequält.

Marie stand auf, und sie wunderte sich, wie leicht sie sich fühlte. »Was du tun sollst?« wiederholte sie die Frage. Ihre Stimme war klar und ohne jedes Bedauern. »Wenn du keinen Ausweg findest, so darfst du auch mich nicht fragen.«

Langsam gingen sie zur Stadt zurück. Sie hatten das Gefühl, mit jedem Schritt weiter voneinander abzurücken. Wind wehte ihnen entgegen. Der Dunstschleier zerriß, der nackte, tiefblaue Herbsthimmel öffnete sich dem Blick, und die Sonne versank glutrot hinter den Türmen und Dächern der Altstadt.

Kasimir quälte der Gedanke, versagt zu haben, Marie war es, als wäre ihr eine schwere Bürde von den Schultern genommen, die Bürde einer Liebe, die nicht bereit war, ein Opfer zu bringen.

Oder, Elbe, Weser, Rhein, Maas, Oise, Seine. Marie Skłodowska kannte die Strecke auswendig. Posen, Berlin, Hannover, Köln, Lüttich, Paris. Die großen Stationen waren die Meilensteine.

Auf dem Bahnsteig des Gare du Nord ging Dr. Kasimir Dluski hin und her.

»Glaubst du, der Zug kommt schneller, wenn du dir die Schuhsohlen heißbrennst?« Bronia blieb stehen. »Ich setze mich.«

»Aber Kindchen, woher soll ich denn wissen, daß du so nervös bist.« Er ließ sich auf die Bank fallen, sprang aber gleich wieder auf und rief: »Nur mal nach dem Signal sehen«, blickte den Gleisen nach und stürzte sich auf einen Gepäckträger. »Warum kommt der Zug so spät, Monsieur?«

Der Gepäckträger holte einen Tabaksbeutel aus der Hosentasche und drehte sich eine Zigarette, steckte sie in den Mund, zündete sie an und antwortete: »Kommt doch nicht spät, junger Mann, nur ein bißchen unpünktlich. Na ja.«

Dr. Dluski sank in sich zusammen und ging langsam zur Bank zurück. »Kann man nix machen«, sagte er erschöpft. »Nur ein bißchen unpünktlich.«

Als der Zug in die Halle rollte, lief Dr. Dluski die Wagen entlang, um beim letzten enttäuscht stehenzubleiben. War Marie nicht mitgekommen?

Er ging wieder zurück, starrte auf die Abteilstenfenster, ohne seine Schwägerin zu erblicken. Er ging sogar noch am Gepäckwagen vorbei bis zur Lokomotive. Da er nur auf die Stehenden achtete, wäre er wieder an der Bank vorbeigelaufen, auf der Bronia und Marie saßen und ihm vergnügt nachblickten. Nur Marie hielt es nicht mehr aus und rief ihn an.

Dr. Dluski fuhr herum. »Das ist doch! Wo warst du denn?«

»In dem Wagen, der hier vor der Bank hielt«, antwortete Bronia, während ihr Mann ihre Schwester umarmte.

Sie fuhren durch vertraute Straßen, die Marie wie ein Stück Heimat vorkamen. Die Morgenluft war frisch und herb, die Sonne stand klar im dunkelblauen Oktoberhimmel. Was führte sie nach Paris zurück? Das Doktorat? Pierre Curie? Die wissenschaftliche Arbeit?

»Schön, daß du bei uns wohnen willst«, sagte Bronia. »So können wir noch ein bißchen zusammen sein. Wir gehen nämlich bald nach Zakopane in die Karpaten, eine Klinik für Tuberkulosekranke einrichten.«

Marie blickte Schwester und Schwager so verdutzt an, daß beide lachten.

»Dauert mindestens noch zwei Jahre«, beruhigte sie Kasimir. »Ist Bronias Idee. Nach Warschau können wir nicht, da holt mich der Zar. Bei den Österreichern gibt's keine Schwierigkeiten. Jedenfalls sind wir dann wieder in Polen.«

Die letzten Worte stimmten Marie traurig. Ihr Blick glitt an den Häusern entlang. Hinter jedem Fenster ein Menschen schicksal, Familien, Mann, Frau und Kinder. Alle gingen sie einen bestimmten Weg. Sie aber irrte umher in einer fremden Stadt, ganz allein. Nur die Arbeit war für sie da.

Dr. Dluski öffnete seiner Schwägerin die Tür.

»Darf ich bitten, ein wenig dunkel, dafür steht die Sonne auf dem Tisch.«

Marie betrat ihr Zimmer, stellte ihre Tasche auf den Stuhl und betrachtete den Strauß Feldblumen. Sie brauchte das kleine weiße Kuvert nicht zu öffnen, sie wußte, von wem die Blumen stammten.

»Packt aus, ich koch' inzwischen Tee«, hörte sie Bronia rufen. Langsam gewöhnten sich Maries Augen an das Dämmerlicht.

»Vorn am Fenster kann man ganz gut lesen«, sagte Kasimir. »In diese Straßenschächte fällt nur wenig Sonne.«

Marie öffnete die Koffer, die ihr Schwager auf die Kommode gehoben hatte, und räumte Kleider und Wäsche in den Schrank. Ihre Augen streiften über die Blumen und Gräser, aus denen die weißen Kronen der Margeriten hervorstachen.

»Bist du müde?« fragte Kasimir besorgt.

Marie schüttelte lächelnd den Kopf. Der Blumengruß führte sie nach Sceaux zu Pierre. Sie war nicht mehr allein.

»Sie dürfen mir gratulieren. Ich habe meine Dissertation fertig.« Pierre überreichte Marie eine Mappc. »Über den Magnetismus.«

Marie schlug die Arbeit erfreut auf. »Kommen Sie zur Verteidigung meiner Doktorarbeit?« hörte sie Pierre fragen.

Marie hatte mehr Herzklopfen als bei ihren eigenen Prüfungen, aber es verschwand bald, da Pierre bedächtig wie immer den Gang seiner Untersuchungen und ihre Ergebnisse vortrug, die Fragen der Professoren und Gäste beantwortete. Er wirkte ausgeglichen, sein Verstand schien alle Regungen des Körpers zu beherrschen. Marie verglich ihn mit seinem Vater, der hochaufgerichtet neben ihr saß mit ernstem Gesicht und leuchtenden Augen.

»Würden Sie auch an der kleinen Feier teilnehmen?« fragte Pierre sie, nachdem ihm die Professoren Bouty und Lippmann und Hautefeuille die Hand geschüttelt hatten.

Nach der Feier brachten sie Pierres Vater zum Zug. »Mam wird sich freuen.« Er umarmte Pierre. »Das wird ihr guttun, mein Junge. Sie ist ziemlich schwach.«

Er küßte Marie die Hand. »Dürfen wir Sie zum Sonntag einladen?«

Marie nickte. Sie war noch bei den Gesprächen im Hörsaal und in dem kleinen Restaurant. Ob sie in einigen Jahren auch so weit sein würde?

»Kommen Sie, wir trinken einen Cocktail.« Pierre bot ihr seinen Arm an, und sie legte ihre Hand leicht hinein.

»Man will mir eine Art Lehrstuhl für Physik verschaffen«, sagte Pierre. »Ich möchte noch einmal ganz allein mit Ihnen anstoßen.«

Maries Augen glänzten warm. Pierre hielt ihr sein Glas entgegen. »Ohne Sie hätte ich mir noch viel Zeit gelassen.«

Sie tranken und sahen auf ihre Hände.

»Seit mein Bruder in Montpellier ist, fehlt mir ein Mensch, der mehr Bestimmtheit in meine persönlichen Handlungen bringt.«

Pierre sah Marie in die Augen. Sie erwiderte seinen Blick, und über ihre Wangen huschte ein zartes Rot.

»Ich habe das Gefühl«, fuhr Pierre fort, »daß ich Sie nicht als

Frau begehren darf, wenn ich Ihre Freundschaft behalten will.«

Marie hob den Kopf. Um ihren Mund spielte ein Lächeln. »Ich möchte aber nicht kinderlos sterben.«

»Nein, gewiß nicht«, beeilte sich Pierre zu sagen. Er strich verwirrt seinen kastanienbraunen Bart, den er seit einigen Monaten sorgfältig pflegte.

»Meine Eltern hatten fünf Kinder«, fuhr Marie fort. »Aber so viele müssen es nicht sein.«

Pierre öffnete den Kragen. Vor seinen Augen schimmerte Maries Haar. Es war straff nach hinten gekämmt und ließ die Ohren und den Hals frei. Weich fielen ihre Schultern ab.

»Mein Bruder hat zwei Kinder«, Pierre atmete auf wie jemand, dem während einer Prüfung eine Antwort eingefallen war.

»Das würde mir genügen, Herr Doktor.« Über ihre grauen Augen tanzten hellbraune Punkte. Sie verspürte große Lust, Pierre zu necken. Am liebsten hätte sie ihn wie einst ihren Vater am Bart gezupft.

Doch Pierres Gesicht war ernst geworden. »Ich hatte eine Jugendfreundin, die ich sehr liebte. Unter schrecklichen Umständen habe ich sie einst verloren. Tage- und nächtelang verbrachte ich damals mit einer fixen Idee. Ich gelobte mir, ein priesterliches Dasein zu führen und nur der Wissenschaft zu leben. Aber das war eine Art von List, um mir das Recht des Vergessens zu erkaufen.«

Pierre sah plötzlich sehr müde aus. Sein kurzgeschnittenes Haar, das an den Schläfen zurücktrat, seine einfachen, klaren Züge wirkten wie aus Holz geschnitzt.

Marie legte ihre Hand auf seinen Arm. Am liebsten hätte sie ihm einen Kuß gegeben und gesagt: »Ich liebe Sie«, aber sie fragte nur: »Wollen wir gehen?«

Marie freute sich auf Sceaux, auf Pierres Vater, der sie in sein Herz geschlossen hatte, auf Pierres Mutter, die sie wie eine Tochter liebte, auf Pierre, der sie beehrte.

Pierre holte sie frühzeitig ab. Bis zum Gare du Montparnasse

fuhren sie mit der Pferdebahn, hochoben auf dem Verdeck. Dort stand der Zug bereit, sie fanden zwei Plätze am Fenster und setzten sich zufrieden.

Am Bahnhof in Sceaux erwartete sie Dr. Eugène Curie. Sein weißer Bart leuchtete in der Morgensonne. »Dieser Tag ist einer meiner schönsten.« Er verbeugte sich galant vor Marie und reichte ihr den Arm. »Meine Frau ist vor Freude munter wie ein Fisch«, plauderte er weiter. »Pierre ist unser Sorgenkind, müssen Sie wissen. Er grübelt zuviel. Wir sind sehr froh, daß sie ihm die Freundschaft halten.«

Der Tisch war im Garten gedeckt. Weißrote Apfelblüten schwebten zur Erde. Dicke Fliederdolden öffneten ihre Kelche. Zwischen den dunklen Blättern der Kastanien leuchteten die weißen Blütenkerzen.

Nach dem Essen stellte Frau Curie ihr Nähkörbchen neben sich und häkelte an einem Jäckchen für »Jacques' Zweiten«. »Eine Frau lebt drei Leben«, sagte sie. »Eins für ihren Mann, eins für ihre Kinder und eins für ihre Enkel. Jacques ist ein bißchen weit entfernt von uns, aber in den Ferien haben wir die ganze Familie hier. Bis dahin muß ich fertig sein.«

Nachmittags, als Marie und Pierre die Eltern allein gelassen hatten, stellte die Mutter das Abendessen in die Speisekammer und überzeugte sich, ob Maries Zimmer ordentlich hergerichtet war.

»Sie ist mir lieb wie eine Tochter«, sagte sie zu ihrem Mann, »aber sie kann so gut wie gar nichts kochen.«

Dr. Curie lachte. »Endlich mal eine Frau, die nicht kochen kann! Aber wenn es sein muß, lernt sie es in vier Wochen. Dafür lege ich meinen Bart ins Feuer.«

Frau Curie trat ans Fenster. Nachdenklich blickte sie in das Halbdunkel zwischen den Blättern. »Manche Mütter sind eifersüchtig auf ihre Schwiegertochter. Für mich ist Jacques' Frau wie ein eigenes Kind, und Fräulein Sklodowska ist es schon jetzt.«

Die Luft war schwer von dem Duft der Blüten und den herben Kräutern der Wegraine. Unterhalb des Waldes strömte

strenger Harzgeruch von den jungen Trieben der Kiefern und Fichten.

»Man spricht vom bunten Herbst, aber der Frühling hat nicht weniger Farben.« Pierre ließ Gräser durch die Finger gleiten. »So viele Stufen des Grüns sieht man nur im Mai.«

Sie erreichten den kühlenden Schatten der Bäume und folgten einem Pfad, der sich hinter einer Lichtung verlor.

Pierre ging quer durch den Hochwald. Das Gras reichte ihnen bis über die Knie. Sonnenstrahlen fielen schräg zwischen mächtigen Buchen-, Fichten- und Kiefernstämmen hindurch. Kein Lüftchen regte sich, ab und zu sprang ein Hase oder ein Reh vor ihnen auf.

»Hier müssen wir durch«, sagte Pierre, als ihnen dichtes Unterholz den Weg versperrte. »Dahinter liegt der kleine See. Es gibt keinen freien Zugang.«

Marie hatte schon längst den Rock geschürzt. Sie bog die Zweige auseinander, die hinter Pierre zusammenschlugen, bückte und wandte sich, bis sie eine kreisrunde Lichtung erblickte.

Unmittelbar vor ihren Schuhspitzen fiel der Boden steil ab. Geröll, Moospolster, Ginster, Krüppelkiefern und Wacholderbüsche, Heidekraut und langstielige Gräser füllten die Mulde, die wie ein antikes Theater anmutete. Und da, wo sonst die Bühne gewesen wäre, lag ein geschliffener Spiegel: der See. Ringsum leuchteten weiße Blüten, ihr Duft wurde immer schwerer, je näher sie dem Wasser kamen.

Als sie die Sohle erreichten, nahm Pierre ihre Hand. »Der See ist von einem Sumpfring umgeben. Ich habe vor vielen Jahren einen Knüppeldamm gebaut. Nur so erreicht man das Wasser. Aber wir müssen die Schuhe ausziehen.«

Die Farbe des Sees schien dauernd verändert. Jetzt schimmerte das Wasser in violetter Tönung. Marie tauchte ihre Hand hinein und war überrascht von der Temperatur. »Das ist ja fast warm!«

»Man kann beinahe das ganze Jahr darin baden«, sagte Pierre. Ihm war so froh zumute, daß er sich am liebsten mit seinem Anzug in den See geworfen hätte. Doch er kehrte um

und kletterte mit Marie den Hang halb hinauf, wo sie sich auf eine schmale Plattform in den Schatten eines Wacholderbusches setzten.

»Ich habe lange darüber nachgedacht, welchen Sinn unser Leben hat«, sagte Pierre nach einer Weile. »Ich glaube, es hat nur den Sinn, den wir ihm geben.«

»Geben uns aber nicht schon unsere Eltern und unsere Mitmenschen einen Sinn mit auf den Weg?« fragte Marie.

»Gewiß, wir bekommen sozusagen etwas Verpflegung mit und auch hin und wieder einen Brocken dazu. Dann müssen wir selbst handeln, etwas aus unserem Leben zu machen.«

Welch eine Übereinstimmung der Ansichten, dachte Marie, und sie sagte: »Sie sehen Ihren Lebenssinn in der wissenschaftlichen Forschung und Lehre?«

»Nicht nur«, antwortete Pierre, »aber ein Naturvorgang, der entdeckt ist, macht uns klüger und stärker, und er gibt uns ein Gefühl für das, was Wahrheit ist.«

Die Schatten wurden lang. Der See färbte sich mit dem Himmel gelb und rot, er wurde schwarzblau und nahm die funkelnenden Sterne in seinem Spiegel auf.

Gegen Mitternacht erglänzte das Tal im Silberlicht des Mondes. Warme Dünste stiegen wie Wellen vom Wasser auf, angefüllt mit dem herbsüßen Geruch der weißen Blüten.

Marie und Pierre schwiegen. Mit jedem Wort, mit jedem Atemzug waren sie sich nähergekommen. Jeder kannte die Lebensgeschichte des anderen. Ihre Gedanken hüllten sie ein und malten am Bild ihrer Zukunft.

Der Standesbeamte war ratlos. »Sie wollen also keine Rede?« Er setzte sich, schob die Formulare zur Seite und stand wieder auf.

Marie Sklodowska und Pierre Curie sahen sich erheitert an.

»Also, mein liebes Brautpaar, Sie sind hierhergekommen, um . . .« Der Standesbeamte stockte wieder und blickte hilflos auf das Brautpaar. »Mein Gott«, stöhnte er verzweifelt. Einige tausendmal schon hatte er die Rede gehalten, nur die Namen änderten sich, aber das gehörte dazu. Auch kamen sie erst am

Schluß vor, wenn er die Urkunden in die Hand nahm, um die feierliche Frage zu stellen.

Nun sollte er mit wenigen Worten auf diese Frage zielen. Doch sobald er den ersten Satz der salbungsvollen Rede begann, kam er nicht mehr von dem eingeübten Text los. Dreimal versuchte er es, dann ließ er sich erschöpft auf den Stuhl fallen, legte dem Brautpaar die Urkunden vor und sagte, indem er den Tonfall der Rede vorsichtig mied: »Wollen Sie es bitte selbst durchlesen und dann unterschreiben?«

Er tupfte sich mit dem Taschentuch die Stirn ab und atmete hörbar auf, als Pierre ihm die Formulare zurückgab. »Ringe haben Sie auch nicht?« fragte der Beamte, um verbindlich fortzufahren: »Es muß ja auch nicht immer dasselbe sein. Herzlichen Glückwunsch auch. Ich dachte nämlich erst, Sie wären die Trauzeugen, da Ihre Frau, na, Sie wissen ja, kein weißes Brautkleid trägt. Aber, ich muß schon sagen, Sie sehen bezaubernd aus, Madame Curie!«

»Welche Strecke wollt ihr denn fahren?« Professor Sklodowski, der zur Hochzeitsfeier nach Paris gekommen war, beugte sich über die Karte, die er auf der Kaffeetafel ausgebreitet hatte.

»Chautilly liegt an der Nonette«, sagte Pierre. »Ein kleiner Nebenfluß der Oise nördlich von Paris.«

»Wo wollt ihr denn schlafen, wo essen?« Maries Vater blickte besorgt auf seine Tochter, seinen Schwiegersohn und auf Pierres Eltern.

»Laß sie nur fahren, Wladislav«, Pierres Vater schmunzelte. »Er kennt die Gegend wie ich meine Westentasche. Du wirst sehen, sie werden pünktlich und munter wie die Fische in Chautilly eintreffen.«

Aber Maries Vater beruhigte sich nicht. »Ihr könnt doch nicht so ohne Plan ins Blaue fahren! Du weißt doch, Kind, wie ich die Reisen immer bis ins einzelne vorbereitet habe.«

»Wir fahren doch mit den Rädern, Vater. Da ist das wirklich nicht nötig.« Marie küßte ihn auf die Wange und faltete die Karte zusammen. »Die nehmen wir mit. Außerdem hat Pierre einen Kompaß und ein Ortsgedächtnis wie ein Vogel.«

»Und was sagt Mutter?« fragte Maries Vater.

»Die Wege, die Pierre einschlägt, stehen überhaupt auf keiner Karte«, antwortete sie. »Aber wir können wirklich beruhigt sein. Die beiden werden ihr Ziel bestimmt erreichen.«

»Dann lass' ich mich überraschen!« rief Professor Sklodowski. »Daß man überhaupt auf zwei Rädern fahren kann!« Er ging um das Hochzeitsgeschenk herum.

»Willst du es lernen?« fragte Pierre.

»Es reizt mich in der Tat.« Er nahm ein Rad und schob es auf den Weg.

»Fährst du auch, Eugène?« Und als der Arzt nickte, rief er: »Dann muß ich's auch lernen.«

Er zog den Rock aus, Pierre hielt das Rad, und nach fünf Minuten fuhr er den ersten Bogen allein. Sein Gesicht glühte vor Eifer, und er rief: »Wenn's nicht eure Hochzeitsreise wäre, ich würde direkt mitfahren, und wenn es sein müßte, auch ohne Karte und Kompaß.«

Marie und Pierre fuhren nur selten auf der Landstraße. Sie benutzten die einsamen Wege, die durch Wälder und über Wiesen und Felder führten.

Die Julisonne brannte, Lerchen trällerten in der Luft, das Wasser der Flüsse und Teiche war warm, die Nächte so mild, daß sie sich keine Gedanken machten, ob sie am Abend eine Herberge fanden oder, in ihre Decken gewickelt, unter dem mondhellen Nachthimmel schliefen.

Sie fuhren oder liefen, bis sie hungrig und müde waren, aßen ihr Butterbrot und Obst, das sie nie vergaßen, legten sich in den Schatten eines Baumes, sprachen über die Einrichtung ihrer Wohnung in der Rue de Glacière, über ihre weiteren Arbeiten und von den nächsten Ferien, die sie in das Hochland der Auvergne und in die Berge der Cevennen nach Südfrankreich bringen sollten.

Gefiel ihnen ein Ort besonders, dann stellten sie ihre Räder unter und durchstreiften die Umgebung. Fanden sie einen Teich oder See, legten sie ihre Kleidung ab und tummelten sich im Wasser. Im Sonnenschein trocknete ihre Haut, wenn sie still

nebeneinander lagen und vor sich hin träumten, berauscht von der Freude, den anderen dicht bei sich zu spüren, und glücklich in jeder Umarmung.

»Wenn du mich jetzt fragen würdest«, sagte Marie mit ihrer dunklen Stimme, »ich würde dir auch überallhin folgen. Ohne dich möchte ich nicht mehr leben.«

Pünktlich und sehr zur Beruhigung von Maries Vater trafen sie in Chautilly ein, just in dem Augenblick, als dieser mit Dr. Eugène Curie und seinem Schwiegersohn Dr. Dluski um das große Schloß herumspazierte und über die baulichen Vorzüge und Nachteile debattierte.

Zwei Jahre später verlebten sie ihren Urlaub in der Bretagne, um die Felsenküste und die Wellen des Atlantik kennenzulernen. Marie erwartete ein Kind, doch sie fühlte sich noch stark genug, um auch große Strecken mit dem Rad zurückzulegen.

Marie und Pierre hatten seit ihrer Ehe fast jede Stunde gemeinsam verlebt, und sie konnten es sich gar nicht anders vorstellen. Als sie jedoch am Abend in ihr Hotelzimmer zurückkehrten, übergab ihnen der Wirt ein Telegramm aus Sceaux. »Wir haben Sie gesucht, aber vergeblich.«

Pierre öffnete es. »Mutter ist sehr krank.« Er starrte verstört aus dem Fenster.

»Ich komme schon zurecht«, sagte Marie. »Fahr sofort, und sag deiner Mutter, daß ich sie wie eine Tochter liebe.«

Kaum war Marie allein, da schaute sie täglich nach dem Briefträger aus, und nur kurze Zeit vergeblich.

»Mein kleines Mädchen, mein Geliebtes, ich habe deinen Brief heute bekommen und bin sehr glücklich. Hier nichts Neues, es wäre denn, daß du mir sehr fehlst. Meine Seele hat mich mit dir verlassen.«

Pierre hatte in ihrer Muttersprache geschrieben, die er Marie zuliebe lernte. Jetzt fühlte sie sich nicht mehr so verlassen und antwortete in kurzen Sätzen:

»Mein Lieber, es ist schön, die Sonne scheint, es ist warm. Ich bin sehr traurig ohne dich, komm bald. Ich warte vom

Morgen bis zum Abend auf dich und sehe dich nicht kommen. Ich arbeite, so gut es geht, doch ist das Buch von Poincaré unzugänglicher, als ich gedacht hatte. Ich muß mit dir über das sprechen, was mir schwierig vorgekommen ist.«

Der Zustand der Mutter änderte sich nicht. »Es wird noch einige Zeit dauern«, sagte der Vater traurig. »Aber diesen Winter müssen wir mit dem Schlimmsten rechnen. Gegen Krebs ist noch kein Kraut gewachsen. Fahr zu Marie zurück, sie braucht dich jetzt nötiger als Mutter.«

Pierre vermochte sich aber nicht loszureißen. Er schickte Marie ein Paket. »Du wirst zwei Trikotjäckchen darin finden, die kleinste und die nächste Größe . . . Ich möchte dich sehen, verfolgen, was du tust, und dich fühlen lassen, daß ich dir ganz gehöre.«

Als Pierre Anfang August zurückkehrte und Marie in die Arme schloß, weinte sie. »Ich habe mich so verlassen gefühlt, Pierre. Ist das nicht ungerecht von mir?«

»Nein, meine Liebste, es macht mich glücklich.«

Einen Tag später stiegen sie wieder auf ihre Räder und radelten nach Brest, um am nächsten Morgen durch Heide und Sand zur Küste zu wandern.

Pierre hielt Marie fest an der Hand und half ihr über die Granitbrocken bis zu den wellenumbrandeten Klippen. Dort setzten sie sich auf einen hoch über das Wasser hinausragenden Felsen und packten ihre Brote aus, die ihnen in der salzigfeuchten Luft herzhaft schmeckten.

Die Brandung ebte ab, der Ozean zog seine Fluten langsam zurück. In den Buchten hielt sich Wasser. Am olivgrünen Seegras hingen Seesterne, zwischen dem Tang lagen Muscheln und Schnecken. Pierre kletterte den Felsen hinunter und sammelte Steine und Tiere, die er in der Sonne präparierte.

Gegen Abend nahte die Flut mit langen Wellen. Brecher klatschten über die Riffe. Der Wind warf den Schaum hoch in die Luft. Unter dem Anprall der Wogen erbeben die Felsen. Weißgraue, grüngelbe und rotviolette Streifen reflektierte das Meer in schnell wechselnder Folge. Die Inseln standen schwarz

gegen die Sonne, die gelbrot hinter dem Horizont verschwand und die Farben und die Wärme mit sich nahm.

Pierre legte die Jacke um Maries Schulter und führte sie vorsichtig zurück. »Mir ist ein Name für unser Kind eingefallen«, sagte Pierre, »aber nur für ein Mädchen.«

»Mir auch«, antwortete Marie. »Sag du's zuerst.«

»Irene.«

Marie drückte seine Hand. »Genau wie ich.«

Anfang September kehrten sie nach Paris zurück. Als Marie sich abends im Spiegel betrachtete, fragte sie Pierre: »Findest du, daß ich sehr dick aussehe?«

»Schlank bist du nicht«, antwortete er, »aber schön wie ein Engel.«

»Sieh mal, es bewegt sich.« Marie legte seine Hand auf ihren Leib. »Spürst du es?«

Pierre nickte. »Schlaf jetzt, Liebes. Vater kommt morgen.«

Er deckte Marie behutsam zu und legte sich neben sie.

Gegen Mitternacht weckte ihn Marie. »Pierre! Pierre! Ich glaube, es geht schon los.«

Pierre richtete sich schlaftrunken auf. »Bist du sicher?«

»Ich weiß nicht, aber es zog schon zweimal. Ich bin ganz aufgeregt.«

Er legte seine Hand auf ihre Stirn. »Dein Kopf ist aber heiß.«

Marie schloß die Augen und preßte den Mund zusammen. Sie drückte ihre Hände unter ihr Becken und hob es leicht an. Ihr Atem ging schnell und dann ganz tief und dann wieder ruhig.

Pierre saß hilflos neben ihr, bis sich ihre Züge entspannten. Sie lächelte über sein besorgtes Gesicht. »Gib mir zu trinken. Saft.«

Pierre holte das Gewünschte, zog sich an und setzte sich auf den Bettrand. »Hast du zur Uhr gesehen?«

Marie verneinte.

»Versuch zwischendurch zu schlafen. Ich bleibe wach.«

Marie legte ihre Hand in die seine und schloß die Augen.

Als der Morgen dämmerte, öffnete Pierre das Fenster. Leichter Nebel hing in dem Garten, und nur wenige Vogelstimmen klangen aus dem welken Blattwerk.

Er ging zum Kalender und riß ein Blatt ab.

»Zwölfter September 1897«, murmelte er. »Hoffentlich wird es ein schöner Tag.«

Marie rief ihn mit leiser Stimme.

Pierre sah, daß sie wieder eine Wehe überstanden hatte. Er blickte zur Uhr. Die Abstände wurden immer kürzer. »Ich glaube, die Hebamme könnte kommen.«

»Gut.«

Pierre ging mit großen Schritten zur Tür.

»Deine Jacke«, rief Marie, doch Pierre hörte sie nicht.

Während der Wehen massierte Pierre den Rücken seiner Frau. Marie bäumte sich auf, nur ihr heftiger Atem war zu hören. Doch Pierre zerschnitt es das Herz. »Möchtest du trinken?« fragte er beklommen, tupfte ihre Stirn ab und küßte ihre Hände.

Gegen zehn Uhr klopfte sein Vater. Es war nicht schwer für den Arzt, zu sehen, daß er im richtigen Augenblick kam.

»Die Fruchtblase ist schon auf«, sagte Pierre. »Marie ist ziemlich matt.«

»Hat sie gegessen?«

»Ein bißchen Obst.«

Dr. Eugène Curie wusch sich die Hände. Seine hohe Stirn war gefurcht, unter den Augen lagen dunkle Schatten.

»Wie geht es Mutter?« fragte Pierre.

Der Vater sah ihn traurig an. »Wir müssen gefaßt sein. Für Mutter wäre es eine Erlösung.«

Pierre schloß den Vater in die Arme.

Unter Mittag schien die Sonne hell ins Zimmer. Marie lag bleich und gelöst in den Kissen, neben sich ein weißes Bündel, in dem nur ein kleines gerötetes Gesicht zu sehen war.

Pierre saß auf dem Bettrand. Seine Augen hingen am Gesicht seiner Frau und seines Kindes. Er tippte mit dem Zeigefinger auf die frischen Wangen des Babys und errötete, als Marie ihre Augen aufschlug.

»Gefällt es dir?«

»Du siehst aus wie in den glücklichsten Stunden«, flüsterte er.

»Ich bin auch glücklich, aber ganz anders noch, unbeschreiblich.« Marie nahm seine Hand und legte sie an ihre Wange.

»Du warst sehr tapfer«, sagte er.

Als Marie ihren Kopf hob und dem Kind zuwandte, stützte er sie und schob ihr das Bündel vor die Augen. Marie drückte ihre Lippen auf die kleine Nase.

»Mach sie nicht wach«, flüsterte Pierre. »Sieh mal, die winzigen Hände.«

Dr. Curie erschien in der Tür. »Wir legen Irène jetzt in ihr Bett«, sagte er. »Marie muß schlafen. Und achtet mir auf die Brust.«

Pierre begleitete den Vater ins Wohnzimmer. »Es kann sein, daß du in einigen Tagen nach Sceaux kommen mußt.«

»Grüß Mutter«, stammelte Pierre, während sein Vater ihm die Hand reichte. Pierre konnte weder weinen noch lachen. Er war wie ausgehöhlt, setzte sich auf einen Stuhl und legte den Kopf auf die Tischplatte.

Daß Geburt und Tod, Freude und Kummer so hart zusammenstoßen konnten, erschütterte Pierre und Marie. Auch der Vater, der an Tod und Geburt gewissermaßen von Berufs wegen gewöhnt war, fühlte sich schwer betroffen. Er hatte zwar gewußt, daß er im Kampf gegen den Krebs unterliegen würde, aber solange seine Frau noch gelebt hatte, solange war er trotz aller Sorgen nicht allein gewesen. Nun erschien ihm das Haus leer, der Garten verlassen, die Zimmer fremd und kalt wie ein Museum. Und die Erinnerungen brannten wie frische Wunden. Er kam sich unsagbar alt vor, und sein Bart wurde noch weißer, das Haar lichtete sich, die Augen bekamen einen tief liegenden Glanz.

Erst als Marie und Pierre am alten Festungswall südlich von Paris am Boulevard Kellermann ein kleines Haus mieteten und den Vater zu sich nahmen, überwand er die Depression und lebte wieder auf. Innerhalb weniger Tage gewann er seine Festigkeit zurück. Er hatte kein Recht darauf, unter den jun-

gen Leuten als gramgebeugter Mann herumzugeistern. Solange er lebte, solange war er verpflichtet, Zuversicht und Frohsinn um sich zu verbreiten. Schon immer hatte er Leidensmienen gehaßt und den ewigen Hader um Dinge, die nicht zu ändern waren. Er wollte weder ein Gespött seiner Auffassungen noch eine Last seiner Kinder werden. Das Leben ging weiter, und er wollte dazu beitragen, daß es schön war, schön für seine Kinder, schön für seine Enkelin und auch für ihn. Und da sein Sohn und seine Schwiegertochter ihrem Beruf nachgingen und außerdem noch wissenschaftliche Untersuchungen durchführten, Irène und das Haus viele Stunden am Tage nur der Aufwartung überlassen blieben, fühlte er sich für sie wie eine Mutter verantwortlich.

Ein Jahr nach der Geburt Irènes nahm Marie ihren Unterricht an einer Mädchenschule im Zentrum der Stadt wieder auf, in der Nähe der Schule für Physik und Chemie, an der Pierre tätig war. Zum Mittagessen trafen sie sich in einem kleinen Restaurant, anschließend gingen sie zu Pierres »Probier-ecke«, wo sie eine Forschung über die Magnetisierung gehärteten Stahls durchführten. Beiden bereitete der Unterricht Spaß, aber mehr noch freuten sie sich auf die gemeinsamen Stunden im Laboratorium und in ihrer Wohnung.

Großvater Curie achtete sehr darauf, daß sie nach alter französischer Sitte abwechslungsreich und mit Genuß dinierten. Er war manchmal unzufrieden mit Pierre, der, statt auf die wunderbaren Speisen und die Kunst ihrer Zubereitung zu achten, an seine Forschungen dachte. Um so mehr freute er sich über Marie, die der französischen Koch- und Eßkunst große Sympathien entgegenbrachte und eifrig bemüht war, ihre Geheimnisse aus Büchern und mündlichen Überlieferungen zu entnehmen.

Nach dem Diner zog sich Großvater Curie in sein Zimmer zurück. Marie und Pierre spielten noch ein wenig mit Irène, um dann Hefte zu korrigieren, eine Unterrichtsstunde vorzubereiten, eine wissenschaftliche Zeitschrift durchzusehen oder zukünftige Forschungen zu beraten. Manchmal wünschten sie sich, ein richtiges Laboratorium zu haben, aber Pierre lag es

nicht, sich um eine entsprechende Stellung zu bemühen. Er fand auch, daß der Haushalt Marie zuviel Zeit abforderte, doch ihr bereitete es Freude, für die Familie zu sorgen.

Als sie ihre Untersuchung über die Magnetisierung gehärteten Stahls beendet hatten, wünschte Marie, eine Forschungsarbeit zu beginnen, mit der sie das Doktorat erwerben konnte. Pierre war erfreut über die Unternehmungslust seiner Frau, und sie sahen sich um auf ihrem Gebiet.

Es gab verschiedene Möglichkeiten, die höhere wissenschaftliche Qualifikation zu erwerben. Sie konnte ein Gebiet wählen, dessen Hauptwege schon erforscht waren und von dem sich ohne große Schwierigkeiten ein Nebenweg bahnen ließ. Pierre fand dies nicht interessant genug und Marie eigentlich auch nicht. Es reizte sie viel mehr, in völliges Neuland vorzustoßen. Aber dieser Weg war ungleich schwieriger, und da ihre Arbeitsbedingungen nicht sonderlich günstig waren, würden sie viel Zeit brauchen und sich anderen gegenüber benachteiligen.

Pierre erschütterte das nicht. »Wozu brauchen wir eine Kutsche?« meinte er. »Ist es nicht viel schöner und gesünder, wenn wir mit den Rädern fahren und durch die Wälder streifen? Sieh dir nur die meisten an, wenn sie vor Eitelkeit platzen und vor Geldgier und Geltungsdrang nicht schlafen können. Sie führen wohl das große Wort und gebärden sich ungeheuer wichtig, doch nichts wird von ihnen bleiben als Lärm und Gestank.«

Marie war überrascht von der Heftigkeit, mit der Pierre gesprochen hatte. Es schmerzte ihn mehr, als er zugab, daß er kein richtiges Laboratorium besaß. Und doch war er glücklich, in seinem kleinen Winkel Entdeckungen gemacht zu haben, die der große englische Gelehrte Lord Kelvin bewunderte. Leider waren diejenigen, die neues Wissen schufen, oft von denen abhängig, die Macht und Geld besaßen.

Ihre Gedanken schweiften ab. Sie mußte ein Thema finden, eine Arbeit, die ihren Neigungen entsprach, mit der sie der Natur eines ihrer Geheimnisse zu entreißen vermochte.

Im Kinderzimmer schrie Irène. Marie stand auf und deckte sie zu. »Nicht weinen«, sagte sie sanft. »Morgen müssen wir

ausgeruht sein.« Sie summt ein Lied, das sie von ihrer Mutter her kannte, bis Irène ihren Daumen in den Mund steckte und wieder einschlieft.

Um zu erfahren, welche Richtung sich einzuschlagen lohnte, durchstöberten sie noch einmal die wissenschaftlichen Zeitschriften, in denen die Gelehrten über ihre Experimente, Entdeckungen und Theorien berichteten. Dabei stieß Marie auf den Bericht des Franzosen Becquerel.

Draußen trieb der Wind die letzten Blätter von den Bäumen. Er fauchte im Kamin wie eine gereizte Katze.

Merkwürdig, von dem Salz eines seltenen Metalls, dem Uran, sollten irgendwelche Strahlen ausgehen, die man nicht sehen konnte, die aber eine photographische Platte, in die Nähe dieser Salze gebracht, belichteten, auch wenn die Platte dick in schwarzes Papier eingepackt war. Diese Strahlen durchdrangen das Papier wie Röntgenstrahlen und brachten auch ein Elektroskop zur Entladung, da sie die Luft ionisierten, leitend machten.

»Zuerst dachte ich«, schrieb Becquerel, »diese Strahlung kommt dadurch zustande, daß die Uransalze wie Phosphor Sonnenstrahlen aufnehmen und wieder abgeben. Aber die Strahlung dauert fort, auch wenn die Uransalze monatelang in einem dunklen Raum gelegen haben.«

Als Pierre von der Sitzung der Physikalischen Gesellschaft nach Hause kam, legte Marie ihm den Artikel vor und fragte ihn: »Ist dir bekannt, ob jemand Becquerels Entdeckung weiter verfolgt hat?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Pierre nachdenklich.

»Dann lies dir bitte den Bericht noch einmal durch. Ich glaube, darin steckt ein Problem.«

»Ich habe auch schon darüber nachgedacht . . . Wie geht es Irène?«

»Sie ist sanft wie ihr Vater. Komm, iß etwas.«

Pierre trank ein Glas Wein mit Wasser und sagte: »Diese verdammte Postenjägerei kann dir den Appetit verderben. Manche Leute scheinen zu nichts anderem fähig zu sein.«

Marie lachte. »Deine Offenheit werden sie nicht zu schätzen wissen.«

»Die Narren halten immer die anderen für Narren. Entschuldige, daß ich dir diesen Trödel erzähle.« Pierre tupfte sich den Mund mit der Serviette ab, half das Geschirr wegräumen, warf einen Blick ins Kinderzimmer und las den Bericht Becquerels.

»Was ist dir aufgefallen?« fragte er Marie, die ihm über die Schulter sah.

»Nichts weiter, als daß ich mich frage, woher diese Strahlen kommen. Was mag sie verursachen?«

Pierre setzte Marie auf seinen Schoß. »Du bist einfach genial«, sagte er bewundernd. »Doch, doch«, fuhr er fort, als Marie sich sträubte. »Du stellst eine Frage, die ich geschickt übergang, indem ich 'mir einfach eine Antwort zurechtlegte. Ich hielt die Strahlung für eine Atomeigenschaft des . . . , ja, das ist es. Nichts kann man darüber sagen.«

»Wenn du mich so lobst, werde ich verlegen.« Marie blickte ihn zaghaft an. »Meinst du, ich sollte die Angelegenheit untersuchen?«

»Unbedingt!« Er blickte zum Fenster. Wolkenfetzen trieben unter dem graphitgrauen Himmel dahin. »Komm«, sagte Pierre. »Sieh mal die Sterne. Wodurch wissen wir, daß sie da sind? Durch ihre Strahlen. Dumas verglich einst die Welt der Atome mit dem Sonnensystem. Vielleicht verraten sich bestimmte Atome auch nur durch ihre Strahlen?«

Marie lehnte sich an seine Schulter. »Vielleicht kommen wir dahinter.«

An den nächsten Tagen berieten sie, wie Marie ihre Arbeit anpacken sollte. »Ich möchte nicht einfach lostappen«, sagte sie. »Als wir den Mont Aigoual bestiegen, da haben wir uns den Weg und jeden Schritt genau überlegt. So möchte ich hier auch vorgehen.«

»Maß, Zahl und Gewicht sind die Hauptwaffen unserer Erkenntnis, meinte Mendelejew.«

»Daran dachte ich«, antwortete Marie. »Das wichtigste

scheint mir, daß ich von Anfang an genaue Messungen vornehme. Vielleicht kann ich die Eigenschaft der Strahlung, ein Elektroskop zu entladen, ausnutzen? Dafür brauchte ich eine sehr empfindliche Apparatur, aber woher soll ich sie nehmen?»

»Das ist doch ganz einfach«, sagte Pierre. »Wir können die Geräte und Methoden verwenden, die ich seinerzeit mit Jacques ausprobiert habe!«

Der Raum im Erdgeschoß der Schule für Physik und Chemie, in dem Marie und Pierre die Geräte zusammenbasteln und aufstellen konnten, war kühl und feucht. Am 6. Februar 1898 zeigte das Thermometer nur sechs Grad Celsius. Marie trug es wie zum Protest in ihr Arbeitsbuch ein und setzte fünf Ausrufezeichen dahinter.

Pierre blickte besorgt auf das blasse Gesicht seiner Frau. »Willst du nicht warten, bis es wärmer wird?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nun laufen die Versuche.«

Die ersten Experimente befriedigten Marie sehr. Ihre Methode zur Messung der Uranstrahlung erwies sich als zuverlässig: Sie konnte die kleinsten Elektrizitätsmengen ablesen. Nun wollte sie der ersten Frage nachgehen, ob die Strahlung eine Eigenschaft nur des einen Elements war.

»Ich habe mehrere Uranverbindungen untersucht«, sagte sie zu Pierre, der nach dem Unterricht zu ihr ins Erdgeschoß geeilt war. »Wenn alle Versuche so ausfallen, dann dürfen wir sagen, daß die Strahlung eine Eigentümlichkeit des Elements Uran ist.«

Pierre beugte sich über die Aufzeichnungen und nickte befriedigt. »Angenommen, es bleibt bei diesem Ergebnis, was dann?«

Maries Grübchen vertieften sich. »Dann untersuche ich erst einmal alle anderen Elemente. Vielleicht gibt es noch andere, die Strahlen aussenden?«

Pierre schwenkte die Annalen der Chemie durch die Luft, sprang die Treppen hinunter und öffnete die Tür zu Maries Laboratorium, um ihr von großen Entdeckungen zu berichten,

die in anderen Ländern gemacht worden waren. Doch er sah vergeblich nach seiner Frau. »Marie?«

Noch nie war Pierre der Raum mit den gestapelten Geräten und den Maschinen im Hintergrund so düster vorgekommen. Die Apparate standen herum, die Gläser und Schalen mit chemischen Elementen und ihren Verbindungen lagen auf den Regalen. Während er noch angestrengt überlegte, wohin seine Frau gegangen sein mochte, hallten ihre Schritte durch den Gang.

»Marie!« Ihr Gesicht war gerötet, ihre Augen leuchteten froh. »Wo warst du denn?«

»Ach, ich hatte Angst um Irène. Da bin ich schnell in den Park gerannt. Ist alles in Ordnung.« Sie atmete tief und zog den Kittel an.

Der Raum belebte sich, und Pierre wunderte sich über die Veränderung des ungemütlichen Zimmers. »Wie viele Elemente hast du jetzt untersucht?«

»Fast alle bekannten, siebenundsechzig, glaube ich.«

Pierre reichte ihr die Zeitschrift. »Du mußt noch ein paar mehr untersuchen. Hier«, er deutete auf das Blatt, »Ramsay, Travers und Rayleigh haben fünf neue Elemente entdeckt: Helium, Neon, Xenon, Argon, Krypton.«

»Das ist schön«, antwortete Marie. »Lese ich heute abend. Ich habe aber auch etwas entdeckt.« Sie machte eine Pause und sah Pierre herausfordernd an. »Es gibt noch ein zweites Element, das Strahlen aussendet: Thorium. Bei allen anderen war nichts.«

»Das ist wirklich eine Entdeckung.« Pierre umfaßte ihre Schultern. »Das hat noch niemand gewußt. Du bist die erste.«

»Und du der zweite.« Marie gab ihm einen Kuß.

»Hör zu«, Pierre nahm ein Stück Kreide und schrieb die Namen der Elemente untereinander ans Fenster. »Wir kennen jetzt zwei Elemente, die sich von allen anderen dadurch unterscheiden, daß sie Strahlen aussenden. Für diese besondere Eigenschaft fehlt uns eine Bezeichnung. Fällt dir nichts ein?«

Marie betrachtete die Fensterscheibe. Dann blickte sie zu Pierre und sagte, zufrieden lachend: »Ich finde, daß deine Augen auch Strahlen aussenden. Warum sagen wir nicht ein-

fach Strahlungstätigkeit oder lateinisch Radioaktivität. Klingt doch ganz gut?»

Die Klingel ertönte. »Du mußt zum Unterricht.«

Pierre nickte abwesend und verließ den Raum, er kam jedoch noch einmal zurück und sagte: »Radioaktivität! Der Begriff gefällt mir.«

Der Frühlingssturm brauste über die Stadt. Er warf sich gegen das Fort du Mont Valérien, rollte über den Bois de Boulogne, jagte ein Stück die Seine entlang, wurde von den Bergmassiven südlich und östlich der Stadt zurückgeworfen und wirbelte nun wie toll über die Dächer und Plätze.

Eng zusammengedrückt und vom Wind getrieben, überquerten Marie und Pierre den Boulevard Arago. Sie folgten weiter der Avenue de Gobelins, gingen um den Place d'Italie zur Avenue d'Italie, die auf den Boulevard Kellermann stieß. Jetzt mußten sie sich gegen den Wind stemmen, der ihnen Regengestreifen ins Gesicht trieb. Dennoch bedauerten sie, ihr Haus schon zu erreichen. Sie waren von den letzten Untersuchungsergebnissen Maries so aufgewühlt, daß ihnen der Sturm gerade recht war.

Marie hatte noch die letzten bekannten Elemente untersucht, ohne etwas zu finden. Nur Uran und Thorium wiesen die Radioaktivität auf, und je mehr Uran oder Thorium in einem Mineral enthalten war, desto größer erwies sie sich.

Ermüdet von den Messungen und um auf Pierre zu warten, war Marie in den ersten Stock gegangen. Eine Tür stand offen, sie führte in das Mineralienkabinett. Angezogen von den bizarr geformten Steinen mit den rauhen oder glatten Bruchstellen, den bunten Linien und Punkten, war Marie von Vitrine zu Vitrine geschlendert.

Ob unter diesen Mineralien auch welche waren, die die geheimnisvollen Strahlen aussandten? Sie brauchte sie nur unter ihren Apparat zu legen. Zeigte sich ein Mineral radioaktiv, dann konnte sie jetzt mit Sicherheit sagen, daß es Uran oder Thorium enthielt. Sie hatte für diese beiden Elemente eine neue Art von Analyse entdeckt.

Pierre war sehr mit ihrem Vorschlag einverstanden gewesen. Der Direktor erlaubte ihm und Marie, die Steine zu untersuchen. Ein Mineral nach dem anderen kam unter den Apparat. Die meisten Steine brachte Marie gleich in die Vitrinen zurück, nur die radioaktiven behielt sie bei sich. Wenn ihr Verfahren stimmte, mußte in diesen Mineralien durch chemische Analyse Uran oder Thorium nachzuweisen sein. Und in der Tat, jedesmal fand sie das Gesuchte.

Als Marie aber ihre Aufzeichnungen betrachtete, stutzte sie verwundert, denn irgend etwas schien nicht zu stimmen. In einem Mineral hatte sie doppelt soviel Uran gefunden wie in einem anderen, aber die Strahlungsintensität war genau entgegengesetzt. Sie verglich andere Werte und fand ebensolche Unstimmigkeiten.

Wahrscheinlich waren ihr Fehler unterlaufen, Fehler bei den Messungen oder Fehler bei den Analysen. Nein, so etwas, da hatte sie sich schon über die Ergebnisse gefreut, und nun fing sie wieder von vorn an.

»Mach dir nur keine Sorgen«, tröstete sie Pierre. »Wie oft mußten die Atomgewichte der Elemente korrigiert werden! Den größten Meistern der Analyse unterliefen Fehler.«

Marie mußte sich zur Ruhe zwingen, um nicht in Gefahr zu geraten, durch Hast noch größere Fehler heraufzubeschwören. Sie legte sogar ihre Aufzeichnungen zur Seite, um sich nicht von den einmal erzielten Ergebnissen verleiten zu lassen, und trug jede Messung in ein neues Buch ein.

Als sie aber ihre ersten und zweiten Aufzeichnungen miteinander verglich, sah sie, daß sich nichts, absolut nichts geändert hatte. Bei den Messungen lag der Fehler also nicht.

Eigentlich freute sie sich darüber. Aber dann mußten ja alle chemischen Analysen falsch sein. Sie war sehr unzufrieden mit sich. Das war ihr früher nicht passiert.

Ein wenig unlustig, doch mit äußerster Präzision bestimmte sie erneut die Mengen Uran oder Thorium der einzelnen Minerale. Wieder hatte sie die alten Aufzeichnungen beiseite gelegt. Einige Ergebnisse jedoch, die sie noch in Erinnerung hatte, verwirrten sie. Sie mußte doch andere Werte finden, aber bei

einigen schien sich nichts geändert zu haben. Sie wappnete sich schon gegen Enttäuschung. Es waren ihr bestimmt wieder Fehler unterlaufen! Und sie traute sich kaum, in ihre alten Aufzeichnungen zu blicken. Es war zum Verzweifeln!

Ihre Finger glitten ganz gegen ihre Gewohnheit unter den Zahlen entlang. Nach der dritten Reihe verschwammen sie ihr vor den Augen. Sie mußte sich setzen.

Pierre fand sie schlafend am Tisch, noch weiß vor Erschöpfung. Er betrachtete die Aufzeichnungen und legte seine Hand auf ihr Haar. »Marie!«

Sie richtete sich verstört auf, und Pierre schloß sie in die Arme.

Auf dem Weg in ein Café sagte er: »Ich bin überzeugt, daß deine Ergebnisse stimmen.« Als Marie hilflos die Schultern hob, fuhr Pierre fort: »Nehmen wir an, daß deine Ergebnisse stimmen, und versuchen wir, sie von diesem ungewohnten Blickpunkt aus zu überdenken.«

»Dann stehen wir vor einem Rätsel.«

»Dieses Rätsel wäre die Tatsache, daß die Radioaktivität nicht dem Gehalt an Uran oder Thorium entsprechen muß.«

Maries Gesicht belebte sich. »Ja, genau das ist es.« Sie suchte nach Worten. »Die Radioaktivität der von mir untersuchten Minerale ist stärker, als sie nach dem Gehalt an Uran oder Thorium sein könnte.«

Sie betraten das kleine Café, und nachdem Pierre Mokka bestellt hatte, sagte er: »Nehmen wir an, die Radioaktivität muß nicht dem Gehalt an Uran oder Thorium entsprechen, was dann?«

Marie nahm seine Hand. »Am interessantesten ist die Pechblende. Sie strahlt viermal stärker als Uranoxid, das in ihr zu achtzig Prozent enthalten ist.«

Pierre trank die zweite Tasse Mokka aus. »Das ist eine verrückte Geschichte. Woher mag diese starke Radioaktivität nur kommen?«

Pierre zahlte, half Marie in den Mantel und führte sie auf die Straße. Der Wind sprang sie an. Sie hakten sich ein und gingen nach Hause, jeder in seine Gedanken vertieft.

Vor dem Gartentor blieb Marie stehen. »Pierre!« rief sie, »ich glaube, in der Pechblende steckt noch ein – unbekanntes Element!«

»Ein – unbekanntes . . .?« Pierre drückte sie an sich. »Woher willst du das wissen?«

»Von der Radioaktivität.«

Pierres Augen blitzten auf. Er hob Marie auf den Arm und trug sie ins Haus.

Großvater Curie stürzte ihnen entgegen. »Ist was passiert?« Er sah besorgt von einem zum anderen, doch seine Kinder wischten sich den Regen aus dem Gesicht und lachten übermütig.

»Komm, laß dir erzählen«, sagte Pierre und schob seinen verdutzten Vater ins Zimmer. »Paß mal auf. Als Robert Koch nach der Ursache der Schwindsucht suchte, fand er den Tuberkelbazillus. Nun setz mal an die Stelle der Schwindsucht die Radioaktivität. Wir kennen allerdings schon zwei ›Bazillenarten‹: Uran und Thorium. Aber es gibt Stoffe, die strahlen stärker. Was schließt du daraus?«

Der Vater dachte ans Essen und brummte: »Vielleicht sitzen da mehr Bazillen auf einem Haufen.«

»Mehr Bazillen?« Pierre schüttelte den Kopf. »Das geht nicht. Ich meine, in der Physik. Also, Marie denkt, daß es vielleicht noch eine dritte Art von ›Bazillus‹ gibt, ein drittes Element, das die größere Radioaktivität verursacht.«

Der Vater blickte auf Marie, blickte auf Pierre, schüttelte den Kopf und sagte: »Nun wollt ihr das mysteriöse Element suchen?«

»Ja, mein Vater«, antwortete Pierre fröhlich.

»Aber heute nicht mehr«, sagte der Vater streng. »Jetzt wird gegessen.«

Marie und Pierre konnten nicht einschlafen und berieten die neuen Arbeiten. »Ich fasse mal zusammen, Pierre. Wir werden also zuerst die Pechblende mit chemischen Mitteln aufschließen und dann die jeweiligen Produkte auf ihre Radioaktivität untersuchen. Diejenigen Produkte, die am stärksten strahlen,

werden weiter aufgeschlossen, bis, ja, bis wir mit Sicherheit sagen können, ob es das neue Element wirklich gibt.«

»Alles klar, Liebste, aber wie willst du das neue Element nennen?« fragte Pierre und reckte sich, daß die Bettstelle knarrte.

»Sollen wir das Kind schon taufen, bevor es geboren ist?«

»Warum nicht, vielleicht kommt es dann leichter zur Welt.«

Marie überlegte. Boisbaudran nannte das Element, das er entdeckt hatte, nach seiner Heimat Gallium, ebenso verfuhr der Schwede Nilson mit dem Scandium und der Deutsche Clemens Winkler mit dem Germanium. Ramsay, Travers und Rayleigh waren bei der Namensgebung wie viele andere von einer wichtigen Eigenschaft des Elements ausgegangen, was Marie eigentlich besser zusagte. Aber dann dachte sie an ihre unterdrückte Heimat und an den Kampf ihrer Landsleute und sagte: »Polonium möchte ich es nennen.«

Pierre beugte sich über Marie und küßte sie. »Einmal möchte ich deine Heimat kennenlernen, Liebes. Ich glaube, es wird mir dort gut gefallen, aber nicht besser, als du mir gefällst. Wirst du mich führen?«

»Ich würde sehr glücklich sein«, flüsterte Marie, »aber nicht mehr als jetzt in deinen Armen.«

Anfang Juli drang die Hitze auch in Maries und Pierres Laboratorium. Marie räumte auf, während Pierre einen Bericht über ihre Untersuchungsergebnisse aufsetzte. Als er den Kopf hob, beugte sich Marie über Pierres Schultern und las:

». . . Wir sind der Meinung, daß die Substanz, die wir aus der Pechblende gewonnen haben, ein noch nicht beschriebenes Metall enthält, das durch seine analytischen Eigenschaften dem Wismut verwandt ist. Wenn das Vorhandensein dieses neuen Metalls sich bestätigen sollte, schlagen wir vor, es nach der Herkunft des einen von uns ›Polonium‹ zu nennen.«

Marie legte ihre Hand auf seine Schulter. »Das hast du schön gesagt, Pierre. Ich möchte es aber noch einmal abschreiben und Joseph Boguski schicken, meinem Vetter in Warschau, der das Museum für Industrie und Landwirtschaft leitet.«

»Da, wo du deine ersten Experimente gemacht hast!«

»Ja. Vielleicht kann er es veröffentlichen?«

»Du denkst auch an alles!« sagte Pierre stolz. »Aber nun Schluß. Das Hochland der Auvergne erwartet uns. Die Räder sind gesattelt. Du hast die Luft und die Sonne dringend nötig.«

»... Irène macht ›danke‹ mit der Hand. Sie geht schon sehr gut auf allen vieren und sagt ›Gogli, gogli, go‹. Am liebsten sitzt sie auf einer Decke im Gras. Sie wälzt sich in der Sonne, steht auf, eine halbe Minute – fällt um und wälzt sich wieder. Seit drei Tagen wird sie im Bach gebadet. Sie schreit, aber heute war sie ruhig und hat im Wasser herumgeplansch. Sie spielt gern mit der Katze und folgt ihr mit Geschrei. Vor Fremden fürchtet sie sich nicht mehr. Sie singt viel und steigt auf den Tisch, wenn sie in ihrem Sessel sitzt.« Marie warf noch einen Blick ins Tagebuch, klappte es zu und steckte es in ihre Tasche.

Die Fenster waren geöffnet. Die Luft über dem weiten Hochplateau der Auvergne war kristallklar und erinnerte Marie an die Karpaten. Den nächsten Sommer wollten sie dort mit Bronia, Kasimir und Töchterchen Lou verbringen. Schade, daß die Dluskis Paris verlassen wollten. Sie würden ihnen sehr fehlen.

Marie beugte sich aus dem Fenster. Unter ihr fiel der Garten sanft ab bis zu dem Bach, in dem sie badeten. Das Wasser kam ihnen ganz hell vor und sprudelnd frisch wie Sekt. Hinter dem Bach stiegen die Wiesen und Felder in weichen Wellen gegen den Wald. Fern am Horizont und nur bei klarem Wetter leuchteten die Berge der Cevennen.

Pierre kam den Trampelpfad hinuntergefahren. Er sah Marie und winkte ihr mit einem riesigen Strauß Feldblumen. Besorgt sah sich Marie im Zimmer um, denn sämtliche Gefäße waren schon mit Blumen gefüllt. Aber die Bäuerin fand für die Frau Professor immer noch einen Krug.

Am nächsten Tag – Marie und Pierre lagen mit Irène auf der Wiese und sprachen über eine Tagestour mit dem Rad – rollte eine Kutsche in den Hof.

Die Bäuerin band ihre Schürze ab und ging mißtrauisch auf den vornehmen Herrn zu, der vom Kutschbock sprang. »Ich heiße Jacques Curie. Wohnt mein Bruder hier?«

Das Gesicht der Bäuerin erhellte sich. Es sah aus, als wollte sie Jacques umarmen, doch sie gab ihm nur den kleinen Finger. »Das ist aber eine Freude, gnädiger Herr. Da werden Ihre Geschwister aber überrascht sein. Wir erwarten Sie nämlich erst morgen. Aber Ihr Zimmer ist schon fertig. Ich werde nur noch schnell einmal Staub wischen.« Sie drehte sich um und ging flink ins Haus. »Die Herrschaften sind auf der Wiese!« rief sie noch, bevor sie in der Tür verschwand.

Pierre hörte die Schritte zuerst, doch er sagte kein Wort. Jacques nickte ihm zu und tippte Marie auf die Schulter. Sie schnellte herum. »Jacques!«

»Marie!«

»Pst.« Sie legte den Finger über die Lippen. »Irène ist gerade eingeschlafen.«

»Sieht niedlich aus«, flüsterte Jacques und beugte sich über das Mädchen.

»Hat den sechsten Zahn bekommen«, sagte Pierre.

Jacques legte sich auf den Bauch, stützte den Kopf in die Hände und musterte die beiden. »Habt euch gut erholt«, brummte er zufrieden. »Meine Lieben kommen morgen nach. Bleiben eine Woche, einverstanden?«

»Solange es euch gefällt«, antwortete Marie.

»Euer Polonium hat Aufsehen erregt«, wechselte Jacques unvermittelt das Thema. »Hast eine tolle Frau, alter Junge!«

Marie rupfte Gras ab und ließ es über Jacques Kopf fallen.

»Das Tollste kommt noch«, brummte Pierre.

Jacques richtete sich erstaunt auf und forschte in ihren Gesichtern. »Nun erzählt schon, oder wollt ihr mich foltern?«

Pierre holte tief Luft, sagte aber so leichthin wie möglich: »Es gibt noch eine radioaktive Substanz in der Pechblende.«

»Donnerwetter!« Jacques setzte sich. »Warum habt ihr noch nichts darüber mitgeteilt?«

»Muß noch genauer untersucht werden«, erwiderte Marie.

Wind kam auf. Die Sonne verschwand hinter einer Gewitterwand. Sturmböen jagten heran.

»Kommt!« rief Marie. »Wir tragen Irène in der Decke.«

Als sie das Haus erreichten, klatschten dicke Regentropfen auf den Boden. Grelle Blitze zuckten durch die Dämmerung. Hühner flatterten verstört über den Hof. Im Westen brannte der Himmel schwefelgelb. Über ihnen hingen bleischwere Wolken.

Die Bauersleute standen auf der Diele und beteten. Sie merkten nicht, daß die Curies die Treppe hochstiegen.

»Gute Leute«, sagte Pierre.

Jacques zeigte vom Flurfenster auf den Kirchturm. »Ein Blitzableiter wäre besser.«

Jacques entkorkte eine Flasche Haut-Sauternes und füllte die Gläser. »Ich trinke auf eure Entdeckung.« Er hob das Glas.

Der Donner rollte durch das Tal. Blitze erhellten für Sekunden das halbdunkle Zimmer.

»Das Polonium existiert natürlich vorläufig nur in eurer Phantasie«, sagte Jacques. »Noch gilt die Strahlung nicht als Beweis für die Existenz eines Elements.« Er trank einen Schluck: »Versetzt euch in die Lage eines Physikers. Wie soll er mit seinen bisherigen Theorien erklären, daß ein Stoff ununterbrochen Energie in Form von Strahlen abgibt? Was wird der Chemiker sagen? Ein neuer Grundstoff? Wo ist er? Ich sehe ihn nicht. Ich rieche ihn nicht. Ich schmecke ihn nicht. Also, wo ist er?«

Marie blickte zu Pierre, der gleichmütig Jacques' Worten gefolgt war, und entgegnete:

»Als Kopernikus das ptolemäische Weltsystem kritisierte und ein besseres vorschlug, waren die meisten gegen ihn. Das erwidern wir dem Physiker. Dem Chemiker werden wir sagen, gedulde dich etwas, du bekommst den Beweis noch in der Art, wie du gewöhnt bist.«

»Alles gut und schön!« rief Jacques. »Mich brauchst du nicht zu überzeugen. Aber ich kenne im Augenblick keinen einzigen

außer mir, der eure Annahme nicht für gewagt und eure Mit-
teilung nicht für verfrüht ansieht.«

Marie strich ihre Haare zurück. »Es ist gut, daß du uns da-
von unterrichtest, Jacques. Auf diese Weise werden uns die
Schwierigkeiten nicht überrumpeln.«

»Gut, das wollte ich.« Jacques atmete hörbar aus. »Nun er-
zählt mir von eurem zweiten Element.«

»Wir haben zwei Stoffe in der Pechblende gewonnen«, be-
gann Marie. »Der eine enthält überwiegend Wismut, der an-
dere überwiegend Barium. Von beiden Stoffgemischen gehen
die Strahlen aus. Bisher haben wir nur das Wismutgemisch ge-
nauer untersucht. Das Ergebnis kennst du: Es enthält Polo-
nium. Nach den Ferien kommt das Bariumgemisch an die
Reihe. Wir sind schon gespannt.«

Die Gewitterwand hing an den Cevennen, die letzten Regen-
schleier zogen ab. Frische, würzig feuchte Luft drang ins Zim-
mer. Im Westen brach die Sonne durch. Ein mächtiger Regen-
bogen spannte sich über dem Land.

Maries Augen glänzten. Jacques lächelte ihr zu. Er war
froh, daß Pierre sie gefunden hatte. »Auf euer zweites Ele-
ment«, sagte er und trank sein Glas leer.

Im September verließ Bronia mit ihrer Familie Paris. »Macht's
gut, ihr Lieben!« Dr. Kasimir Dluski umarmte Marie, schüt-
telte Pierre die Hand, klopfte ihm auf die Schulter und stieg
in den Zug. Bronia küßte die Schwester, wandte sich schnell
ab und folgte ihrem Mann.

»Noch zwei Minuten!« rief Lou. Ihre blaugrünen Augen
strahlten, und sie schwenkte ihre Puppe aus dem Fenster, als
könnte sie dadurch die Abfahrt beschleunigen.

»Bis zum nächsten Jahr«, sagte Bronia, um den Abschieds-
schmerz hinwegzustreichen.

»Im Juli«, bestätigte Pierre. »Ich freue mich sehr.«

»Was macht denn euer Bariumgemisch?« fragte Kasimir.

»Enthält einen neuen Grundstoff: Radium.«

»Hab' ich's nicht gesagt«, wandte sich Kasimir an Bronia.
»Eine große Entdeckung.«

Pierre legte seinen Arm um seine Frau. »Für mich bleibt Marie die größte Entdeckung.«

Die Lokomotive piff. Dampf wuppte aus dem Schornstein, zischte durch die Ventile. Langsam bewegten sich die Pleuelstangen, die Räder, der Zug ruckte an.

»Er fährt! Er fährt!« jubelte Lou.

Marie und Pierre gingen neben dem Wagen her, schüttelten abwechselnd die Hände von Bronia und Kasimir, bis sie ihnen entglitten. Dicht aneinandergelehnt standen sie und winkten noch, als der letzte Wagen die Halle verließ.

»Haben Sie schon die Berichte gelesen, Herr Kollege?« Ein kleiner Herr mit spitz hervortretendem Bauch griff nach seinem Hut.

»Ziemlich dick fürs Jahresende«, antwortete der Angesprochene, der sehr groß und hager wirkte und sich vergeblich bemühte, die Hände in die Ärmel seines Mantels zu stecken.

»Ich finde es sehr gewagt«, fuhr der Dicke fort.

»Bei Herrn Curie kein Wunder. Ziemlich unkollegial. Seit er die Frau hat, sieht man ihn überhaupt nicht mehr.«

»Um den persönlichen Kram kümmere ich mich nicht«, warf ein breitschultriger, untersetzter Herr mit Glatze ein. »Aber als Chemiker verlange ich Beweise und keine Behauptungen. Strahlen! Strahlen! Radium, das strahlende Element! Haben Sie es schon gesehen? Aber die Herrschaften Curie und ihr neuerlicher Mitarbeiter, Herr Bémont, schreiben – ich zitiere: ›Die neue radioaktive Substanz enthält bestimmt einen sehr starken Anteil an Barium. Trotzdem ist die Radioaktivität erheblich. Die Radioaktivität des Radiums muß also ungeheuer sein.‹ Mir ist etwas ganz anderes ungeheuer«, fuhr der Chemiker fort, »wo zum Teufel das Radium sein soll? Kein Atomgewicht, keine Verbindung, nichts, absolut nichts, nur Strahlen!« Er schwenkte den Bericht durch die Luft, drückte seinen Hut in die Stirn, sagte »Mahlzeit« und verließ das Sitzungszimmer. Sein Gesicht war sehr rot.

»Nun ja«, spottete der Hagere, »die Chemiker hauen heutzutage gewaltig auf die Pauke. Aber recht hat er natürlich.«

»Ehrlich gesagt«, wisperte ein Greis mit schlohweißer Mähne, »wenn die Entdeckung stimmt, dann müssen wir Physiker allesamt umlernen. Na, bis dahin bin ich Gott sei Dank tot.« Er nickte den Kollegen freundlich zu und fragte den Hageren: »Würden Sie so freundlich sein und mir in den Mantel...« Er verschluckte das letzte Wort, nahm seinen Stock und humpelte aus der Tür.

»Wir und umlernen.« Der Hagere lachte meckernd. »Unsere Physik ist auf Felsen gebaut. Eher geht die Welt aus den Angeln!« Er blickte triumphierend in die Runde. »Also dann, meine Herren, ich empfehle mich.«

»Guten Rutsch ins neue Jahr!« rief ihm der Dicke nach und verschwand auf der Toilette.

»Noch eine Stunde, dann geht das Entdeckerjahr zu Ende, euer Jahr!« Pierres Vater erhob sich. »Kinder, ich bin tatsächlich stolz auf euch. Aber das schönste ist, daß ihr euch versteht. Es war mit Mutter nicht anders.« Sie stießen an und tranken einen kräftigen Schluck.

»Wollt ihr nicht mal meine Früchte probieren?« Marie stellte eine Schüssel mit Erdbeeren, die sie eingekocht hatte, auf den Tisch.

»Übrigens, die Hähnchen schmeckten vorzüglich«, brummte der Vater und füllte seine Kompottschale. »Mutter hatte Sorgen, daß Marie nicht kochen könnte. Aber daß du es so gut lernen würdest, hätte ich auch nicht gedacht.« Er probierte die Erdbeeren und nickte zufrieden. »Sie macht nichts nach Gutedünken. Alles mit der Wissenschaft: ein Tagebuch fürs Labor, eines für Irène, eines für Gerichte und Einzukochendes, eins für die Einnahmen und Ausgaben. Maß, Zahl und Gewicht halten den Haushalt zusammen!«

Sie lachten, und der Vater, einmal in Schwung, rief: »Nun trinken wir auf Vater Sklodowski, auf Joseph, Hela, Bronia und ihre Kinder, auf Jacques und seine Familie. Sie leben hoch!«

Pierre schenkte nach. »Ein Schluck Sekt prickelt gut, zwei Schluck prickeln besser, und drei Schluck...«

»Merkt man nicht mehr«, sagte Marie lachend und hob ihr Glas.

Der Vater setzte sich zurecht. »Ihr erinnert mich an was. Mit euren Strahlen habt ihr nämlich die Spiritisten in Schwung gebracht. Da waren schon mehrere Herren hier, um euch zu ihren Sitzungen einzuladen. Komische Figuren, kann ich euch sagen, allesamt mit 'nem Tick. Also, die sehen in der Radioaktivität, in den Strahlen, so etwas wie eine Geistersprache. Mit dem Radium wollen die ihre Geister beschwören. Stellt euch das vor!« Der Arzt schüttelte sich. »In zwei Jahren beginnt das zwanzigste Jahrhundert, und die wollen Geister beschwören! Ha! Ha! Ha!« Er lachte schallend, daß Pierre die Hände hob und auf die Tür zum Kinderzimmer zeigte.

»Der fünfzehnte Zahn kommt«, flüsterte Marie. »Hoffentlich schläft sie durch.«

Der Großvater seufzte. »Ich würde gern eine ganze Woche wach bleiben, wenn ich dafür ein paar neue Zähne bekommen könnte. Der Weise wird im Alter bescheiden.«

»Wenn wir dich nicht hätten, Pa, könnten wir nicht so arbeiten.« Marie hob ihr Glas. »Auf deine Gesundheit, Pa!«

Der Vater setzte das Glas langsam auf den Tisch. »Wie wollt ihr jetzt weitermachen?«

»Wir müssen unsere Entdeckungen so beweisen, daß niemand mehr daran zweifeln kann«, antwortete Pierre. »Wir müssen Polonium oder Radium rein oder in einer eindeutigen chemischen Verbindung herstellen.«

»Mit dem Radium werden wir beginnen«, ergänzte Marie. »Es strahlt viel stärker als das Polonium. Möglicherweise finden wir es schneller.«

»Woher nehmt ihr den Rohstoff, die Pechblende? Kostet doch allerhand Geld.«

»Keine Ahnung«, sagte Pierre. »Forschungsgelder kriegen wir nicht.«

Dr. Curies Augen blitzten zornig. »Für jeden Scheißdreck schmeißen sie Geld aus dem Fenster, wenn es die Herrschaften für wichtig halten. Aber wenn du als einfacher Bürger kommst, dann heißt es: Haben Sie Empfehlungen? Haben Sie Bürgschaf-

ten? Von wem kommen Sie? Aber für die Sache selbst interessieren sich die Würdenträger nicht. Entschuldigt. Besser, es rutschte noch ins alte Jahr.«

»Sagt mal«, fragte Marie, »aus der Pechblende holen sie doch nur das Uran heraus. Was machen die Werke mit den Rückständen?«

»Keine Ahnung«, antwortete Pierre.

»Auf die Halden natürlich, wohin denn sonst!« rief der Vater.

»Ob die Rückstände viel kosten?« fragte Marie.

»Ach wo, sind doch Abfälle, liegen einfach herum. Ihr kennt doch Bergwerke.«

Pierre biß auf seinen Zeigefinger und betrachtete Marie. »Jetzt weiß ich, worauf du hinaus willst. In den Abfällen müßte das Radium auch stecken. Stimmt's?«

Marie senkte die Augen. »Ob uns die Bergwerke zu Joachimsthal einen Waggon voll überlassen?«

»Die sind froh, wenn sie das Zeug los sind!« rief der Vater.

Pierre legte Holz in den Kamin und fachte die Glut an. Die Flammen zuckten hoch, schlugen um die Buchen- und Kiefernseite, sprengten sie krachend auf und lösten die würzigen Harze aus ihren Verbindungen.

»Deine Stirn ist ganz verrußt«, Marie reichte ihm einen Spiegel. »Nicht mit dem Ärmel«, tadelte sie, doch es war schon zu spät.

»Das macht er ganz unabsichtlich«, bemerkte der Vater. »Er hat bestimmt daran gedacht, wie er die Abfälle hierherbekommt. Neulich, als du den Fisch so wunderbar gebacken hattest, wußte er hinterher nicht einmal, was er gegessen hatte.«

Pierre kehrte aus der Küche zurück. »Alles wieder in Ordnung? Trinken wir auf die Entdeckung des Rohstoffes! Das war ein wunderbarer Einfall.«

Ihre Blicke wanderten immer häufiger zur Uhr, die unermüdlich in den Raum tickte. »Es ist schon später, als du denkst, lautet ein chinesisches Sprichwort.« Pierre betrachtete die Flammen. »Ich bin immer zu langsam.«

Marie legte ihre Hand auf seinen Arm.

Der Vater erhob sich. »Ich stell' mal die Flasche bereit. Noch fünf Minuten.« Als er zurückkehrte, sagte er: »Eine Frage habe ich noch fürs alte Jahr. Bekommt ihr ein Laboratorium?«

Pierre richtete sich auf. »Die Sorbonne hat nichts für uns.«

»Dann will ich euch auch sagen, warum.« Der Vater stützte sich auf die Stuhllehne. »Ihr seid Außenseiter für die Herrschaften, und sie fürchten, daß ihr sie in den Schatten stellt. Soll ich mit Brisson reden?«

»Bitte nicht«, Pierre wehrte ab. »Ich habe mit Schützenberger gesprochen. Du kennst den alten Seziersaal hinter der Schule. Er ist leer und schon ein bißchen verfallen. Da können wir 'rein.«

»Na, das ist nicht sehr schön.« Dr. Curie betrachtete Maries schmal gewordenes Gesicht. »Einige Monate mag es vielleicht gehen.«

»Schützenberger meint«, sagte Marie, »im Sommer glühend heiß, im Winter eiskalt. Das Dach ist undicht. Hoffentlich wird es ein regenarmes Jahr.« Sie lachte.

Pierre war unzufrieden. Er hatte gehofft, Marie bessere Arbeitsmöglichkeiten bieten zu können. Marie merkte es sofort und ging ans Fenster. »Wollen wir hinaussehen?«

Pierre und sein Vater standen auf.

»Nehmt eure Gläser.« Großvater Curie blickte in die Runde. »Noch eine Minute. Ihr werdet es schaffen. Auf das Jahr achtzehnhundertachtundneunzig!«

Die Uhr schlug zwölfmal. Stimmen und Rufe drangen durch die frostklare Nacht. Die Glocken der Kirchen läuteten schwer und voll.

»Erlauben, daß ich Eurer Exzellenz noch eine belanglose Sache vorlege?« Der Sekretär beugte sich vor. Sein schmales Gesicht war unbewegt, es wirkte blaß in dem gedämpften Licht des weiten Zimmers.

»Was haben Sie denn noch?« Der Minister sah auf seine vergoldete Uhr, die auf dem spiegelblanken Schreibtisch stand.

»Herr Professor Suesß von unserer Akademie der Wissen-

schaften bittet die Regierung seiner Königlich-Kaiserlichen Majestät, dem französischen Wissenschaftler Curie einige Tonnen Rückstände zu überlassen, die in unseren Bergwerken zu Joachimsthal bei der Produktion des Urans anfallen.«

Der Minister erhob sich gemächlich. »Was ist das für ein Zeug? Hat es einen Wert?«

»Nicht den geringsten, Eure Exzellenz.« Der Sekretär reichte dem Minister die Handschuhe.

»Und wozu braucht der Franzos' diese Abfälle?« Der Minister steckte eine Zigarre in den Mund, biß die Spitze ab und spuckte sie zur Seite.

»Für wissenschaftliche Untersuchungen, schreibt Professor Sueß.«

»A so, um so 'n bisschen herumzuexperimentieren.« Der Minister lachte und der Sekretär auch, nur etwas leiser und eine Sekunde weniger als Seine Exzellenz.

»Na, wenn's unbedingt die Abfälle von Joachimsthal sein müssen. Es steckt doch nichts dahinter? Eine Firma, die was dran verdient?«

Der Sekretär zündete ein Streichholz an. »Unsere Nachforschungen ergaben keinerlei Verdacht.«

Die Zigarre brannte. Aromatische Wölkchen stiegen auf. Die Glocken vom Stephansdom schlugen die Mittagsstunde. »Meinetwegen soll er's haben, der Franzos'. Aber für 'n Transport möcht er selbst aufkommen.«

Die Worte hallten in dem Raum, während die Schritte auf dem Asphaltboden kaum zu hören waren. »Wenn die Fenster geputzt sind, Pierre, werden wir viel Licht haben.« Maries Blicke schweiften durch den Hangar.

»Hier, das Wasser ist gefroren.« Pierre hob eine verrostete Blechbüchse auf und sah hoch zum Glasdach. »Scheint von oben gekommen zu sein.«

»Wenn's taut, passen wir auf, wo es tropft.« Marie drehte sich herum. »Ich find' es ganz hübsch hier. Vier Tische, zwei Stühle, zwei Regale und ein Ofen. Sieh mal, das lange Rohr mit der Rundung, direkt zum Durchspringen.« Sie lachte. »Ob

der Ofen den Raum erwärmt?» Marie öffnete die Feuerungstür. »Steckt voller Papier.«

Pierre brannte ein Streichholz an. Die Flammen loderten wild durch das Rohr. »Ziehen tut er jedenfalls.«

Marie hielt die Hand an das Blech. »Wird schon warm. Probier mal. Fein, hier kann ich sogar Tee kochen, vielleicht auch ein einfaches Gericht.«

Pierre legte seinen Arm um ihre Schultern und ergriff ihre Hand. »Wird es gehen?« fragte er, und als sie nickte, fuhr er fort: »Ich hatte Angst, dir den Schuppen zu zeigen.«

Monsieur Petit, Laboratoriumsdiener der Schule für Physik und Chemie, schnaufte auf den Hangar zu. Er trug eine Holzwanne vor dem Bauch, in der Eimer und Schalen durcheinanderlagen. Geschickt schob er sie und sich durch die geöffnete Tür des Schuppens, ohne anzustoßen. Er hielt die Luft an, daß sein Gesicht puterrot anlief, und setzte die Wanne sanft auf den Boden.

Marie, die am Fenster saß und ein Elektroskop prüfte, hörte ihn nicht. Erst nachdem sich Monsieur Petit ein zweites Mal und laut geräuspert hatte, wandte sie den Kopf. »Mehr ist nicht, liebe Frau. Wohin soll ich's stellen?«

»Dort unters Fenster, bitte, Monsieur Petit. Ich danke Ihnen.«

Monsieur Petit richtete sich auf. Seine schwarzen Augen funkelten unternehmungslustig, sein schon ergrauter Schnurrbart zuckte. »Wenn ich Zeit habe, helfe ich Ihnen gern, Madame Curie. Hab's Ihrem Gatten schon gesagt. Bin auch neugierig, ob Sie das Radium finden. Gönn's Ihnen sehr, denn die anderen, die darüber lachen, möchten's lieber über sich selbst tun.«

Nachdem Marie den Hangar eingerichtet und Pierre einen prüfenden Blick auf die Anordnung der Geräte, Gefäße und Schmelzöfen geworfen hatte, strich er ihr anerkennend über die widerspenstigen Locken. »Das hast du wirklich fein gemacht, Marie. Nun fehlt nur noch das Material. Wenn Sueß richtig unterrichtet war, ist es vor vier Wochen verladen worden.«

Eilige Schritte näherten sich dem Hangar. Monsieur Petit rang nach Atem. »Herr Professor! Madame! Es ist da! Ein ganzer Wagen voll. Kommen Sie nur!«

Wie bei einem Wettlauf starteten Marie und Pierre, liefen über den Hof auf die Straße.

»Sind Sie der Professor Curie? Dann quittieren Sie bitte. Zwanzig Säcke« – er buchstabierte – »Pechblendenabfall. Zollfrei, ohne Wert.«

Der Kutscher gab seinem Begleiter einen Wink. »Wohin mit dem Zeug?«

»Ich gehe voran«, antwortete Pierre. »Hier bitte!«

Marie öffnete den ersten Sack. Vorsichtig griff sie in die schmutzigbraune Masse. Fichtennadeln stachen in ihre Hand.

»Da ist es wohl drin?« fragte Monsieur Petit gespannt.

Der Kutscher ließ einen Sack von der Schulter gleiten. »Was soll da drin sein?« fragte er und blickte geringschätzig auf die Mineralrückstände, die Marie in eine Schüssel füllte.

»Radium«, antwortete Monsieur Petit würdevoll.

»Aha!« antwortete der Kutscher und holte den nächsten Sack heran.

»Weißt du, was Radium ist?« fragte er seinen Begleiter.

»Radium? Is' das nicht 'n Zirkus?«

»Quatsch!« murrte der Kutscher und lud sich einen Sack auf den Rücken.

Als der letzte Sack abgeladen war, trat der Kutscher an Maries Seite und schob die Mütze in den Nacken. »Machen Sie damit?« fragte er.

»Da steckt ein seltenes Metall drin, das wollen wir gewinnen.«

»Aha!« Der Kutscher brannte sich ein Zigarillo an. »Verstehe. Kommt was dabei 'raus?«

»Nicht viel, vielleicht ein Kilogramm.«

Der Kutscher nahm das Zigarillo aus dem Mund. »Aus einem ganzen Sack?«

»Nein, aus allen.«

Einen Augenblick stand der Kutscher mit offenem Mund da, dann drehte er sich schroff um, knuffte seinen Begleiter in die Seite und sagte: »Komm, die wollen uns veralbern.«

Pierre lief den beiden nach und gab ihnen ein Trinkgeld, das sie wortlos in die Tasche steckten.

Marie ließ das Material durch die Hände rieseln. Nun konnten sie anfangen, endlich anfangen!

Marie hob den Kopf und streckte ihr Kreuz. Schweiß lief über ihr Gesicht. Haare und Haut waren von Kohlenstaub bedeckt. Wie durch ein Brennglas stach ihr die Sonne in den Nacken, aber im Hangar war es noch wärmer. Sie atmete einige Male tief durch, ergriff den schweren eisernen Stab, der ihr bis ans Kinn reichte, und rührte erneut die siedende Flüssigkeit um.

Ein Fenster wurde geöffnet. Monsieur Petit steckte den Kopf heraus.

»Kann ich Ihnen was tragen helfen?«

Als Madame Curie nickte, verschwand Monsieur Petit, um zwei Minuten später beim Hangar aufzutauchen. »Ist doch zu schwer für Sie allein, zwanzig Kilo! Welchen Kübel setzen wir um?«

»Vorsichtig«, sagte Marie, »es schwappt.«

Sie trugen eine Art Wanne in den Schuppen, in dem die Luft schwülfeucht wie in einem überhitzten Treibhaus brütete.

»Schütten wir's gleich noch um?« fragte Petit.

»Später erst, muß sich noch setzen.«

Aufatmend verließen sie den Schuppen. »Wie lange müssen Sie denn noch rühren?« Monsieur Petit hob den Eisenstab an.

»Bis zum Abend.«

»Daß Ihr Mann auch den Unterricht am Halse hat. Der halbe Tag ist für ihn verloren.«

»Noch eine Stunde, Monsieur Petit, dann kommt er schon.«

Marie schenkte ihrem Mann Tee in ein Becherglas. »Versuch es wenigstens. Ein richtiges Labor, ein paar Assistenten und Studenten – wär' doch schön.«

»Schön ist es nicht«, antwortete Pierre. »Kaum ist einer tot, schon beginnt das Rennen um seinen Posten.«

»Du rennst nicht nach dem Posten, Pierre. Ein Laboratorium für unsere Arbeit brauchen wir, das ist alles.«

»Deinetwegen«, antwortete Pierre. »Mach dir aber keine Hoffnungen. Andere haben einflußreichere Fürsprecher.«

»Ist ganz gleich, wie es ausgeht.« Marie stand erleichtert auf. »Ich möchte nur, daß du etwas unternimmst. Sieh mal!« Sie deutete auf ein Regal, dessen unterstes Fach im Dunkeln lag.

Pierre erblickte eine Glasröhre, von der ein mattblauer Schein ausging. Er ging langsam darauf zu, hockte sich nieder und starrte mit großen Augen auf das Röhrchen. »Schön«, sagte er leise, fast feierlich. »Wie Aladins Wunderlampe.«

Marie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Es wird länger dauern, als wir dachten. Vielleicht sind nur einige Gramm in all den Säcken?«

»Da ist die Weichsel!« Marie und Pierre drückten die Stirn gegen das Abteifenster. »In Warschau ist sie viel breiter.« Wehmütig blickte Marie dem entschwindenden Fluß nach.

Hinter Krakau stieg die Strecke merklich an. Der Zug überquerte steil herabstürzende Ufer von Wildbächen, wand sich durch enge Täler, verschwand in finsternen Tunneln, rollte an Abgründen und turmhohen Felswänden entlang.

Sie passierten Novy Targ, die letzte Station vor Zakopane. Vor ihnen erhob sich das über zweieinhalbtausend Meter hohe Bergmassiv der Hohen Tatra.

Marie und Pierre traten auf die Plattform. Frische, würzige Luft schlug ihnen entgegen. Die ungewöhnliche Helligkeit blendete ihre Augen. Gärten, Häuser, Schornsteine und Kirchtürme erschienen in ihrem Blickfeld. Ein langgezogener Pfiff ertönte. Sie rollten in den kleinen Bahnhof und sahen Bronia, Kasimir und Töchterchen Lou, deren Arme sich ihnen entgegenreckten.

Auch Professor Sklodowski kam, Hela, Joseph und alle mit Familie. Pierre fühlte sich mit Marie wie zu Hause.

Obgleich Pierre nicht sprachbegabt war, hatte er schon lange Marie zuliebe die polnische Sprache gelernt. Nun war er froh, sich nicht nur mit den Händen verständigen zu müssen.

Die Ferien flogen wie die Wolken vorüber, und an einem der letzten Abende fragte Vater Sklodowski sie: »Wie lange werdet ihr noch brauchen, um das Radium zu gewinnen?«

»In diesem Jahr nicht mehr«, antwortete Marie bestimmt.

»Die Arbeiten sind ungeheuer zeitraubend. Wir haben keine Hilfe.«

Pierre hob den Kopf. »Ich hatte mich um einen Lehrstuhl beworben. Es wäre für unsere Arbeiten wahrscheinlich von Vorteil gewesen.« Er sah auf seine Hände. »Ein anderer hatte mehr Glück.«

»Daraus mußt du dir nichts machen«, rief Professor Sklodowski. »Ich habe genug davon erlebt. Aber wenn ihr uns im nächsten Jahr, dem Jahr der Jahrhundertwende, wieder besucht, dann habt ihr's bestimmt geschafft.«

An solchen Herbsttagen, an denen die Sonne schien, war es noch warm im Hangar. Regnete es jedoch, war die Luft feucht und kalt. Mit aufreibender Gleichförmigkeit tropfte das Wasser an sieben verschiedenen Stellen durch unauffindbare Ritzen der porösen Fassung des Glasdaches. Marie markierte die Stellen und stellte Eimer und Schalen auf den Fußboden.

Der Winter kam früher als erwartet. »Wir brauchen mehr Kohlen!« Pierre stampfte sich die Füße warm.

»Dann müssen wir unsere Ersparnisse angreifen.« Marie schlug das Haushaltsbuch auf. »Die Chemikalien müssen auch ergänzt werden.«

Der Atem drang in kleinen Dampfwölkchen aus dem Mund, und die Fenster überzogen sich mit bizarren Eiskristallen.

Pierre schüttete einen Eimer Kohlen in den Ofen. Die Flammen loderten aus der Feuerungstür und im Rohr hoch, das zu glühen begann. Der Ofen schien vor Hitze zu platzen, aber der Raum blieb kalt. Sie wärmten ihre Hände und gingen an die Geräte und arbeiteten, bis die Finger erstarren.

Anfang des neuen Jahres sank die Quecksilbersäule noch tiefer. Eisig piff der Wind durch die Ritzen und Löcher der Bretterwände.

Marie war erschöpft. Als Pierre nach dem Unterricht in den Hangar kam, saß sie, den Kopf in die Hände gestützt, neben dem erkalteten Ofen.

Er betrachtete sie wie ein fremdes Wesen, erstaunt, verwundert, bestürzt. Erst wollte er Holz in die Glut werfen, dann

weckte er Marie, half ihr in den Mantel und schloß den Hangar zu. »Bis es wieder wärmer wird«, sagte er.

Marie blickte ihn verzweifelt widerstrebend an, doch Pierre gab nicht nach. »Wir können in dieser Zeit unsere Berichte schreiben.«

Die Tage wurden länger, die Sonnenstrahlen wärmer. Im Südwind schmolzen Eis und Schnee. Nachdem Pierre zum Unterricht gegangen war, weckte Marie Irène, kleidete sie an, frühstückte mit ihr und dem Großvater und ging wieder zum Hangar.

Einen Sack Pechblendenrückstände nach dem anderen schloß sie auf. Sie trennte die verschiedenen Stoffe und teilte sie nach dem Grad ihrer Radioaktivität ein. Ein Präparat nach dem anderen füllte sie in die Glasröhrchen. Im Dunkeln erschien ihr mattblaues oder violettes Licht. Aber der Stoff, der dieses Leuchten hervorrief und den Marie und Pierre Radium nannten, blieb verborgen.

Abends wurden sie von Irène und dem Großvater empfangen. Die Müdigkeit verflog.

»Habt ihr mir was mitgebracht?«

Marie kramte vergeblich in ihren Taschen.

»Da, hat mir Großvater gemacht.« Irène zeigte ein Schiff.

»Fahren wir Sonntag wieder nach Gentilly?«

Pierre hob Irène auf den Arm. »Wenn die Sonne scheint.«

»Scheint sie auch?«

»Wenn du brav schläfst.«

»Och, schon ins Bett. Ihr bleibt doch auch noch auf.«

Marie zog sie aus, wusch ihr Gesicht, ihre Hände. »Sag gute Nacht.«

»Mußt aber noch mitkommen, ja?«

Marie nickte.

»Pa auch.«

»Pa muß noch lesen.«

»Immer nur lesen!«

Pierre lachte und setzte sie auf seinen Schoß. »Sonntag fahren wir mit dem Rad, den ganzen Tag. Hops!« Irène landete im Arm Maries.

»Bleib nicht so lange!« rief Pierre ihr nach. »Ist noch was durchzulesen.«

Der Physikerkongreß des Jahres neunzehnhundert ging zu Ende. Einige verließen den Saal, andere standen in Gruppen vor der Garderobe, auf den Gängen, im Foyer.

Der kleine Professor mit dem spitzen Bauch, der Hagere und der Unteretzte mit der Glatze trafen kurz vor dem Ausgang aufeinander.

»Was sagt mein Herr Kollege nun?« wandte sich der Kleine an den mißmutig dreinschauenden Hageren.

»Abwarten, sage ich. Zweifel ist der Anfang aller Wissenschaft. Zugegeben, fürs Publikum waren die Vorfürhungen der Curies nicht übel, aber was beweist das?«

»Und der Kollege von der Chemie?« Der kleine Dicke lächelte süßlich.

»Wir beschäftigen uns mit Elementen und ihren Verbindungen, meine Herren. Die Lichteffekte und die elektrischen Wirkungen der Strahlen habe ich gesehen. Aber wo ist das Element, von dem die Curies sprechen? Solange wir keine chemische Substanz vor uns haben, solange juckt uns gar nichts.«

Marie und Pierre Curie kamen an der Gruppe vorüber, begleitet von Freunden und ihrem Mitarbeiter Debierne, der ein drittes radioaktives Element entdeckt hatte: das Aktivium.

»Bon jour, Madame! . . . Herr Kollege!« Der kleine Dicke verbeugte sich zweimal freundlich, der Hagere zog die Mundwinkel herab und nickte leicht.

»Ausgerechnet 'ne Frau!« Der kleine Dicke erhob sich auf die Zehenspitzen.

»Eine aus Polen«, sagte der Hagere und wandte sich dem Greis mit dem schlohweißen Haar zu, der heranhumpelte.

»Haben Sie alles verstanden?« wisperte der Alte. »Eine schöne Frau.« Seine hellen Augen glänzten. »Aber zu meiner Zeit hatten Frauen mit der Wissenschaft noch nichts zu tun. Na, ich für meinen Teil hab's hinter mir. Doch Sie müssen bestimmt noch umlernen!« Er kicherte und schüttelte seine weiße Mähne.

Langsam, Hand in Hand, gingen Marie und Pierre die Rue Lhomond hinunter. Vor der Schule blieben sie fast gleichzeitig stehen. »Gehen wir?« fragte Marie.

Pierre öffnete die Tür zum Hangar, die laut in den Angeln knarrte. Sie setzten sich und betrachteten die schemenhaft leuchtenden Umrisse der Gläser und Beutel, in denen sich ihre Radiumpräparate befanden.

Pierre stand auf, zog eine Zeitschrift aus der Tasche und hielt sie in die Nähe des am stärksten leuchtenden Glases. »Du, man kann lesen! Wie im Mondschein!«

Marie lehnte sich an Pierres Schulter.

»Woher nur die Energie stammt? Wie eine Uhr, die man nicht aufzuziehen braucht.«

»Vielleicht zerfallen die radioaktiven Elemente und verlieren dabei Energie?«

»Dann müßten sie sich ja verwandeln!« Konnten sich Elemente verwandeln?

Marie und Pierre setzten sich neben den Ofen und betrachteten die auf den Tischen und Regalen leuchtenden Präparate, deren Strahlen ihnen den Pfad in eine fremde Welt erleuchteten.

Auf dem Weg nach Hause schmiegte sich Marie eng an Pierre. »Warum ich mir die Zaubерlichter nur so gern ansehe?«

»Aus Freude an deiner Arbeit, Liebes.«

»Bist du auch so glücklich?« Marie sah zu ihm auf.

»Ich hab' dich immer lieber.« Er küßte sie.

Sie spürte ihre Müdigkeit nicht. Vor ihnen über den Dächern hing die Mondsichel. Dunstwolken schwammen in der Luft, vermischten sich mit dem herbsüßen Geruch des Jasmins.

»Als wir heirateten«, sagte Marie fröhlich, »hatte ich dich sehr lieb. Aber es ist immer mehr geworden, viel mehr, als ich dachte.«

Pierre fiel ein Wassertropfen auf die Nase. »Schon wieder eine undichte Stelle!« Er wischte sich die Spritzer aus dem Gesicht und rückte ein Stückchen weiter. Gleich darauf platzte ein Tropfen auf seine Aufzeichnungen. Mißtrauisch betrachtete

Pierre das Glasdach. »Wollen wir nicht einen Handwerker bestellen?«

»Unmöglich!« antwortete Marie. »Seit einem halben Jahr geben wir mehr aus, als wir einnehmen. Unsere Ersparnisse sind fast verbraucht.«

Pierres Stirn krauste sich. Immer wieder wurden ihre Arbeiten gestört. Die Geräte versagten oft, weil es einmal zu heiß, ein andermal zu kalt und feucht war. Für die Reinigung und Kristallisation der stark radioaktiven Lösungen benötigten sie einen sauberen, gleichmäßig temperierten Raum. Er blickte auf Marie, die mit unendlicher Geduld ihre Verzweiflung niederhielt.

Kohlenstaub und Feuchtigkeit behinderten die Experimente. Unermüdlich tropfte der Regen auf das Glasdach.

»Ein Brief für Pa!« Irène tauchte zwischen den Büschen ihres Gartens auf.

»Hier bin ich!« rief Pierre und richtete sich im Liegestuhl auf.

»Gibt ihn nicht«, antwortete Irène enttäuscht.

Pierre sprang auf und ging mit großen Schritten zum Gartentor.

»Einschreiben, Monsieur.«

»Danke.« Pierre las den Absender. Universität Genf? Hm.

». . . beehren uns, Ihnen den Lehrstuhl für Physik anzubieten . . . Jahresgehalt zehntausend Frank . . . Laboratorium mit zwei Assistenten . . . Frau kann mitarbeiten . . .«

Mit drei Sätzen erreichte Pierre das Haus.

»Marie!«

»Was ist?« Sie hob den Kopf von ihrer Näharbeit und sagte: »Irène wächst wie eine Bohne!«

»Da, lies mal.« Pierre legte den Brief vor sie hin und las noch einmal mit.

»Möchtest du?« Marie sah ihn nachdenklich an.

»Genau das, was wir brauchten.«

»Gut, dann sehen wir es uns an.«

Großvater Curie wartete auf die Rückkehr seiner Kinder aus der Schweiz. Endlich hatte Pierre Anerkennung und bessere Arbeitsmöglichkeiten gefunden. Marie würde sich ein wenig ausruhen können. Natürlich hingen sie an Paris. Warum war es so schwer, im eigenen Land Anerkennung und Unterstützung zu finden? Wie sagte Montaigne? »Wer sehr verdienstvoll und noch bescheidener als verdienstvoll ist, kann lange unerkannt bleiben.«

Die Bäume hatten viele Früchte angesetzt. Sie würden die Zweige gut abstützen müssen.

Irène fütterte ihre Puppen mit Erdbeeren, als das Gartentor geöffnet wurde.

»Mé!« Irène ließ ihre Puppen stehen und lief der Mutter in die Arme.

»Bleibt nichts zu wünschen übrig«, Pierre zeigte seinem Vater die zehnte Ansichtskarte von Genf.

»Was denkst du, Marie?« Ihr Schwiegervater blickte ihr forschend ins Gesicht.

»Einige Kollegen bemühen sich, in Paris etwas für Pierre zu finden.«

»Wenn das man nicht bloß eine Taube auf dem Dach ist«, brummte der Großvater. »Wirklich schöne Landschaft.«

»Wir müßten unsere Forschungen einige Zeit unterbrechen«, sagte Pierre, »bis wir uns dort eingerichtet hätten.«

»Wirklich schwer zu entscheiden.« Marie schaukelte Irène, die auf ihrem Schoß lag und die Augen kaum noch offenhalten konnte.

»Was sollen wir nur machen?« Pierre zog das Ventil aus dem Schlauch und prüfte es. »Nach den Ferien ist unser Geld verbraucht. Gehen wir nach Genf, ist das geregelt. Bleiben wir hier? . . .«

»Warum quälst du dich so?« fragte Marie. »Du möchtest doch bleiben.«

Pierre zog den Schlauch vom Reifen. »Ich könnte im Oktober einen Lehrstuhl an der höheren Lehranstalt für Naturwissen-

schaften erhalten. Ist nicht so günstig wie in Genf, aber wir sollen Arbeitsräume bekommen. Vielleicht geht's bis dahin noch im Hangar?» Langsam pumpte Pierre den Schlauch auf.

Marie füllte Wasser in eine Schale. »Ich könnte mehr dazuverdienen, wenn ich an der höheren Mädchenschule unterrichtete. Ist nur ein bißchen weit bis Sèvres.«

Pierre zog den Schlauch durchs Wasser. »Dann würden wir genug verdienen. Aber es kostet mehr Zeit und Kraft.«

»Vielleicht versuchen wir es?« Marie betrachtete besorgt die Flickstellen. »Wird der Schlauch auch durchhalten?«

Pierre nahm die Berufung nicht an. Als er aus dem Urlaub zurückkehrte, sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht. Sie mußten im Hangar bleiben. Zwei winzige Räume, das war alles, was ihnen die Universität bot. Was nützte ihnen aber das Geld, das sie mehr verdienten, wenn sie kein richtiges Laboratorium hatten! Die Zeit zerrann mit dem Unterricht und dem Hin und Her zwischen der Schule, ihrer Wohnung und dem Hangar.

»An der Sorbonne ist ein Lehrstuhl für Mineralogie frei geworden«, sagte Marie.

»Schon vergeben«, antwortete Pierre.

Marie erhob sich, schürte das Feuer und setzte Teewasser auf den Ofen.

Novembernebel stieg von der Seine auf. Er kroch durch die Straßen, verbreitete Dämmerlicht und Stille. Der Hangar verschwand fast völlig in dem grauen Dunst.

Monsieur Petit aber hätte ihn auch mit verbundenen Augen gefunden. Er hielt einen riesigen Strauß weißer Chrysanthemen in der Hand und klopfte fest an die Tür. Er hörte Marie »Herein!« rufen und trat in den Schuppen.

Die Tür knarrte, und Monsieur Petit schwor sich zum hundertfünfzigstenmal, endlich die Angeln einzufetten. »Zum Geburtstag«, sagte er feierlich und verbeugte sich.

»Danke, Monsieur Petit, . . . für Ihre Hilfe.«

Debierne, Sagnac und andere Gratulanten trafen ein, rückten Tische an den Ofen und setzten sich.

Marie stellte die Blumensträuße in Gläser.

»Was machen denn die Geisterchen?« fragte Sagnac.

»Einige Präparate strahlen jetzt etwa dreihunderttausendmal stärker als Uran.«

»Donnerwetter!«

Marie lauschte auf die Schritte, die sich dem Hangar näherten.

»Pierre kommt!« rief sie und eilte zur Tür. Pierre umarmte seine Frau und begrüßte die Freunde.

»Es gibt noch immer einige Narren, die nicht an das Radium glauben«, sagte Debierne.

»Unsere Methode ist neu und ungewohnt«, entgegnete Marie.

»Wir müssen das Radium eben finden! Wie es nur aussehen mag?«

»Es müßte eine schöne Farbe haben«, wünschte sich Pierre.

»Wer von Ihnen wird es denn als erster sehen?« fragte Debierne.

»Meine Frau!« »Mein Mann!« sagten Marie und Pierre gleichzeitig.

»Und wer ist dann der Entdecker?«

»Na wir doch«, antworteten Marie und Pierre gleichzeitig.

Schneeflocken fielen dicht und schwer zur Erde, pappten unter den Schuhsohlen, schmolzen und froren wieder, bis der Boden mit einer wäßrig weißen Masse überzogen war.

Pierre stapfte mit schleppenden Schritten durch den Schnee. Er blickte nicht wie sonst auf das Ofenrohr, das einige Meter über das Glasdach ihres Schuppens hinausragte.

Marie sah ihn kommen und öffnete die Tür. Sie nahm ihm die Tasche ab und erschrak über die Wärme seiner Hände, über sein blasses, müdes Gesicht und die glanzlosen Augen. Er ging nicht wie gewöhnlich an den Tisch, um sich über den Fortgang der Arbeiten zu unterrichten, sondern setzte sich schwer und starrte auf den Ofen.

Marie legte ihre Hand auf seine Stirn. »Hast du Fieber?« fragte sie besorgt.

»Mir tun alle Glieder weh«, antwortete er leise und trank hastig den heißen Tee, den Marie ihm reichte. Seine Hände

zitterten. Die Hitze, die der Ofen ausstrahlte, wärmte ihn nicht. Über seinen Rücken liefen kalte Schauer.

»Wir gehen sofort nach Hause.« Marie zog ihren Kittel aus.
»Du mußt ins Bett.«

Die Grippe war überstanden, aber noch plagten ihn Glieder-schmerzen.

»Rheumatismus«, sagte Großvater Curie. »In dem Schuppen holt ihr euch noch den Tod.«

Nachmittags klärte sich der Himmel auf. Die matte Winter-sonne schien durchs Fenster. Marie saß am Tisch und blickte ab und zu von ihren Heften auf zu Pierre, der auf dem Chaise-longue lag und schlief. Seit Pierre krank war, hatte sie nur ihren Unterricht fortgesetzt und den Hangar nicht wieder betreten. Jetzt, wo es ihm langsam besser ging, dachte sie wieder täglich an das Radium. Sie hatten jetzt Präparate, die über siebenhunderttausendmal stärker strahlten als Uran. Lange konnte ihnen das Radium nicht mehr verborgen bleiben. Seine Strahlen verrieten es immer mehr, und Marie und Pierre wußten genau, daß es nur von ihrer Ausdauer abhing, um es endlich aus seiner Verborgenheit hervorzuholen.

Als Pierre die Augen aufschlug, setzte sie sich zu ihm und nahm seine Hand, durch deren Blässe die Adern blau hindurchschimmerten.

»Du bist so gut«, sagte er und zog ihre Hand an seine Lippen. »Deine schönen Finger sind ganz zerfressen, Liebste. Tun sie dir nicht weh?«

Sie lächelte und küßte ihm die Stirn.

»Marie«, sagte er, »drei Jahre Hangar, waren wir nicht glücklich dort?«

Sie nickte froh. »Wenn er nur ein bißchen freundlicher gewesen wäre. Aber sonst war alles wunderschön.«

»Haben wir nicht unser Ziel fast erreicht? Wir können warten, bis wir ein richtiges Labor bekommen. Du bist so blaß und schmal geworden. Ich möchte nicht, daß du krank wirst.«

Marie schüttelte leicht den Kopf. »Warte nur, bis du wieder bei Kräften bist. Dann denkst du anders.«

»Nein, Liebes. Ich bin fest entschlossen, den Hangar nur noch einmal zu betreten – wenn wir dort ausziehen.« Er sah sie ruhig an. »Wir haben fast zwanzig Berichte über unsere Ergebnisse veröffentlicht, vieles ganz neu entdeckt. In England, Dänemark, Deutschland, überall forscht man weiter auf dem von uns gebahnten Pfad. Es kann nicht mehr lange dauern, bis man auch hier den Wert unserer Arbeit erkennt. Was wollen wir denn mehr als ein Laboratorium.«

Marie trat ans Fenster. Sie wirkte sehr schlank in ihrem dunklen, weich fallenden Kleid. »Wenn du gesund bist, Pierre, wollen wir noch einmal darüber sprechen.«

Allmählich kehrten Pierre die Kräfte zurück. Er nahm seinen Unterricht wieder auf und mit Marie die Arbeit im Hangar.

In den Ferien fuhren sie mit ihren Rädern wieder aufs Land und kehrten erholt zurück. Das Gefühl, die längste Strecke des Weges zurückgelegt zu haben, und die Verleihung des Lacazeprices durch die französische Akademie der Wissenschaften an Pierre gaben ihnen neuen Mut.

Der Herbst war freundlich, der Winter mild, und im April des Jahres neunzehnhundertundzwei beugten sich Marie und Pierre über eine kleine Schale und betrachteten wortlos die winzige Menge eines weißen Pulvers, das wie Kochsalz aussah.

Es war so still im Hangar wie in einer Kirche am Abend. Das Feuer im Ofen war ausgegangen, das Teewasser kalt geworden. Wind kam auf und drückte gegen die Scheiben. Die Wolkendecke zerriß, und Sonnenstrahlen fielen durch das Glasdach.

Marie nahm die Schale und trug sie vor sich her wie den kostbarsten Schatz der Welt. Pierre ging neben ihr und hielt die Hände schützend unter die ihren, bis Marie die Schale auf die Waage gestellt hatte. Ihre Blicke verfolgten den Waagezeiger, der über die Skala pendelte, bis er zur Ruhe kam. Das Gewicht der Glasschale hatten sie im Kopf. Das Gewicht des Radiumsalzes war schnell ausgerechnet.

Sie fühlten eine große Müdigkeit in sich aufsteigen, setzten sich auf die Stühle und schlangen die Arme umeinander. In

ihnen war es ganz leer. Sie dachten an nichts, und es tat ihnen gut, alles um sich herum zu vergessen.

Allmählich stieg Wärme in ihnen auf. Ihre Herzen schlugen schneller. Sie spürten sich und schmiegteng sich eng aneinander. Pierre hob Mariens Kopf von seiner Schulter. Er küßte ihre Augen, die naß waren, und preßte sie an sich, als ihr Körper zu zittern begann. »Liebste, Marie«, flüsterte er und streichelte ihre Haare.

Die Sonne verschwand. Dämmerung erfüllte den Raum und das geheimnisvolle Leuchten des Radiumchlorids auf der Waage. Marie war ruhig geworden. Pierre richtete sie behutsam auf und half ihr in den Mantel. Mit einem flüchtigen Blick auf den unentwegt lumineszierenden Stoff verließen sie den Hangar.

Marie fand keinen Schlaf. Sie stand auf und ging zu Irène, zog ihr die Bettdecke zurecht und strich ihr die Haare aus dem Gesicht. Im Wohnzimmer setzte sie sich an den Tisch, stützte ihren Kopf und brütete vor sich hin. Ihr Herz schlug schnell und hart.

Die Schläge der Standuhr schreckten sie auf. Ihr Hals war trocken, und sie ging in die Küche und trank ein Glas Wasser. Der matte Schein des verhangenen Mondes drang durch die Fenster. Überall sah sie das Leuchten der Radiumpräparate, gleich, ob sie die Augen öffnete oder schloß.

Pierre erwachte und suchte Marie. Sie stand am Fenster und fuhr leicht zusammen, als er sie rief. »Komm, Liebes, schlaf jetzt.«

Er legte sie ins Bett und deckte sie zu wie eine Mutter ihr Kind. »Morgen bitten wir Demarçay, ein letztes Spektrogramm anzufertigen. Du hast es geschafft, Liebste, du mußt schlafen.«

Professor Demarçay, ein Fachmann der Spektralanalyse, schüttelte Marie die Hand. »Sie haben ein Wunder vollbracht, Madame. Ich bin ein alter Mann, ich darf das sagen.«

Marie senkte den Kopf und betrachtete das Spektrum des Radiums.

»Damit haben Sie alle Anforderungen der Chemie erfüllt«, fuhr Demarçay fort. »Wenn das Metall auch noch nicht in reiner Form vorliegt, es ist in dieser Verbindung mit Chlor dennoch eindeutig nachgewiesen. Sie haben sein Atomgewicht bestimmt, und von nun an wird es im Periodensystem der Elemente nicht mehr fehlen.«

»Wir danken Ihnen«, sagte Pierre. »Sie haben uns vor vier Jahren Mut gemacht. Was wir auf Grund der Strahlung voraus sagten, bestätigten Sie damals durch die Spektralanalyse.«

Monsieur Petit klopfte und trat ein. Die Tür knarrte noch immer, doch diesmal hörte er es nicht. »Darf ich mal sehen?« fragte er und schnaufte.

»Kommen Sie«, sagte Marie und führte ihn zur Waage.

»Ist das alles?« fragte er kaum hörbar.

»Ein zehntel Gramm, mehr war nicht drin«, antwortete sie.

»Aus tausend Kilogramm ein zehntel Gramm!« Er schüttelte den Kopf.

»Einige Milligramm fehlen schon«, bemerkte Demarçay.

»Wir mußten sie opfern für die Spektralanalyse.«

Petit stützte sich auf den Tisch. »Man sieht es sogar bei Tage leuchten. Um wievielmal stärker ist die Strahlung als beim Uran?«

»Über einmillionmal«, antwortete Pierre stolz.

Marie drückte Pierre die Hand. »Weißt du, worüber ich mich besonders gefreut habe? Daß unser Radiumchlorid die Flamme so schön karminrot färbte.«

An einem der nächsten Tage erhielten Marie und Pierre einen Brief aus Buffalo. Pierre las ihn und reichte ihn Marie.

». . . beabsichtigen, eine Fabrik zu errichten, um Radium in größeren Mengen herzustellen. Wir wissen aus Ihren Berichten, daß dieses Metall für die Wissenschaft und Medizin in Zukunft große Bedeutung haben wird . . . Wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns schreiben würden, wie Sie das Radiumsalz hergestellt haben . . .«

Marie überflog ihre Aufzeichnungen. »Etwa dreißig Aufsätze haben wir über unsere Arbeiten veröffentlicht. Das, was noch

nicht bekannt ist, arbeiten wir jetzt aus. Wenn man es dort sehr eilig hat, schreiben wir ihnen in Kürze das Nötigste.«

»Das müssen wir uns aber sorgfältig überlegen«, entgegnete Pierre bedächtig. »Schließlich könnten wir unser Verfahren patentieren lassen. Wahrscheinlich würden wir dann sehr reich werden.«

Marie zog ihre Augenbrauen zusammen. Das Wort Reichtum weckte Erinnerungen in ihr, die sie unangenehm berührten. Pierre erging es ähnlich, er blickte finster vor sich hin. Hatten sie dafür gearbeitet? Aber ein ordentliches Laboratorium brauchten sie dringend!

Radium würde Kranken helfen! Sollten sie daran verdienen? »Nein, Pierre, ich möchte kein Patent.«

Pierre sah seine Frau dankbar an. »Wir lebten glücklich in dem Gefühl, der Wissenschaft zu dienen, das Leben der Menschen zu erleichtern und ihre Leiden zu vermindern. So soll es bleiben.«

Trotz der Ruhe, die Marie und Pierre in den Wäldern von Clamart gefunden hatten, kehrten sie wenig erfrischt zurück. Pierre schmerzten die Glieder. Er hatte Mühe, das Tempo durchzuhalten, mit dem Marie vorausfuhr.

Marie war von einer Unruhe ergriffen, daß sie nur den einen Wunsch verspürte, so schnell wie irgend möglich nach Hause zu kommen. In den letzten Wochen, in denen alle ihre Sinne auf die Vollendung ihrer Arbeit gerichtet waren, hätte nichts anderes in ihr Bewußtsein dringen können.

In der Einsamkeit aber waren ihr plötzlich die letzten Briefe ihres Vaters vor Augen getreten. Was sie zwar gesehen, aber nicht beachtet hatte, überfiel sie nun mit großer Gewalt. Die Schriftzüge ihres Vaters waren nicht mehr gleichmäßig und sicher, sondern wie mit zitternder Hand geschrieben.

Er war erkrankt und an der Gallenblase operiert worden. Die Nachrichten über den Verlauf der Krankheit waren allerdings beruhigend. Doch der letzte Brief war mit so unsicherer Hand geschrieben, daß sie nur mit Schrecken an die wenigen Sätze denken konnte.

»... Du bist nun im Besitz reiner Radiumsalze! Wenn man die Summe der Arbeit überblickt, die es gekostet hat, ist es sicher das kostspieligste Element der Welt...« Sie hatte nur den Stolz und die Freude ihres Vaters daraus gelesen.

Als sie ihre Räder durchs Gartentor schoben und Pierres Vater mit ernstem Gesicht aus dem Haus trat, überfiel Marie eine furchtbare Angst.

Sie lehnte ihr Rad an den nächsten Baum und lief auf ihren Schwiegervater zu, der sie traurig in die Arme schloß.

Pierre hob verwundert Irène von seinem Rad.

»Ein Telegramm ist gekommen«, sagte Dr. Curie mit tonloser Stimme. »Aus Warschau. Du mußt noch heute fahren, Kind. Vater geht es sehr schlecht.«

Marie sah teilnahmslos aus dem Fenster. Der Zug fuhr über den Rhein, über die Elbe und Oder. Er passierte Dörfer und Städte, aber Marie beachtete sie ebensowenig wie die Kontrollen an den Grenzen. Noch nie war ihr die Fahrt so lang vorgekommen.

Joseph erwartete sie am Bahnhof. Erschrocken über Mariess blasses, abgespanntes Gesicht, brachte er kein Wort heraus. Erst als Marie ihn fragte, sagte er leise: »Vor zwei Tagen.«

Der Sarg war schon verschlossen. »Ich muß Vater noch einmal sehen«, flehte Marie.

Joseph und Kasimir hoben den Deckel ab und traten zur Seite. Langsam ging Marie auf das Gesicht zu, das zur Seite geneigt war und noch immer den ernstesten, entschlossenen Ausdruck zeigte. Sie faltete die Hände und flüsterte unhörbar:

»Du bist nun von mir gegangen, ohne daß ich noch einmal deine liebe Stimme hören, deine guten Augen sehen konnte. Ich bitte dich, Vater, verzeih mir, daß ich nicht mehr rechtzeitig zu dir kommen konnte, um dir eine letzte Freude zu bereiten.«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie sog noch einmal das vertraute Gesicht in ihre Seele, bevor ein milder Schleier ihren Blick trübte.

Die Wehen setzten zwei Monate zu früh ein. Großvater Curie ließ Pierre benachrichtigen. Als er von der Schule nach Hause kam, war schon alles vorbei.

Marie lag bleich und regungslos im Bett. Sie blickte Pierre nicht an, als er ihre Hand nahm. Die Freude, die die Anstrengungen einer Geburt vergessen machen, war nicht ausgelöst worden. Das Kind, das in ihrem Leib gelebt hatte, war tot.

»Liebe Bronia!

Das Erlebnis macht mich unglücklich. Der Gedanke an dieses Kind war mir so vertraut geworden, daß ich absolut verzweifelt und untröstlich bin. Schreib mir bitte, ob Du glaubst, daß meine allgemeine Müdigkeit schuld daran ist – denn ich muß gestehen, daß ich meine Kräfte nicht geschont habe. Ich habe meinem Organismus viel zugetraut, und nun bedauere ich es tief, denn ich habe es teuer bezahlt. Das Kind, ein kleines Mädchen, war in gutem Zustand und lebte. Und ich hatte es mir so sehr gewünscht.«

Marie faltete den Brief zusammen und steckte ihn in den Umschlag.

Irène drängte sich an ihre Seite und sah sie mit großen, fragenden Augen an. Mein Gott, wie hatte sie das Kind vernachlässigt! Sie drückte Irène an ihre Brust und spürte die Wärme des liebeheuhngen Kindes.

Pierre schlief wenig. Die Gliederschmerzen peinigten ihn so, daß er den Kopf in die Kissen preßte, damit man sein Stöhnen nicht hörte.

Marie reichte ihm ein Glas Tee und stützte ihm dem Kopf.

»Danke, Liebste, danke. Ich bereite dir so viel Mühe.« Seine verzerrten Züge glätteten sich, als Marie ihm die Hand auf die Stirn legte.

»Es ist doch hart, dieses Leben, das wir uns eingerichtet haben.«

Marie schüttelte den Kopf. »Das darfst du nicht sagen, Pierre.«

Er holte tief Luft und ließ den Kopf ins Kissen sinken.

Am nächsten Tag erhielt Marie einen Brief von Bronia.

»... Das Leid schlägt tiefe Wunden in unsere Familie. Unser Junge war plötzlich erkrankt und starb innerhalb von zwei Tagen. Kommt im September zu uns, wir müssen uns unbedingt sehen!«

»Pierre! Pierre! Ich habe solche Angst!«

Marie richtete sich im Bett auf. Kalter Schweiß bedeckte ihre bleiche Stirn.

»Was ist dir, Marie?« Pierre starrte Marie mit weit geöffneten Augen an.

»Ach, Pierre, wenn einer von uns sterben sollte. Könntest du ohne mich leben? Ich kann nicht ohne dich leben.«

Pierre zog sie an sich und strich ihr behutsam über den Kopf. Er wartete, bis sie ruhiger wurde, und sagte mit seiner sanften, festen Stimme: »Das darfst du nicht sagen, Marie, hörst du? Was immer auch kommen mag, und müßte man leben wie ein Körper ohne Seele, man müßte trotzdem arbeiten.«

Marie atmete schwer und lehnte sich zurück. »Ich danke dir, Pierre.«

Sie blieb an seiner Brust liegen und schlief langsam ein.

Professor Mascart ging ärgerlich vor seinem Kollegen Curie auf und ab. »Mein Gott, die Sektion für Physik befürwortet einstimmig Ihre Kandidatur.« Er blieb vor Pierre stehen und verschränkte die Hände auf dem Rücken. »Mir gefallen die Besuche auch nicht sonderlich. Allein, nehmen Sie sie auf sich. Als Mitglied der Akademie haben Sie doch mehr Möglichkeiten für die Arbeit. Professor Appell ist der gleichen Meinung.«

Daß so viele Professoren eine Vorliebe für hochgelegene Wohnungen besaßen! Immer noch eine Treppe. Endlich das Türschild mit dem gesuchten Namen. Noch einmal tief Luft holen und dann auf den Klingelknopf gedrückt.

»Ah, Monsieur Curie, treten Sie näher.« Der kleine, dicke Professor mit dem spitzen Bauch schob Pierre über den Flur.

Eine Tür wurde geöffnet, eine große Frau erschien.

»Professor Curie – meine Gattin.« Der kleine Dicke lächelte ergeben. »Komme gleich zurück, mein Liebling.«

Der Professor rieb seine Hände. »Na, wo fehlt's denn, Herr Kollege?«

Pierre sah ihn schweigsam forschend an.

»Ach, ja, jetzt fällt's mir ein. Sie bewerben sich um die Mitgliedschaft unserer Akademie, der Mutter der Weisheit, hä, hä. Sie möchten, daß ich für Sie stimme, nicht wahr?« Er blickte einen Augenblick freundlich grinsend zu Pierre auf. Er liebte es nicht, wenn ihn jemand um einen Kopf überragte. »Nun müssen Sie mir ja eigentlich von Ihrem Wissen und Ihren Verdiensten etwas sagen. Wie soll ich sonst für Sie stimmen?«

Da Pierre Curie noch immer schwieg, forderte der Hausherr ihn auf, sich zu setzen.

»Natürlich weiß ich einiges von Ihren Arbeiten.« Der Professor faltete seine Hände und schaukelte leicht hin und her. »Ich darf sogar sagen, daß ich Ihre Arbeiten stets mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt habe. Aber das ist natürlich nicht mein Fachgebiet.« Er lächelte ermunternd, und Pierre zählte mit trockener Stimme seine Arbeiten auf, die er allein oder mit anderen Wissenschaftlern und mit seiner Frau durchgeführt hatte.

Dem kleinen Dicken wurde dabei ungemütlich. Er hörte weniger auf Pierres Worte, sondern überflog seine eigenen Leistungen und wurde sich seiner geringeren Bedeutung bewußt. Er verdankte seine Mitgliedschaft der Akademie mehr seiner Betriebsamkeit und den Empfehlungen einflußreicher Bekannter. Um so weniger erfreut war er über Kollegen, die ihn in den Schatten stellten.

Als Pierre schwieg, entstand eine Pause. Nach einer Minute hatte der Professor seine Fassung zurückgewonnen. Er erhob sich galant, dankte für den Besuch und versicherte Pierre »wohlwollende Prüfung« seiner Bewerbung.

Wieder ein paar Treppen und diesmal ein Empfang, der es Pierre erübrigte, von seinen Arbeiten zu sprechen. »Trinken Sie einen Kognak oder ein Glas Wein? ... Erzählen Sie mir nicht das übliche ... Ich kenne Ihre Arbeiten ... Mich interessieren Ihre weiteren Pläne ... Meine Stimme haben Sie übrigens schon jetzt.«

Ermuntert für einen weiteren Besuch stand Pierre dem langen Hageren gegenüber, der ihn mit herabgezogenen Mundwinkeln in ein düsteres Zimmer führte.

»Sie bewerben sich also um die Kandidatur? Wie beurteilen Sie denn Ihre Arbeiten im Zusammenhang mit den großartigen Theorien unserer Meister? . . . So, Sie meinen, Korrekturen wären ein Zeichen des Fortschritts?« Des Hageren Stimme wurde schrill. »Wir schreiten am sichersten auf den Bahnen unserer großen Meister fort!«

Pierre hob den Kopf. »Große Meister waren diejenigen, die neue Wege einschlugen.«

Der Hagere sah ihn verblüfft und böse an. »Einzelleistungen besagen noch gar nichts. Hohe Gelehrsamkeit, Tiefe und Breite des Wissens und Allseitigkeit, das erwarten wir von den Mitgliedern der Akademie. Und glauben Sie, den Forderungen zu genügen?«

Pierre wehrte sich gegen ein Gefühl des Ekels. Dieser Mann wußte viel, aber was er schrieb, waren zusammengetragene Gedanken anderer. Er litt an seiner Unfähigkeit, neues Wissen zu schaffen, und war mißtrauisch gegen alle, die schöpferisch arbeiteten. Pierre erhob sich und verabschiedete sich mit den Worten:

»Sie tun gut, Monsieur, einem anderen Ihre Stimme zu geben.«

Fast fünfzig Besuche lagen hinter ihm. Pierre rechnete die Zeit aus, die sie ihn gekostet hatten. Alles in allem fand er sich gedemütigt. Sollte die Akademie ihre Mitglieder ernennen, wie sie es für richtig hielt. Diejenigen, die neue Wege suchten, würden denen gegenüber, die auf festgebahnten Straßen ausritten, immer benachteiligt bleiben.

Nach den Wahlen traf Pierre seine Frau und einige Freunde im Hangar. Er schien ausgelassen fröhlich, und Debierne fragte: »Dürfen wir gratulieren?«

»Was meinst du, Marie?« Pierre lächelte sanft.

»Das Gegenteil«, antwortete Marie bestimmt.

»Aber wieso denn!« riefen die Freunde verstört.

Pierre ließ die Frage einen Augenblick unbeantwortet, dann sagte er froh: »Sie sehen, meine Frau kennt mich besser.«

Einige Tage später hielt Pierre einen Brief von Professor Appell in der Hand:

»Das Ministerium bittet mich um Vorschläge für die Ehrenlegion. Sie müssen auf der Liste sein . . . Ich weiß, daß Ihnen wenig daran liegt, aber ich möchte diejenigen vorschlagen, die sich am meisten durch ihre Entdeckungen und Arbeiten ausgezeichnet haben . . . Wenn Sie den Orden erhalten, werden Sie ihn tragen oder nicht tragen, wie es Ihnen beliebt. Ich bitte nur darum, sich vorschlagen zu lassen . . .«

Als Marie von ihrem Unterricht nach Hause kam, reichte ihr Pierre den Brief. Marie gab ihm ebenfalls einen, den ihr Professor Appell in die Schule geschickt hatte.

». . . Ich würde Sie sehr bitten, Ihren ganzen Einfluß anzubieten, um Ihren Mann an der Ablehnung zu hindern. Die Sache an sich ist ja nicht weiter von Interesse. Aber für ein Laboratorium, für Kredite und anderes ist sie sehr bedeutungsvoll. Im Namen der Wissenschaft und der höheren Interessen für die Fakultät bitte ich Sie, bei Ihrem Mann darauf zu bestehen, daß er sich die Kandidatur gefallen läßt.«

Marie und Pierre lachten. »Was wirst du antworten, Pierre?«

»Wollen Sie die Güte haben, dem Minister zu danken und ihm mitzuteilen, daß ich gar kein Bedürfnis habe, einen Orden, aber ein um so größeres, ein Laboratorium zu bekommen.«

Der Universitätsdiener, ein kleiner, dünner Mann, stand kopfschüttelnd im »Saal der Studenten«. Alle Plätze waren besetzt, und noch immer drängten sich Professoren, Dozenten und Studenten durch die Tür. Diesen Tag, den 25. Juni 1903, würde er nicht vergessen. Es war verdammt heiß, und Stühle mußten her!

Er schlängelte sich vor zum Eingang, erkannte mit sicherem Blick die Studenten und schob vier, sechs, neun vor sich her zum Konferenzzimmer, drückte jedem zwei Sessel in die Hand und sagte: »Gleich noch einmal, meine Herren!«

Die Tür blieb geöffnet. In ihr und im Vorsaal standen die Zuletztgekommenen, um über die Schultern der Vorstehenden einen Blick auf die Doktorandin zu werfen und einige Worte aufzuschneiden.

Als die Professoren Lippmann, Bouty und Moissan eintraten und vor dem Auditorium an einem langen Tisch Platz nahmen, verstummten die Gespräche. Es wurde feierlich still. Sonnenstrahlen fielen durch die hohen Fenster, feine Stäubchen leuchteten auf, über Bänke und Gesichter wanderten helle Streifen.

Professor Lippmann erhob sich. »Zur Erlangung des Doktors legte Frau Marie Curie-Sklodowska, geboren am 7. November 1867 in Warschau, eine Arbeit vor mit dem Titel: ›Forschungen über radioaktive Substanzen‹. Die Verteidigung ist eröffnet, ich verlese die Gutachten.«

In der ersten Reihe neben Marie saßen Pierre, Bronia, der alte Dr. Curie, Mitarbeiter, Freunde und Kollegen, dahinter Schülerinnen aus Maries Klasse in Sèvres und Studenten Pierres.

Marie war sehr aufgeregt. Ihr schmal gewordenes Gesicht stach ab von dem schwarzen Kleid aus Wolle und Seide, das Bronia für sie ausgesucht hatte. Sie rieb die Fingerspitzen leicht gegeneinander, die mit einer Schorfkruste überdeckt waren. Marie wußte nicht, warum die vielen Menschen sie beunruhigten. Sie war sich ihrer Sache sicher und hätte stolz sein können auf das Interesse an ihrer Doktorarbeit. Aber sie sehnte sich fort nach dem stillen Hangar, nach dem schattigen Dunkel der Hochwälder von Clamart oder der einsamen Felsenküste der Bretagne.

Die im gleichmäßigen Tonfall gesprochenen Worte Professor Lippmanns wirkten einschläfernd auf sie. Das hohe Lob, das die Gutachter ihrer Arbeit zollten, berührte sie nicht. Es wunderte sie, daß sie sich nicht freute.

Pierre dagegen trug den Kopf hoch. Die Erfolge Maries waren auch die seinen. Sie machten ihn glücklicher, als ihn eigene hätten machen können. Er nahm jedes Wort in sich auf, als müßte er einen großen Vorrat für Marie sammeln.

»... und nun bitte ich Frau Curie, uns den Entwicklungsgang und die Ergebnisse ihrer Arbeit vorzutragen.« Professor

Lippmann verneigte sich freundlich und blickte zufrieden auf seine ehemalige Schülerin, die schnell, aber ohne Hast, vor die schwarze Tafel trat.

Maries Stimme war leise, aber in der großen Stille noch deutlich genug, um auch von den Studenten im Vorraum verstanden zu werden. Schon nach den ersten Worten wurden die Gesichter der Professoren vorn am langen Tisch nachdenklich ernst.

Professor Bouty saß zurückgelehnt, das Kinn auf der Brust. Die beiden anderen stützten ihre Stirn in die Hand. Sie kannten natürlich den Inhalt der Arbeit, über die es keine unterschiedlichen Meinungen gab. Was sie so nachdenklich machte, war ihre Rolle als Prüfer einer Doktorandin, deren Forschungsergebnisse ihre eigenen Leistungen übertrafen. Wer von ihnen konnte sich rühmen, zwei Elemente entdeckt zu haben, zwei so ungewöhnliche dazu, schwer auffindbare und bedeutende, die den berühmtesten Chemikern bisher entgangen waren?

Marie Curie hatte nicht nur reines Radiumsalz gewonnen, sie hatte, teils allein, teils mit ihrem Mann, mehrere andere Untersuchungsergebnisse über chemische und physikalische Eigenschaften des Radiums veröffentlicht, aus denen neue Erkenntnisse hervorgingen, die umwälzende Entwicklungen der Naturwissenschaft, der Technik und der Medizin einleiteten. Marie Curie und andere, die von ihren Forschungen angeregt wurden, wie Rutherford oder Soddy, hatten erkannt, daß die Atome des Radiums, des Urans, des Poloniums und Thoriums nicht unveränderlich, sondern in steter Umwandlung begriffen waren. Jetzt, wo man mit Sicherheit sagen konnte, daß es Atome gab, wußte man zugleich, daß sie nicht die kleinsten Bausteine der Materie waren.

Die radioaktiven Atome zerfielen auf zweierlei Art: Sie konnten aus ihrem Inneren Heliumatome ausstoßen, die positiv elektrisch geladen waren und aus denen die Alpha-Strahlen bestanden. Sie konnten auch viel kleinere Teilchen, die Elektronen aussenden, die negativ elektrisch geladen waren und die Beta-Strahlen bildeten. Bei dem Atomzerfall entstanden außerdem die Gamma-Strahlen, die alle festen Stoffe durchdrangen, dicke Bleiplatten ausgenommen.

Die radioaktiven Elemente zerfielen nach einem bestimmten Gesetz. In einer immer gleichbleibenden Zeit verringerten sie ihre Masse um genau die Hälfte. Die Halbwertszeit des Urans betrug mehrere Millionen Jahre, die des Radiums eintausendsechshundert, die des Aktiniums zwanzig Jahre, die des Poloniums einhundertsechsdreißig Tage, die der Radiumemanationen vier Tage und die ihrer Zerfallsprodukte einige Sekunden.

Das Radium gab Wärme ab, in einer Stunde so viel, daß es ein gleichschweres Eisstückchen schmolz. Dieses Element verliet anderen Körpern, die von sich aus kein Licht ausstrahlten, Phosphoreszenz. Dadurch konnte man einen echten Diamanten von einem nachgemachten unterscheiden, dessen Leuchten weit schwächer war. Die Strahlung des Radiums machte die Umgebung radioaktiv. Alle Gegenstände, Geräte, Instrumente, Notizbücher, der Staub in der Luft, die Kleider, Pflanzen, Tiere, Menschen wurden angesteckt und strahlten.

Eine neue Wissenschaft, eine neue Industrie und neue Heilverfahren entstanden, und die Frau, die diese Fortschritte gemeinsam mit ihrem Mann erzielt und angeregt hatte, sollten sie prüfen, ob ihr der Dokortitel verliehen werden könnte.

Marie Curie-Sklodowska zeichnete einige Apparate an die Tafel, schrieb Formeln und Zahlen daneben und faßte noch einmal ihre Untersuchungsergebnisse zusammen. Ihre Stimme klang ruhig, fast fröhlich zuletzt.

Professor Lippmann dankte und würdigte ganz gegen seine Gewohnheit die Leistungen als überragend. »Die Prüfungsordnung, meine Damen und Herren, sieht derartige Fälle von Dissertationen nicht vor.« Er dämpfte die Stimme. »Trotzdem bleibt uns die Pflicht, Fragen an die Kandidatin zu stellen, Fragen allerdings nur, die uns belehren sollen. Niemand ist über die von den Curies begründete Wissenschaft besser informiert als die Curies, eine Wissenschaft übrigens, deren weitere Entwicklung kaum absehbar ist.«

In dem Saal herrschte eine erregte Stimmung, in die die Fragen der Herren Professoren wie Zündfunken fielen. Die ruhigen klaren Antworten Maries, deren Stimme wie ein sanftes Echo wirkte, lösten die Spannung jedesmal wieder auf.

Bronia atmete hörbar, und der alte Dr. Curie preßte die Hand aufs Herz. Nur Pierre schien völlig gelassen. Seine Augen liebkosten Maries Gesicht und ihre Haare, die hell aufglänzten, wenn sie in den Bereich des Sonnenlichts kamen.

Das Wechselspiel von Fragen und Antworten ging schnell und ohne Stockung vor sich. Es wirkte wie einstudiert und hielt die Zuhörer um so mehr im Bann, als das Gespräch das Bild einer neuen Welt enthüllte, der Welt des Atoms.

Die Zeit schien stillzustehen. Niemand achtete auf die weiterwandernden Sonnenstrahlen, den glitzernden Staub, auf Wärme und verbrauchte Luft. In jedem wuchs die Spannung, und als die Professoren Marie beglückwünschten, entlud sie sich in einem Beifall, der den Saal zu sprengen drohte.

Marie schien das nicht zu begreifen. Sie blieb ängstlich stehen, und ihre großen Augen blickten verwirrt ins Auditorium, bis das Gesicht ihres Schwiegervaters vor ihr auftauchte, der sie an sich drückte, und Bronia ihr einen Kuß auf die Wange gab.

Endlich war Pierre da, der seine Arme schützend um sie legte und sie langsam durch das Spalier der ausgestreckten Hände führte.

Der tiefe Ton der Dampfpeife dröhnte zum dritten Male über den Hafen von Calais. Unter dem Stampfen der Kolben erbebt das Deck. Die Schiffsschraube wühlte das Wasser auf, und der kleine Dampfer löste sich langsam vom Kai.

Der Kapitän rief durch das Sprachrohr Kommandos von der Brücke in den Maschinenraum. Vorsichtig manövrierte der Steuermann das Schiff durch die Hafenausfahrt ins offene Wasser des Englischen Kanals.

»Schön«, sagte Marie und drückte Pierres Hand. »Unsere erste Seereise, und dazu noch als Gäste der Royal Institution. Das hätte ich mir nicht träumen lassen.« Sie lehnten an der Reling und sahen die Häuser und Türme der französischen Hafenstadt im Dunst und Rauch verschwinden. Lange Wellen prallten gegen den Schiffskörper, klatschten hoch und schlugen schäumend zurück. Leicht hob und senkte sich der Dampfer,

seine schwarzgelbe Rauchfahne malte den torkelnden Weg in die Luft.

»Lord Kelvin wird sich über unser Gastgeschenk freuen«, sagte Pierre. »Er wird der erste in England sein, der ein Radiumteilchen besitzt.«

Der Wind wurde stärker. Trotz der hochstrebenden heißen Junisonne wurde es frisch an Deck. »Setzen wir uns hinter den Vorbau neben den Schornstein«, sagte Marie.

Als die hohen Kreidefelsen der englischen Steilküste auftauchten, gingen Pierre und Marie nach vorn. Der Fahrtwind zerzauste ihre Haare, Sprühwasser trieb ihnen ins Gesicht.

»Wirklich majestätisch«, sagte Pierre. »Stolz, abweisend, aber auch freundlich einladend. Wahrscheinlich kommt es auf die Besucher an.« Er schmunzelte vergnügt.

»Wird man dich überhaupt verstehen«, fragte Marie.

»Die Experimente bestimmt«, antwortete Pierre. »Hast du dir übrigens schon klar gemacht, daß die Royal Institution eine der würdigsten wissenschaftlichen Gesellschaften und immerhin schon hundertdrei Jahre alt ist?«

»Natürlich nicht«, entgegnete Marie lachend. »Der alte Rumford würde sich über das Radium nicht weniger freuen als vor sechsundneunzig Jahren über die Entdeckung des Natriums und Kaliums. Die Schwätzer wissen allerdings nur, daß Rumford die Witwe Lavoisiers geheiratet hat, die Köche kennen seine Suppe, die Physiker seine Versuche über die Erzeugung von Wärme durch Reibung. Zu seinen schönsten Taten gehört aber die Gründung der Royal Institution in London, aus der viele große Entdeckungen hervorgegangen sind. Du kannst dich also wirklich freuen, von ihr eingeladen worden zu sein und einen Vortrag halten zu dürfen.«

»Danke für die freundliche Belehrung«, sagte Pierre erheitert. »Ich wußte in der Tat nur noch, daß Rumford den Bayern den Anbau von Kartoffeln beizubringen und überhaupt die Wirtschaft in Gang zu bringen suchte. Er war ein fortschrittlicher Mann, wenn er auch im amerikanischen Freiheitskrieg auf der falschen Seite gestanden hat.«

Das Schiff näherte sich den riesigen Hafenanlagen von Lon-

don, und Pierre und Marie blickten bewundernd auf das endlose Gewirr der Masten und Segel, die auch hinter den Häusern und Türmen auftauchten; denn die zahlreichen Docks, in den Windungen der Themse gelegen, waren nur durch schmale Einfahrten zu erreichen. Sie fuhr an Schaluppen, Kuttern, Briggs und Schonern, an Drei-, Vier- und Fünfmastern, an Schaufel- und Schraubendampfern vorbei. Das Wasser glänzte wie Öl in der Nachmittagssonne, die Towerbrücke mit ihren mächtigen Türmen tauchte vor ihnen auf und dahinter die starken Mauern des Tower.

Der Empfang war freundlich, und Pierre freute sich auf den Vortrag, den er mit Experimenten unterstützte. Als er, noch benommen von dem Applaus, mit Marie die Instrumente einpackte, trat Lord Kelvin auf sie zu. »Sie werden uns heute doch die Ehre geben, mit uns zu speisen? Sie glauben gar nicht, was Sie mir mit dem Radium für eine Freude bereitet haben. Ihr Vortrag war übrigens ausgezeichnet«, fuhr er gesprächig fort, während er Marie und Pierre zum Festsaal geleitete.

Es war nicht die einzige Einladung, die an diesem Abend ausgesprochen wurde, und sie hatten alle Mühe aufzupassen, daß sie nicht gleichzeitig für ein Dinner oder Bankett zusagten.

»Fast noch anstrengender als unsere Arbeit«, sagte Pierre, als sie nachts ihr Hotelzimmer aufsuchten.

»Ich hatte keine Vorstellung, daß es solchen Schmuck gibt.« Marie betrachtete sich im Spiegel. »Diamantringe, Perlenketten, goldene Diademe.«

»Alles nur äußerlich«, brummte Pierre. »Du bist ohne allen Schmuck tausendmal schöner.« Er hängt seinen Anzug über einen Stuhl. »Erinnerst du dich, was Faraday über die Kerzenflamme schrieb? Sie leuchtet ganz von sich aus und ist wunderbarer als Diamanten und Edelsteine.« Er öffnete das Fenster. »Du erinnerst mich immer daran, und am schönsten bist du jetzt.«

Marie lachte und zog ihr Nachthemd über. Während sie still nebeneinanderlagen und auf die Geräusche der Nacht lauschten, sagte Pierre: »Aus den Edelsteinen, die wir auf den Abendgesellschaften zu sehen bekamen, könnten Tausende von

Laboratorien errichtet werden. Schade um die versteinerten Werte.«

Marie richtete sich auf. »Weißt du, worauf ich mich freue? Auf unseren Hangar.«

»Ach, du!« Pierre küßte sie. »Aber ein richtiges Laboratorium wäre doch besser.«

Marie und Pierre kehrten froh nach Hause zurück. Die unaufdringliche Gastfreundschaft der englischen Gelehrten hatte ihnen gut getan, die anregenden Gespräche, die ehrliche Freude an ihren Forschungen, die freimütige Anerkennung ihrer Erfolge. Nun fühlten sie sich in den Kreis derjenigen aufgenommen, die sich durch ihre wissenschaftlichen Leistungen auszeichneten. Das ermunterte sie und gab ihnen neue Kraft, derer sie auch dringend bedurften. Denn jetzt, da die Mühen im Hangar hinter ihnen lagen und die angespannte Prüfungszeit vorbei war, fühlten sie sich völlig ermattet.

Die Feierlichkeiten in London hatten sie noch einmal aufgemuntert, danach aber waren sie froh, wenn sie ganz mit sich allein sein konnten. Selbst Irène mit ihren munteren Fragen und Spielen empfanden sie manchmal als störend.

Auch die Ferien reichten nicht aus, ihre Kräfte zu regenerieren. Und die Enttäuschung, wieder kein Laboratorium zu bekommen, bedrückte sie. Wollten sie ihre Forschungen fortsetzen, mußten sie weiterhin doppelte Arbeit leisten: den Unterricht an den Schulen und die Untersuchungen im Hangar.

Ihre körperliche Verfassung beunruhigte sie. An lange Fahrten und Wanderungen konnten sie gar nicht mehr denken. Wenn sie nur einen halben Tag unterwegs waren, fühlten sie sich hinterher zwei Tage völlig erschöpft. Pierres Magen vertrug nicht mehr alle Speisen, ab und zu plagten ihn Gliederschmerzen, und am Abend ermüdete er schnell.

Im November erkrankte Marie an einer Grippe. Sie lag fiebernd im Bett, als der Postbote einen Brief aus London brachte, abgesandt von der Royal Society, der Englischen Akademie der Wissenschaften. Er war an sie beide gerichtet, und Marie ließ ihn liegen, bis Pierre nach Hause kam.

Pierre brachte Irène ins Bett, denn wenn Marie nicht konnte, mußte er eine Geschichte erzählen. »Im nächsten Jahr bekommst du ein Fahrrad«, sagte Pierre. »Dann fahren wir beide um die Wette.«

»Fein!« rief Irène. »Aber das ist eine kurze Geschichte!« Sie blickte Pierre fragend an.

»Hm«, sagte Pierre und strich seinen Bart. »Was möchtest du für eine hören?«

»Vom Hasen«, antwortete Irène, und ihre Augen leuchteten auf. »Aber eine neue!«

»Eine neue? Hm. Also dann paß auf:

In einem großen Wald lebte das Häschen Schnupperr Nase. Es hoppelte zwischen den Bäumen und Büschen herum, lief auf die große Wiese hinaus, nagte an den frischen Gräsern und tummelte sich im Sonnenschein.

War das Häschen müde geworden, so fand es überall ein Plätzchen, wo es schlafen konnte. Die Sommernächte waren warm, und Angst brauchte es auch nicht zu haben, denn mit seinen großen Ohren hörte es jeden Laut.

Auch wenn der Fuchs leise heranschlich, Häschen Schnupperr Nase hörte ihn schon von weitem. Es sprang auf und rannte so geschwind davon, daß der Fuchs vor Staunen vergaß, das Maul zu schließen.

Allmählich wurden die Tage kürzer und die Nächte länger. Der gelbe Weizen wurde gemäht, die Kartoffeln und Rüben gerodet. Die Felder wurden immer öder. Das Gras war nicht mehr so frisch, und die Nächte waren nicht mehr so warm. Es kam vor, daß Schnupperr Nase mitten in der Nacht erwachte, weil es fror. Dann hoppelte es umher, bis ihm die Pfoten warm wurden. Ach, wie freute es sich da auf den nächsten Tag und die Sonne! Aber manchmal wartete Schnupperr Nase vergeblich auf die warmen Strahlen. Dicke dunkle Wolken verdeckten den Himmel, oder der Nebel hing den ganzen Morgen in der Luft. Und dann regnete es oft, daß Schnupperr Nase ganz in sich zusammenkroch und fröstelnd der schönen warmen Tage des Sommers gedachte.

Eines Nachts pff ein kalter Wind über das Land. Häschen

Schnupperr Nase war todmüde, doch es fand keinen Schlaf. Um dem Frostwind zu entfliehen, lief es immer tiefer in den Wald hinein. Die Blätter unter seinen Pfoten waren bereift, die kahlen Zweige der Bäume ächzten im Sturm, Schneeflocken wirbelten zur Erde, und Häschen Schnupperr Nase drückte sich zitternd an einen großen Baum.

Wie es so dahockte und den Sturm fauchen hörte, hörte es den Baum sagen: »Warum stehst du da herum? Willst du erfrieren? Zwischen meinen Wurzeln findest du eine Höhle, in die du hineinkriechen kannst. Kratz dir trockenes Laub zusammen, und bau dir ein Nest!«

In diesem Augenblick trat der Mond hinter einer schwarzen Wolke hervor. Das Häschen putzte erstaunt seine Schnupperr Nase und entdeckte das Loch zwischen den Baumwurzeln.

Da scharrrte das Häschen Blätter in die Höhle, schob einen Zweig darüber, bedeckte ihn mit Reisig und schlüpfte in das weiche Nest. Hier spürte es nicht den leisesten Hauch. Nun konnten Schnee und Eis das Land bedecken.

Häschen Schnupperr Nase gähnte zufrieden und schlief ein. Die Blätter wärmten sein Fell, und Schnupperr Nase träumte von einer saftigen Wiese im Sonnenschein.«

Pierre schwieg, beugte sich über Irène und gab ihr einen Kuß auf die Stirn. »Gute Nacht!« Er stand auf und ging leise zur Tür.

»Gute Nacht«, Irène gähnte und kuschelte sich in die Kissen. Sie hatte auch so ein warmes Nest wie das Häschen. Es hätte sich schon im Sommer ein Nest bauen müssen. Die Miez hatte es besser. Sie legte sich einfach hinter den Ofen. Pa konnte auch schöne Geschichten erfinden . . .

Pierre las den Brief der Royal Society. Seine Augen glänzten, seine Müdigkeit verschwand aus dem Gesicht. »Rate mal, was da drin steht?«

Marie lächelte matt. Ihr Gesicht verlor schon wieder die Sonnenbräune. Trotz der geröteten Wangen wirkte es bleich. »Etwas Schönes für uns«, sagte sie leise. »Man sieht es dir doch an.«

»So?« fragte er verwundert. »Wir sollen nach London kom-

men«, fuhr er fort, »die Davy-Medaille in Empfang nehmen, die höchste Auszeichnung der Akademie.« Er schwieg und betrachtete Marie, die ihn liebevoll ansah.

»Schön«, sagte sie.

»Nächste Woche sollen wir schon kommen.« Pierre legte den Brief aufs Bett. »Aber wir warten, bis du wieder gesund bist.«

»Ich kenn' doch die Reise«, antwortete Marie. »Ich kann dich in Gedanken begleiten. Vielleicht verhilft uns diese Anerkennung zu einem Laboratorium?«

Als Pierre zurückkehrte, hatte Marie die Grippe überstanden. Er packte die Geschenke aus und zuletzt die Schachtel mit der Davy-Medaille, eine schwere goldene Scheibe, in die ihre beiden Namen kunstvoll eingraviert waren. »Wohin damit?« fragte Pierre und blickte sich im Zimmer um.

Irène betastete die Medaille, steckte sie in den Mund und rollte sie durchs Zimmer. »Fein!« rief sie und rannte hinterher.

»Gefällt sie dir?« fragte Marie.

Statt einer Antwort drehte Irène die blitzschnelle Scheibe im Kreis herum. »Hast du mir die mitgebracht, Pa?«

Marie und Pierre sahen sich erheitert an, während Irène die Medaille auf die Fensterbank stellte.

»Wie sie funkelt!« rief Irène bewundernd und wendete sie im Sonnenlicht. »Darf ich sie behalten?«

»Wenn du magst«, sagten Marie und Pierre. Sie beugten sich über die Urkunde und freuten sich, daß Irène ein neues Spielzeug entdeckt hatte.

Der Dezember begann mit feuchtkalten Regentagen. Marie erholte sich nur langsam. Ein Husten quälte sie, daß sie fürchtete, wie ihre Mutter erkrankt zu sein. Aber der Arzt tröstete sie: »Ihre Lunge ist gesund. Sie sind ein bißchen blutarm, daher fühlen Sie sich abgespannt.«

Beruhigt verließ Marie die Praxis und ging über den Markt. Sie kaufte Bananen und Äpfel und wunderte sich über den Andrang am Zeitungsstand. An der Ecke Rue Lhomond – Rue de Ulm kletterte ein vierzehnjähriger Junge auf einen Mauer-

vorsprung. Er schwenkte Zeitungen durch die Luft und rief: »Extrablatt! Extrablatt!«

Sein Ruf hallte in den Lärm der hin und her hetzenden Passanten, der knarrenden Räder und klappernden Hufe, der Worte und Flüche: »Nobelpreis an drei Franzosen verliehen! Französische Wissenschaftler erhielten Nobelpreis!«

Marie verhielt den Schritt. Drei französische Wissenschaftler . . . Wer mochte es sein? Ihr Herz begann stärker zu klopfen, während sie passendes Geld zusammensuchte und sich in den Strom der schiebenden und drängelnden Passanten einreichte.

»Schwedische Akademie der Wissenschaften verlieh Nobelpreis! Drei französische Wissenschaftler erhielten Nobelpreis! Extrablatt! Extrablatt!« Die Stimme des Jungen tönte über Maries Kopf. Sie war heiser, aber er schonte sie nicht, obgleich ihm die Zeitungen aus der Hand gerissen wurden.

Er hatte geschickte Hände, die sekundenschnell ein Blatt aushändigten, das Geld einnahmen und wechselten. Die vielen Arme, die sich ihm entgegenreckten, verwirrten ihn nicht. Mit sicherem Instinkt fand er diejenigen heraus, die am längsten warteten. Seine Augen waren halb geschlossen. Er sah die Zeitungen und das Geld. Die vielen Gesichter zogen nur schemenhaft an ihm vorüber. Er unterschied dicke oder schmale, Glatzköpfe fielen ihm auf, ein verbeulter Hut, eine Pelzkappe oder ein grellfarbenedes Kopftuch. Manchmal bemerkte er den Ausdruck einiger Augen, die ungeduldigen oder freundlichen vor allem.

Als Maries Gesicht in seinem Blickfeld erschien, stockte die mechanische Bewegung seiner Hände. Er sah die Bilder des Extrablattes und Marie. Plötzlich erhob er sich aus seiner gebückten Stellung und rief mehr, als er fragte: »Sind Sie Madame Curie?«

Marie war so überrascht, daß sie verstört umhersah, während der Junge die Zeitungen durch die Luft schwenkte und rief: »Vivat! Vivat! Unter uns weilt Madame Curie, Nobelpreisträger des Jahres neunzehnhundertunddrei! Sie lebe hoch! Hoch! Hoch!«

Marie wandte sich ab. Sie wünschte, unsichtbar zu werden

und schnell den Kreis zu durchbrechen, der sich um sie schloß. Hände reckten sich ihr entgegen. Das Gemurmel um sie herum schwoll an. Rufe hallten an ihr Ohr. Sie fürchtete, ihr Trommelfell würde platzen.

»Hier meine Visitenkarte!« – »Helfen Sie einem armen Erfinder!« – »Unterstützen Sie den Tierschutzverein!« – »Darf ich mein Rennpferd nach Ihnen benennen?« – »Empfangen Sie mich, ich muß Sie unbedingt sofort sprechen!« – »Geben Sie mir ein Autogramm!« »Ein Autogramm!« »Ein Autogramm...!« – »Platz für den Photographen!«

Zwei kräftige Männer zwängten sich durch den Kreis, schoben die aufgeregten Frauen und Männer zur Seite. »Ein Interview für die Presse!« Ein kleiner Reporter schlüpfte unter den hochgereckten Schultern hindurch, zückte Bleistift und Block und blinzelte Marie von unten an.

Langsam bewegte sich der Menschenring durch die Rue Lhomond. Marie sah auf die trippelnden Füße, die vor ihr zurückwichen. Ihr Mund war fest geschlossen. Vor ihrem Leib hielt sie die Einkaufstasche wie einen Schild.

Der Junge startete hinter dem Menschenknäuel her, in dessen Mitte die zierliche Frau fast erdrückt wurde. Waren die verrückt geworden? Er sprang auf die Straße, boxte sich durch die Männer und Frauen hindurch, bis er neben Marie auftauchte. »Das habe ich nicht gewollt, Madamel!« rief er, »ich schaffe Ihnen Luft!«

Er stellte sich vor Marie, hob die Fäuste und schrie: »Platz da! Machen Sie Platz!« und trat zwei Männern auf die Füße, die sich mit den Ellbogen bearbeitet hatten. Sie drangen aufeinander ein und schrien sich an. Eine schmale Gasse entstand, durch die sich Marie hindurchwand. Der Junge öffnete eine Haustür, schob Marie hinein und schlug sie hinter ihr zu.

»Extrablatt! Extrablatt!« hörte sie die heisere Stimme des Jungen, während sie über den Hof in eine Nebenstraße entwich. Ohne aufzublicken, eilte Marie zur École de Physique et de Chimie, doch sie wandte sich schnell ab, als sie vor dem Hangar eine Menschenansammlung erblickte.

Auf dem Weg nach Hause ging sie dicht an den Hauswänden

entlang. Zuerst währte sie sich von allen Seiten beobachtet, doch bald bemerkte sie, daß sich niemand um sie kümmerte. Sie fühlte sich erleichtert, blickte verstohlen zur Seite und blinzelte in den hellen Mittagshimmel, von dem einzelne Schneeflocken herunterschwebten.

Sie hatte den Nobelpreis bekommen! Marie schüttelte verwundert den Kopf, obgleich es ihr gar nicht so ungewöhnlich vorkam. Röntgen war vor zwei Jahren der Nobelpreis für die Entdeckung der Röntgenstrahlen verliehen worden. Vielleicht war Henry Becquerel der Dritte? Ob sich Pierre freuen würde? Hoffentlich ließen sie ihn in Ruhe!

Marie bog in die Rue de Kellermann ein. Vor ihrem Grundstück gingen mehrere Männer mit großen Schritten auf und ab. Sie spähten nach allen Seiten.

Marie schlug den Kragen hoch und duckte sich hinter einer breiten dicken Frau. Unbemerkt erreichte sie das Gartentor, doch als sie die Klinke niederdrückte, sprangen zwei auf sie zu und fragten: »Sind Sie Madame Curie?«

Marie schüttelte den Kopf, öffnete die Tür und schlug sie hinter sich zu.

Nach dem Unterricht ging Pierre zum Hangar. Er trug den Kopf hoch und freute sich über die Schneeflocken, die vereinzelt durch die Luft taumelten. Ab und zu fing er ein Kristall mit dem Mund, indem er die Zunge vorstreckte, oder er hielt die Hand in die Luft und wartete, bis sich eine Flocke darauf setzte und in Wasser verwandelte. Ob Marie schon erfahren hatte, daß ihnen und Becquerel der Nobelpreis verliehen worden war? Hoffentlich fehlte ihr nichts Ernstliches, daß sie sich auch richtig freuen konnten. Das war wirklich eine tolle Überraschung! Er mußte ein ganz dummes Gesicht gemacht haben, als ihm der Direktor und seine Kollegen in der Pause gratulierten. Marie sollte sich ausruhen. Sie hatten ihre Kräfte verbraucht. Jetzt würden sie sicher ein Laboratorium bekommen, und alles würde ihnen leichter fallen.

Kurz vor der École de Physique et de Chimie trat ihm Monsieur Petit entgegen: »Gehen Sie nicht zum Schuppen, Monsieur

Curie. Er ist belagert wie eine Festung. Wenn ich nicht alles verschlossen hätte, Sie würden nichts mehr vorfinden. Die Leute sind wie toll.« Er schnaufte vor Aufregung und wischte sich mehrmals über sein rotes Gesicht. »Ist aber fein, daß Sie den Preis bekommen haben. Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu gratulieren!« Er streckte Pierre die Hand hin und lächelte froh.

»Sie haben uns sehr geholfen, Monsieur Petit, das werden wir Ihnen nie vergessen.« Pierre drückte den Alten an sich. »Wissen Sie was«, fuhr er fort, »leihen Sie mir mal Ihren Hut und Schal, vielleicht erkennt man mich nicht.«

»Das ist eine Idee!« rief Monsieur Petit, »binden Sie sich den Schal um den Kopf, als wenn Sie Zahnschmerzen hätten, und den Hut drücken Sie tief in die Stirn. Großartig, nicht mal ich würde Sie so erkennen!«

Sie schmunzelten vergnügt, schlenderten zum Hangar und mischten sich unter die Leute, die aufgeregt aufeinander einredeten.

»Da ist doch der Hausmeister wieder!« rief ein Reporter und packte Monsieur Petit am Kragen. »Geben Sie den Schlüssel 'raus, daß wir ein paar Innenaufnahmen machen können.«

»Hab' keinen«, brummte Monsieur Petit, »wissen Sie doch.«

»Wo ist er denn?« fragte ein anderer und klopfte ihm auf die Manteltaschen.

»Gibt nur einen«, antwortete Monsieur Petit würdevoll, »und den hat Professor Curie.«

»Wir setzen Sie aufs Glasdach«, grollte ein breitschultriger Photograph. »Wir lassen uns nicht an der Nase herumführen.« Er stieß Monsieur Petit mit seinem Stativ vor der Brust.

»Nun lassen Sie den Hausmeister mal zufrieden«, mischte sich Pierre energisch ein, »er hat vollkommen recht.«

»Was Sie nicht sagen«, antwortete der Breitschultrige polternd und richtete das Stativ auf Pierre, »Sie sollten lieber zum Zahnarzt gehen.«

Die Umstehenden lachten, doch ihre Gesichter wurden wieder ernst, als Monsieur Petit sagte: »Das ist Doctor Debierne, ein Mitarbeiter der Curies.«

Photoapparate wurden gezückt und auf Pierre gerichtet, von dem nur die Augen und die Nase zu sehen waren.

»Erzählen Sie uns von den Curies!« – »Wie wurde das Radium gefunden?« – »Wie sieht es aus?« – »Wer hat es zuerst entdeckt?« Eine Frage nach der anderen prasselte auf Pierre nieder. Der Schal half ihm, das Lachen zu verbergen. Als es etwas ruhiger wurde, sagte er zerknirscht: »Hab' Zahnschmerzen. Fragen Sie den Professor selbst.«

»Wo ist er denn? 'raus mit der Sprache!«

»Wo soll er denn sein?« antwortete Pierre, »in der Universität natürlich.«

»In der Universität!« – »In der Universität!« – »In der Universität!« Der Ruf pflanzte sich mit Schallgeschwindigkeit fort. Die Reporter klemmten ihre Photoapparate und Notizbücher unter den Arm und drängelten und schubsten einander durch das Gartentor. Der Blick auf den Hangar wurde frei. Nach wenigen Minuten war es auf dem Hof so still wie an den Tagen zuvor.

Monsieur Petit lachte zufrieden. Pierre atmete mehrmals tief auf. »Mir ist ganz heiß geworden. Ich gehe gleich nach Hause.«

Er wollte dem Hausmeister Hut und Schal zurückgeben, doch dieser wehrte ab. »Behalten Sie die Sachen. Wer weiß, vielleicht treffen Sie noch mehr Verrückte.«

Pierre gelangte mühelos in seinen Garten. Als er sich dem Hause näherte, trat sein Vater aus der Tür und sagte zornig: »Ich habe Ihren Kollegen doch gesagt, daß meine Kinder nicht zu Hause sind. Belästigen Sie mich nicht dauernd!«

Pierre zog den Hut, verbeugte sich tief und schob den Schal zur Seite. Von unten her blinzelte er seinen Vater an, der sich überrascht zu ihm niederbeugte. »Komm schon«, flüsterte er hastig, zog Pierre ins Haus und schloß die Tür ab.

»Pst!« zischte Pierre, »mal sehen, ob Marie mich erkennt?« Er schob den Schal wieder über den Kopf, setzte den Hut auf und klopfte.

Leichte Schritte näherten sich. Die Tür ging auf. Marie blickte zu ihm auf, erschrak für eine Sekunde, dann umarmte sie ihn, der sie auf den Arm hob und ins Zimmer trug.

»Spielst du Nikolaus?« fragte Irène, die auf dem Boden saß und Bausteine übereinandertürmte.

Marie blickte aus dem Fenster in den grauen Novembertag. Ihre Wangen waren blaß, ihre Augen dunkel umschattet. Sie hatte die Hände über dem Leib gefaltet und spürte die Bewegungen des Kindes, das in wenigen Tagen geboren werden würde. Im Nebenzimmer plauderte Irène mit ihrem Großvater Eugène. Vielleicht war es gut, daß sie endlich ein Geschwisterchen bekam, einen Eugène oder eine Eve. Die Uhr schlug die vierte Stunde. Gleich würde der Zug aus Warschau einlaufen. Hoffentlich verfehlte Pierre Bronia nicht, sie hatten sich lange nicht mehr gesehen.

Unendlich viele Jahre, Ewigkeiten schienen vergangen, obgleich die großen Ereignisse, von dem täglichen Einerlei getrennt, hart nebeneinander – und erst kurze Zeit zurücklagen. Warschau, Zakopane, Paris – damals lebte Vater noch. Sie hatte ihn fast über der Arbeit vergessen. Daß sie ihn nicht mehr lebend angetroffen hatte, war eine Wunde, die nicht verheilte. Warum konnte der Mensch nicht fliegen? Wie hätte sich ihr Vater über den Nobelpreis gefreut!

Hatten sie sich gefreut? Gab es eine eindeutige Antwort? Bildeten nicht Ehre und Plage ein Paar wie Schmerz und Freude? Natürlich hatte ihnen die hohe wissenschaftliche Auszeichnung gut getan, wenn ihnen anfangs auch alles unwirklich, wie in einem merkwürdigen Traum erschienen war. Erst als sie am 2. Januar des Jahres 1904 den Kontoauszug von siebzigtausend Franc gesehen hatten, zweifelten sie nicht mehr daran, daß die Zeitungsartikel und Gratulationen und die Waschkörbe voll Briefe wirklich für sie bestimmt waren.

Dennoch hatten die Ereignisse etwas Erschreckendes für sie gehabt, dieser Überfall der Öffentlichkeit mit Aufmerksamkeiten, die jedem Politiker, Sänger oder Schauspieler schmeicheln konnten, die sie jedoch, die abgeschiedene Stille gewöhnt, bedrängten und bedrückten. Anfangs hatten sie noch versucht, das aufgeregte Interesse von der heiteren Seite zu nehmen, und es war ihnen sogar recht gewesen, daß sich die



Universität dem Druck der Öffentlichkeit ausgesetzt sah. Aber sie blieben mit ihren Hoffnungen eben doch Märchenkinder. Es ging ihnen wie der Prinzessin, die alles besaß bis auf das, wonach sie sich einzig und allein wirklich sehnte. Was nützte es, daß sie mehr bekamen, als sie sich je träumen ließen, und Dinge, an die sie nie gedacht hatten, daß sie zu Empfängen der Regierung eingeladen oder Königen und Staatsmännern vorgestellt wurden, mit dem einzigen Ergebnis, unwiederbringliche Zeit verloren zu haben. Was half es ihren Forschungen, daß der Hangar und das Radium in Variétéveranstaltungen Revue passierten, daß ihr Haushalt, ihre Tochter und selbst ihre Katze wert befunden wurden, Zeitungsauflagen zu erhöhen? Was sollten sie mit den Einladungen zu Vorträgen, die, alle befolgt, ihr ganzes Leben in Anspruch nehmen würden? Nur was sie dringend brauchten, um besser arbeiten zu können, schien unerreichbar und selbst dann noch, als die Universität Pierre einen Lehrstuhl für Physik angeboten hatte. Erst als er diesen zurückgewiesen hatte und die Öffentlichkeit, die alle Vorgänge um sie mit Luchsaugen verfolgte, Kritik übte, erhielt er schließlich einige Arbeitsräume und Geld für Instrumente, durfte er drei Mitarbeiter einstellen: ein Faktotum, einen Laboranten und einen Assistenten, sie, Marie.

Und doch war es ihnen schwergefallen, den Hangar zu verlassen. Als sie die Geräte in die neuen Arbeitsräume in der Rue Cuvier transportiert hatten, machte der alte Schuppen einen öden, verlassenen Eindruck. Nur die schwarze Tafel erinnerte noch an die vergangenen Jahre. Niemand hatte die letzten Aufzeichnungen Pierres abgewischt.

Es war ihnen auch nicht leichtgefallen, sich auf das neue Labor umzustellen, auf die neuen Wissenschaftler, die mitarbeiten wollten, auf die Studenten, die anzuleiten und zu beaufsichtigen waren. Es war ein Glück, daß Pierre seine Tätigkeit an der Schule für Physik und Chemie ihrem Freund Langevin übertragen konnte, denn seine Kräfte waren überanstrengt. Er ermüdete leicht, und der Rummel, den die Öffentlichkeit seit der Verleihung des Nobelpreises um sie veranstaltete, raubte ihnen Zeit für Arbeit und Erholung.

Fast mit Bitterkeit empfanden sie die kurz danach erfolgte Verleihung des Osirispreises an Marie, wodurch Journalisten und Photographen, Autogrammsammler und Snobs erneut ermuntert wurden, ihnen aufzulauern und nachzustellen.

Ein Schreibbüro hätten sie unterhalten müssen, um die Tausende von Briefen zu beantworten. Marie mußte lächeln bei dem Gedanken an die Sonette und Verse über das Radium, an die Briefe von Spiritisten, Philosophen oder verkannten Genies. Die meisten sahen nur den Glanz des Rampenlichts, nicht die Zeit, Geduld und Mühsal.

Ruhm und Ehre standen im Gegensatz zur Arbeit. Sie vermochten ein Leben schneller zu ruinieren, als man es aufbauen konnte. Pierre hatte völlig recht, daß sich die Leute, die sie bestürmten, in einigen Jahren wundern würden, wenn sie nichts Neues mehr geschaffen hatten. Würden sie sich der Lebensweise anpassen, die man von ihnen erwartete, dann würden sie langsam verblöden.

Dabei hatten sie nicht einmal ihrer Pflicht gegenüber der Nobelstiftung nachkommen können. Vor knapp einem Jahr hatte der französische Gesandte für sie an den Feierlichkeiten der Verleihung teilgenommen und den Preis, die künstlerisch und ganz persönlich ausgestaltete Mappe und die schwere goldene Medaille, entgegengenommen. Es war üblich, daß die Ausgezeichneten einen kurzen Vortrag über ihre Arbeit hielten, Erkältung und die Aufregungen hatten lange an Marie gezehrt, und als sie sich wieder kräftig gefühlt und den Unterricht in Sèvres aufgenommen hatte, begann Pierre über Magenbeschwerden zu klagen. Den wenigen hochgespannten Stunden der Freude und des Glücks über ihre Liebe und ihre gemeinsame erfolgreiche Arbeit waren Tage und Wochen gefolgt, in denen sie sich matt und niedergeschlagen fühlten.

Fast erschien es ihr sinnlos, einem Menschen das Leben zu schenken. Die Gleichgültigkeit, mit der sie sich gegen die ihr feindlich erscheinende Welt wappnete, richtete sich gegen sie selbst.

Marie blieb vor dem Fenster stehen, drückte die heiße Stirn gegen das Glas und empfand schmerzhaft die eisige Kühle.

In wenigen Minuten mußte Pierre mit ihrer Schwester Bronia vorfahren.

Pierre legte den Weg zum Gare du Nord trotz seiner Mattigkeit zu Fuß zurück. Die frische Winterluft regte den Blutkreislauf an. Sie tat seinem Körper ebensogut wie seinem Kopf, in dem sich die Gedanken heiß rieben.

Hoffentlich würde mit der Geburt alles gut gehen! Marie war sehr angegriffen, diesmal weniger von der Arbeit als von dem belästigenden Trubel, den unzählige Narren um sie veranstalteten, die nicht begreifen wollten, daß es in der Wissenschaft um Sachen, nicht um Personen ging.

Vor sieben Jahren war Irène geboren worden. Damals waren sie voll unverbrauchter Energie und noch so jung, so ahnungslos von all den Dingen, die nun hinter ihnen lagen. Kurz erschien die Zeit im Rückblick.

Sie hatten sich nicht unterkriegen lassen, weder von Menschen noch von Institutionen. Und sie hatten trotz allem Glück, denn sie hatten der Natur eines ihrer geheimsten Geheimnisse entrisen. Natürlich wären sie viel schneller vorangekommen, wenn sie ein richtiges Laboratorium, Gehilfen und genügend Geld gehabt hätten. Vor allem hätten sie ihre Gesundheit schonen können. Trotzdem waren sie nicht Sklaven ihrer Arbeit geworden. Die herrlichen Ausflüge und Ferienfahrten blieben ein unvergessener Kraftquell. Sie hatten ihren Traum gelebt und waren glücklich, glücklich als Mann und Frau und glücklich in ihrer gemeinsamen Arbeit.

Pierre ging über die Pont des Arts, blickte auf den bleigrau dahinfließenden Strom und den Quai du Louvre, wo er Marie zum ersten Male gefragt hatte, ob sie seine Frau werden wollte. Er sah ihr jugendliches Gesicht mit den vom Wind umspielten Haaren, die im Schein der Abendsonne glänzten. Er hatte es nicht glauben können, daß sie das Leben nicht mit ihm teilen wollte. Was konnte sich in wenigen Jahren nicht alles ereignen? Damals waren sie unbekannt, heute sprach man in der ganzen Welt von den Curies. Gefiel es ihm so besser, weil er nun endlich so etwas Ähnliches wie ein Laboratorium bekommen

hatte? Wie unerfahren war er in dem gewinnbringenden Verkehr mit einflußreichen Persönlichkeiten, wie naiv in der Annahme, daß man sich allein durch Leistung empfehle. Erstens mußte jemand dasein, der eine Leistung zu beurteilen verstand, zweitens mußte dieser auch gewillt sein, sie anzuerkennen und drittens bereit, etwas zu tun. Er erwartete zuviel von der Einsicht anderer, von staatlichen Institutionen, von Wissenschaftlern in amtlichen Stellen, auch wenn er nur Selbstverständlichkeiten erwartete. Das Selbstverständliche war nicht selbstverständlich.

Aber war das alles so wichtig? Marie und er, das waren die Curies. Ihr Lebensbund und die Entdeckung des Radiums waren unzertrennbar miteinander verbunden. Mochte dies ein Beispiel sein für eine beglückende Gemeinsamkeit von Mann und Frau.

Pierre straffte den Körper und schritt schneller aus. Er durfte Bronia nicht verfehlen. Ob sie auch so gealtert war? In der frischen Bergluft und Einsamkeit der Täler lebte man ruhiger. Marie würde das Wiedersehen guttun. Er freute sich doppelt auf den Besuch.

Auf dem Bahnsteig ging Pierre langsam auf und ab. Hier hatten sie die Dluskis mit Töchterchen Lou vor einigen Jahren verabschiedet, als sie dem Radium auf der Spur waren. »Marie bleibt meine größte Entdeckung«, hatte Pierre ihnen nachgerufen. Er lächelte vergnügt. Die ein- und auslaufenden Züge erinnerten ihn an die noch ausstehende Reise nach Stockholm. Bald nach der Entbindung mußten sie sich dieser Pflicht entledigen.

Über den Vortrag hatte er schon oft mit Marie gesprochen. Ganz ungeheure Gedanken waren ihnen dabei gekommen. Wenn Atome zerfielen und laufend Energie abgaben, so mußten gewaltige Energiemengen in ihnen aufgespeichert sein. Würde es gelingen, diese Energie plötzlich freizusetzen, dann...

Der Gedanke war herrlich und furchtbar zugleich. Die bisher bekannten Energiequellen der Erde: Kohle, Erdöl, Wasser, Wind, sie würden nicht immer ausreichen, um genügend Wärme, Bewegung, Licht zu erzeugen. Aus der Energie der

Atome aber konnte jeder Bedarf auf unabsehbare Zeit gedeckt werden. Doch was würden die Menschen mit diesen unermeßlichen Kräften anstellen?

Nobel hatte drei Jahrzehnte vor ihnen vor einer ähnlichen Frage gestanden. Dynamit, dieser gewaltige Sprengstoff, ersetzte in Bergwerken oder beim Tunnelbau Tausende von Arbeitskräften und befreite sie von schwerer körperlicher Arbeit. Aber Nobels Erfindung hatte auch der Kriegstechnik schreckliche Vernichtungsmittel in die Hände gegeben. Konnte man Nobels Optimismus teilen, daß die Anwendung von Waffen um so unwahrscheinlicher würde, je fürchterlicher ihre Zerstörungskraft sei? Warum hatte Nobel die Friedensbewegung unterstützt, Berta von Suttners Kampf um den Weltfrieden? Fürchtete Nobel, daß machtgierige Regierungen die Völker eines Tages in einen Krieg hineintreiben könnten, der durch seine Erfindung Millionen den Tod bringen würde? Suchte er sein Gewissen zu entlasten durch die Stiftung des Friedenspreises, der in jedem Jahr an den vergeben werden sollte, der sich die größten Verdienste bei der Verbrüderung der Völker, der Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere und der Bildung und Verbreitung von Friedenskongressen erwarb?

Diente dieses Vermächtnis nicht dazu, die Völker zu aktivieren, gegen diejenigen aufzutreten, die den Krieg als Mittel der Politik betrachteten, um ihre Herrschaft und ihren Reichtum zu vermehren?

Was aber würde geschehen, wenn die Energie der Atome eines Tages benutzt werden könnte, um ganze Städte zu verwüsten oder ganze Völker auszurotten?

Pierre fröstelte und schlug den Kragen hoch. Er sah Mariens entsetzten Blick auf sich gerichtet, als sie zum ersten Male darüber gesprochen hatten. Der Gedanke quälte sie wie ein Alpdruck. »Hat es denn überhaupt Sinn, einem Menschen das Leben zu schenken?« Diese Frage hatte ihn schwer getroffen. Sie brauchten lange, um sich wieder auf ihr Kind freuen zu können.

Es blieb den Menschen keine andere Wahl. Sie mußten lernen, miteinander auszukommen, oder sie würden sich ver-

nichten. Wer Haß und Zwietracht säte, bereitete dem Tod die Ernte. Wer leben wollte, mußte bereit sein, anderen das Leben zu gönnen. Die Erde war groß genug, Platz gab es für jeden, der geboren wurde. Brot, Luft und Sonne reichten aus, um jeden zu ernähren. Niemand durfte zuwenig und niemand zuviel von den Gütern der Erde beanspruchen. Die Menschen mußten Regeln finden, um die Schätze der Erde und des Fleißes gerecht zu verteilen. Und niemand sollte unter sich einen Knecht und über sich einen Herrn sehen wollen. Ein fernes Ziel, gewiß, doch es zu erreichen wurde eine Frage auf Leben und Tod. Was war schneller, Macht oder Vernunft?

Der Zug donnerte in die Halle. Bronia stand am Fenster. Pierre entdeckte sie und schloß sie in die Arme.

Mit Eve, die zum Nikolaustag geboren wurde, verbreitete sich neue Fröhlichkeit im Haus. So anstrengend die Geburt auch gewesen war, Marie erholte sich schnell. Sie sah sich in die Zeit zurückversetzt, in der Irène ihr ganzes Denken ausgefüllt hatte. Eve erhielt ein eigenes Tagebuch, und aus dem von Irène wurde beim Nachmittagsplausch vorgelesen. Irène, die ihr schwarzhaariges Schwesterchen eifersüchtig bewachte, spitzte die Ohren und fühlte sich in die aufregenden Veränderungen einbezogen. Das »Gogli, gogli, go«, das sich aus Großvater Curies Mund wie eine besondere Liebkosung für »seine« Irène anhörte, ersetzte für einige Zeit grübende, liebkosende oder ermahnende Worte.

Bronia brachte Erinnerungen an die gemeinsam verlebten Sonnentage ins Haus. Die Kindheit wurde lebendig, die Studentenzeit aufgefrischt, Ferienbegebenheiten noch einmal erlebt. Bronia erzählte von ihren Kindern, von kuriosen Patienten ihrer Klinik, von Kasimir, der mit seinem unverwüstlichen Humor auch den finstersten Gesellen aufheiterte. Am meisten aber sprach sie von den Hoffnungen, die man sich in Polen machte, seit die zaristischen Truppen zu Lande und zu Wasser in mehreren Schlachten von japanischen Streitkräften geschlagen worden waren. Man sprach von Meutereien, Streiks, Aufständen und erwartete im ganzen Land die Erhebung des Vol-

kes. Wenn es gelänge, die zaristische Diktatur zu stürzen, eine bürgerliche Republik zu errichten, dann würden auch für die unterdrückten Polen und Finnen die Freiheitsglocken läuten. Natürlich würden Bronia und Kasimir, Hela und Joseph die revolutionären Kämpfer unterstützen, und Marie wäre am liebsten nach Warschau gefahren, um dabeizusein. Sie beschwor mit Bronia die Abende der Fliegenden Universität herauf, und sie ereiferten sich so, daß Pierre besänftigend über Mariés Haare strich, während Großvater Curie die Begeisterung schürte und mit jugendlichem Eifer von den Kämpfen der 48er Revolution berichtete. »Niemand war ein Befreiungskampf umsonst!« rief er leidenschaftlich. »Jeder hat ein gleiches Recht auf das Leben und die Güter der Erde. Wer andere behindert, ihre Bewegungsfreiheit einengt, sie unterdrückt, bevormundet, ausnutzt, wird für den Druck Gegendruck ernten. Eine Regierung verliert das Recht, für ein Volk zu sprechen, wenn sie dem Volk vorschreibt, wie es zu leben hat. Das Volk ist der Souverän und nicht der Herrscher, ob er nun als König geboren oder von einer Partei oder sonstwem dazu gemacht worden ist.«

»Ich bin mehr für die sanfte Gewalt der Vernunft«, sagte Pierre wie immer in seiner unerschütterlichen ruhigen Art. »Der Mensch ist auch so etwas wie eine Art Maschine. Er wird dann gut arbeiten, wenn er gut behandelt und gut entlohnt wird. Sklaven oder Leibeigene schaffen wenig. Wer dagegen seine Arbeit aus eigenem Antrieb tut, der überlegt sich, wie er am besten produziert.«

»Dazu bedarf es aber einer Gesellschaft, in der jedermann die gleichen Rechte hat«, sagte Bronia.

»Und die gleichen Möglichkeiten«, fügte Marie hinzu, »Bildung zu erwerben.«

Über das Ziel waren sie sich einig, aber über den Weg dahin gingen die Meinungen auseinander. Pierre hielt eine allmähliche Entwicklung für sinnvoll, Großvater Curie dagegen meinte, herrschende Gruppen würden niemals freiwillig auf ihre Macht verzichten, so daß sie durch Volkserhebungen gestürzt werden müßten. Marie und Bronia stimmten ihm zu, so-

weit es um die Befreiung unterdrückter Völker ging. Freie Völker dagegen könnten Ordnungen aufbauen, in der die freie Entfaltung jedes einzelnen Bedingung für die Entwicklung aller ist.

Auch als Bronia wieder in ihre Heimat zurückgekehrt war, verfolgten Marie und Pierre die revolutionären Ereignisse in Rußland und unterstützten die Revolutionäre mit Geldsendungen.

»Eigentlich ist es wunderbar«, sagte Marie, »daß wir Polen jetzt plötzlich viele Verbündete in dem Volk haben, das wir als unseren Unterdrücker betrachteten.«

»Es ist eben nicht das Volk, sondern der Zarismus, der die Polen wie seine russischen Untertanen behandelt. Nur daß er sich dabei vornehmlich auf russische Beamte stützt. Die Unterdrückten aber sind alle in der gleichen Lage, ob Russen, Polen oder Deutsche.«

»Nicht ganz«, entgegnete Marie, »das Joch einer fremden Regierung wird schmerzlicher empfunden.«

Eigentlich hätte Marie ihren Unterricht an der Schule in Sèvres aufgeben können. Aber ihr Verhältnis zu den Schülerinnen war so herzlich, daß sie es nicht missen mochte. Und gerade die Bildungsarbeit unter Mädchen lag ihr besonders am Herzen.

Ihr Haushalt stellte jetzt nicht nur durch Eve, sondern auch durch zahlreiche Besucher aus Frankreich und anderen Ländern höhere Ansprüche an sie. Zwar entlasteten sie eine Aufwartung und eine Hausgehilfin und besonders Großvater Curie, doch die Verantwortung, daß das Essen abwechslungsreich zubereitet oder die Kinder zweckmäßig gekleidet wurden, trug sie allein.

Bis auf die zwei Tage, die Marie nach Sèvres fuhr, gehörten die Vormittage den Kindern, dem Haushalt und Garten. Nach dem Mittagessen folgte sie Pierre ins Laboratorium, und abends empfingen sie Gäste, oder sie besuchten Freunde, wissenschaftliche Veranstaltungen oder ein Schauspiel im Théâtre de l'Oeuvre, in dem vorwiegend moderne Stücke inszeniert wurden.

Es tat ihnen gut, nach der harten Arbeit und den zeitrau-

benden Interviews ein wenig gemächlicher zu leben und neben der Arbeit auch eine Variétéveranstaltung, einen Atelierbesuch bei ihrem Bekannten Rodin, Unterhaltungen, Theaterstücke oder moderne Malerei auf sich wirken zu lassen. Ihr Blick, jahrelang auf einen einzigen Punkt konzentriert, weitete sich wieder, schlummernde Interessen wurden geweckt.

Doch die Leidenschaft fürs Laboratorium bewegte sie nach wie vor am stärksten. Sie hatten eine Arbeit über die genaue Dosierung des Radiums begonnen, die sie Ende Mai unterbrachen, um nach Schweden zu fahren. Zuvor hatte Pierre noch einmal die Besuchstour hinter sich gebracht, denn die Akademie hatte ihn erneut als Kandidaten aufgestellt. »Diesmal wird die Mehrheit für dich stimmen«, sagte Marie, als sie auf dem Vorderdeck standen und sich der zerklüfteten schwedischen Küste vor Stockholm näherten.

»Ich weiß nicht einmal, ob ich es mir wünschen sollte«, entgegnete Pierre. »Natürlich gaben sich diejenigen, die mich vor einigen Jahren wie einen Schulbuben oder Phantasten behandelten, freundlicher, aber einige halten mich schon deswegen für ihren persönlichen Feind, weil sie durch uns ihre wissenschaftlichen Ansichten ändern mußten. Andere halten mich für eingebildet, weil ich mir nichts aus ihren Geselligkeiten mache. Es ist entmutigend, daß selbst Wissenschaftler einen Menschen nicht danach beurteilen, was er leistet, sondern ob er ihre persönlichen Überzeugungen, ihre religiösen oder politischen Meinungen oder sogar ihren Spleen für Pferde oder Hunde teilt.«

Marie legte ihre Hände über die seinen, die die Reling umspannten. »Erinnerst du dich an unsere erste Seereise? Die nordischen Länder meinen es besonders gut mit uns. Ich möchte viel von Schweden sehen. Ich freue mich darauf so, als wäre es für lange Zeit für dich und mich das schönste Erlebnis.«

Pierre drückte sein Gesicht in Maries Haar, das sich in der frischen Luft kräuselte. »Man wird dich für eine Schwedin halten«, sagte er zärtlich, »noch zwei Tage in dieser Sonne, und dein Schopf ist weißblond. Du siehst überhaupt zum Verlieben schön aus.«

Marie schlang die Hände um Pierres Nacken. Ihre grauen Augen glänzten verträumt. »Wir werden die Weißen Nächte erleben, Pierre. Ich möchte irgendwo unter hohen Bergen auf einer Wiese liegen. Es muß sehr aufregend sein, wenn die Sonne nicht untergeht.«

Langsam schob sich der Dampfer durch die gewundenen Wasserstraßen, vorbei an zahlreichen kleinen und großen Inseln, die der Hauptstadt Schwedens vorgelagert waren. Schiffe aller Größen begegneten ihnen, der Blick verlor sich in tief eingeschnittene Buchten, strich über Weiden, einsame Gehöfte, Wälder und immer wieder über das glitzernde Wasser. Plötzlich schien der Saltsjön, ihre Wasserstraße, blockiert. In der flimmernden Luft erschienen wuchtige Gebäude und Kirchtürme. Vor ihnen lag die Insel Staden mit dem königlichen Schloß, die älteste Siedlung Stockholms, vergleichbar der Île de la Cité, nur viel größer und unwirklich in dem grellen Sonnenlicht.

Die Atmosphäre wirkte anheimelnd, und dieser Eindruck auf Marie und Pierre verstärkte sich durch den einfachen, würdevollen Empfang, den ihnen die Königliche Akademie der Wissenschaften bereitete. Amtspersonen erschienen nur, wenn sie gebraucht wurden. Die Journalisten waren nicht aufdringlich. Empfänge und Festlichkeiten verliefen in einer fast privat anmutenden Form, daß sich Marie und Pierre stets wohl fühlten. Die Stunden verliefen unter anregenden Gesprächen in einer gelassenen Heiterkeit, in dem jeder seine Meinung geachtet fand.

Am 6. Juni, sechs Monate nach der Geburt Eves, trat Pierre vor die Versammlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Marie saß in der ersten Reihe, ihre Züge wirkten gespannt, nur ihre verschorften Fingerspitzen rieben sich leicht aneinander. Pierre lächelte ihr zu, blickte über die Sitzreihen und freute sich über die erwartungsvollen Blicke der festlich gekleideten Damen und Herren.

Er entschuldigte sich, daß sie durch Krankheit und andere Umstände erst jetzt der Einladung hätten folgen können, was sie doppelt bedauerten, da sie sich hier dank der reizvollen

Natur, der kunstvollen Bauten, vor allem aber dank der gastfreundlichen und verständnisvollen Bewohner vom ersten Tage an wie zu Hause gefühlt hätten. »Mit diesem Vortrag, der ein Werk der Gemeinsamkeit mit Madame Curie ist, möchten wir die Aufmerksamkeit besonders darauf richten, welche Folgen aus unserer Entdeckung des Radiums für die Wissenschaft und für die Menschen entstehen können.

Wie sich eine große Entdeckung oder Erfindung immer als ein Hauptglied einer Kette versteht, für die zahlreiche Glieder vor- und nachzuarbeiten sind, so verstehen sich auch die Folgerungen durch die Fortschritte, die um die gleiche Zeit auf anderen Gebieten erzielt wurden.

Die Wissenschaften befinden sich in einer fieberhaften Umwälzung. Naturerscheinungen wurden beobachtet, die den bestehenden Auffassungen widersprechen. Die Entdeckung der elektromagnetischen Wellen, der Kathodenstrahlen, der Röntgenstrahlen, der Uranstrahlen und die Untersuchungen Joseph John Thomsons über das Elektron eröffnen der Wissenschaft neue, ungeahnte Weiten.

Die Erkenntnisse über die Elektrizität und den Magnetismus dienen der Übertragung von Nachrichten, der Erzeugung von Wärme, Bewegung und Licht. Sie werden wie die Erfindung der Verbrennungsmotoren, Automobile und Flugmaschinen die Zivilisation in einem uns noch nicht vorstellbaren Ausmaß verändern. Die Chemie steht vielleicht an der Spitze dieser Entwicklung mit ihren Synthesen von Farbstoffen und Arzneimitteln und dem Kontaktverfahren zur Herstellung von Schwefelsäure und ihren elektrochemischen Umsetzungen.

Die Entdeckung des Radiums erschütterte die Vorstellungen von der Unveränderlichkeit der Elemente und von den Atomen als den letzten, unzerstörbaren Bausteinen der Materie. Rutherford und Soddy entwickelten die Theorie der atomaren Desintegration, wonach das Radium und die anderen radioaktiven Elemente eine Reihe von atomaren Umwandlungen durchlaufen, bis sie inaktiv geworden sind. Streng gesetzmäßig zerfallen die radioaktiven Elemente. Die beträchtlichen Energiemengen, die dabei schon eine winzige Menge radioaktiven

Materials abgibt, deuten daraufhin, daß im Atom gewaltige Kräfte aufgespeichert sind.

Die Physik, Chemie, Geologie, Medizin und Technik haben bereits zahlreiche Nutzenwendungen aus den Untersuchungen über das Radium gezogen, eine der schönsten davon war für uns die Zerstörung von Krebszellen. Jede Erfindung und Entdeckung vermehrt das Wissen und die Kräfte des Menschen. Sie eröffnen Möglichkeiten zur Entwicklung der geistigen und materiellen Kultur, aber sie steigern auch die Möglichkeiten, die Natur, die Kultur, das Leben von Menschen zu zerstören.

Denn man kann auch annehmen, daß das Radium in verbrecherischen Händen sehr gefährlich werden könnte, und hier stellt sich die Frage, ob es für die Menschheit vorteilhaft ist, die Geheimnisse der Natur zu kennen, ob sie reif genug ist, sich diese Geheimnisse nutzbar zu machen, oder ob diese Erkenntnisse ihr nicht schädlich sind.

Nobels Entdeckungen sind ein charakteristisches Beispiel dafür: Die mächtigen Explosivkörper haben den Menschen erlaubt, großartige Arbeiten durchzuführen. Doch sind sie auch ein furchtbares Instrument der Zerstörung in den Händen der großen Verbrecher, die die Völker in die Kriege hetzen.

Ich bin wie Nobel der Ansicht, daß die Menschheit mehr Gutes als Böses aus den neuen Entdeckungen gewinnen kann, wenn sie mit ihren materiellen Kräften zugleich ihre ideellen, ihre ethischen, moralischen Kräfte stärkt.«

Der Beifall war herzlich, die Feierlichkeiten, die sich angeschlossen, verliefen in der schon gewohnten freundschaftlichen Atmosphäre. Die Stunden flogen unbemerkt dahin, und am nächsten Morgen fuhren sie, begleitet von den besten Wünschen, mit dem Expreß durch das mittelschwedische Tiefland, zweihundertfünfzig Kilometer westlich nach Karlstadt am Väner-See.

Eine riesige Wasserfläche dehnte sich vor ihren Augen, spiegelblank in der Abendsonne und so weit, daß trotz der klaren Luft gegenüber kein Ufer zu sehen war. Am nächsten Tag mieteten sie sich ein Boot. Eine leichte Brise spannte das Segel

und drückte den Schiffsrumpf kaum hörbar durchs Wasser. Pierre saß am Heck, Marie im Schatten des Segels. Morgendunst hob sich in glitzernden Streifen, Möwen strichen über sie dahin, ab und zu hallten ihre schrillen Rufe durch die Luft.

Einige Tage später lagen sie auf einer Almwiese am Fuße des Kebnekaise. Der Abend war mild, und die Sonne stand noch immer hoch am Himmel. In Paris war es schon dunkel um diese Zeit. Ungewöhnlich schön waren diese Nächte, in denen sie nur wenige Stunden schliefen. Trotzdem spürten Marie und Pierre keine Müdigkeit.

Sie hörten das Wasser eines Baches schäumend ins Tal sprudeln und beobachteten die buntschillernden Falter, die über die süßherb duftenden Blumen und Kräuter flatterten. Das weiße Licht berührte Marie und Pierre seltsam. Die Sonne sah aus wie der Mond in sternklaren Winternächten, nur daß die Luft nicht klar, sondern milchigweiß erschien. Die Farben des Grases, der Felswände, der Fichten und Kiefern, ihrer Hände, ihres Gesichtes, ihrer Kleider waren wie mit einem Schleier überzogen.

Sie sahen auf ihre Uhren, es war kurz vor Mitternacht. Unwirklich erschien ihnen die Welt, verloren in dem seltsamen Licht dieser Sonne, die nicht unterging.

»Erinnert dich diese Sonne auch immer an das Element?« Marie lächelte verträumt. »Mir ist noch nie so bewußt geworden, daß die Sonne immer scheint.«

»Das Element ist wie eine Sonne im kleinen«, antwortete Pierre. »Und wie das Radium zerstrahlt, wird auch die Sonne einmal in unendlich ferner Zeit erlöschen.«

»Wenn man herausbekommt, was auf der Sonne vor sich geht, Pierre, vielleicht reicht die Energie der Atome aus, um eines Tages künstliche Sonnen aufsteigen zu lassen?«

»Daß man sich immer nach paradiesischen Zuständen sehnt«, sagte Pierre nachdenklich. »Feuer kann zum Wärmen, aber auch zum Töten, Eisen als Pflug, aber auch als Schwert, Gift zur Heilung, aber auch zum Mord benutzt werden. Werden sich die Menschen nicht lieber vernichten, als auf eine ihrer Einbildungen und Begierden zu verzichten? Bevor es dem Forscher

zum Bewußtsein kommt, werden mit seiner Entdeckung oder Erfindung schon die schlimmsten Verbrechen vorbereitet.«

»Ach, Pierre, sind nicht Güte und Vernunft doch stärker, gibt es nicht mehr gute als schlechte Menschen, werden nicht Gerechtigkeit und Frieden Willkür und Krieg überwinden? Du selbst hast immer gesagt, daß uns eine Entdeckung klüger, eine Erfindung reicher macht und daß darin der Fortschritt besteht.«

Pierre richtete sich auf. »Mitternacht ist vorüber, die Sonne steigt wieder höher, ihr Licht wird farbiger und wärmer.« Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Nur dadurch, daß die Menschen nicht nur von der Natur zehrten, sondern den Boden bearbeiteten, Tiere zähmten, vermochten sie Kulturen aufzubauen. Wenn sie aber ihr Verhältnis untereinander nicht menschlich gestalten, werden sie sich selbst vernichten. Ich glaube, die menschliche Stärke beruht nicht auf seiner Macht, sondern auf seiner Vernunft und Würde.«

Pierre stand auf, Marie streckte ihm die Arme entgegen. Er zog sie an sich, und sie standen lange umschlungen gegen das weiße Licht, einig mit sich und ihrem Leben.

Der Schleier, den die Mitternachtssonne über Gräser und Blumen, Bäume und Felsen gelegt hatte, löste sich auf, und die kräftigen Farben kamen hervor. Die leisen Nachtgeräusche gingen unter mit dem Erwachen der Vögel, Käfer, Bienen und der menschlichen Arbeit. Die Kühe brüllten den Melkern entgegen. Scharf strichen die Sensen durch das taufrische Gras. Kinder rannten lachend und rufend über die Wiese zum Bach.

Marie und Pierre dachten an Irène und Eve und an ihre Rückfahrt. Aber sie freuten sich auch noch auf Uppsala, die Stadt mit der ältesten Universität Nordeuropas, 1477 gegründet, mit einer Bibliothek von siebenhunderttausend Bänden, siebzehntausend Handschriften, sie freuten sich auf die Gemäldesammlungen, die Sternwarte, den Dom mit seinen einhundertneunzehn Meter hohen Türmen. Sie würden die Grabstätte eines der tüchtigsten Chemiker besuchen, der unter ähnlich primitiven Bedingungen wie sie den Sauerstoff und viele andere Stoffe entdeckt hatte: Carl Wilhelm Scheele.

Langsam, Hand in Hand, folgten sie dem gewundenen Pfad ins Tal.

Die Glückwünsche, die Pierre erhielt, als er zum Mitglied der Akademie gewählt worden war, erfreuten Marie mehr als ihn. Die meisten Sitzungen langweilten Pierre. »Viele Kollegen interessieren sich nur für ihre eigenen Ideen. Sie sind derartig in ihre Vorstellungen vernarrt, daß sie sich den Blick für neue Ereignisse verschließen, unfähig, die Gedanken eines anderen aufzunehmen, eine Sache von verschiedenen Seiten zu betrachten und sich zu fragen, welche Ansicht wohl diejenige ist, die der Wahrheit am nächsten kommt.«

Pierre fühlte sich wie ein Fremdkörper unter solchen Kollegen, die es als eine persönliche Beleidigung auffaßten, wenn er gegen eine Meinung etwas einzuwenden hatte. Natürlich wußte er, daß man ohne Duldsamkeit in keiner Gemeinschaft leben konnte, doch fiel es ihm unsagbar schwer, in wissenschaftlichen Fragen Behauptungen als Wahrheit auch nur stillschweigend anzuerkennen. Denn wer Mutmaßungen als Wahrheit ausgab, der war ein Irreführer. Und solche Irreführer gab es nur zu viele.

Pierre erschien Marie wie ein fast einzigartiges Wesen in seiner Losgelöstheit von jeder eitlen Regung und Kleinlichkeit, die sie selbst bei denen beobachten konnte, die ehrlich einem vollkommenen Ideal zustrebten. So kam es wohl, daß Pierre von seinen Mitarbeitern in einer Weise verehrt wurde, die so aufrichtig und selbstverständlich war, daß ihr alles Gezierte fehlte.

Pierre war siebenundvierzig Jahre alt, diente uneigennützig einem großen Werk und mußte seine Kräfte weiterhin vergeuden, weil auch die neuen Einrichtungen und Mittel unzureichend blieben. Der Hörsaal, in dem er am 8. November seine Vorlesungen begann, lag in der Sorbonne. Im gleichen Raum fanden noch eine Menge anderer Vorlesungen statt, und der einzige Vormittag, den Pierre für die Vorbereitung zur Verfügung hatte, reichte nicht aus. So fühlte er sich ständig getrieben, und er litt darunter.

Das Laboratorium, das sich nicht in der Universität, sondern in der Rue Cuvier befand, blieb auch unzulänglich, und die Mittel für die Experimente wurden für Bauarbeiten verbraucht. Ihr Kampf um gute Arbeitsbedingungen war noch nicht zu Ende, und Pierre fühlte sich erschöpft.

Im Januar 1906 empfingen Marie und Pierre einen Brief, den ihnen eine vermögende Frau zustellen ließ. Sie habe die Absicht, ihnen ein Laboratorium zu stiften. Ob sie ihr einen Plan unterbreiten könnten? Die Güter der Erde waren doch sehr ungleich verteilt. Aber warum sollte man den guten Willen zurückweisen?

»Schreiben wir ihr doch, wie wir uns eine Forschungsstätte vorstellen«, sagte Marie. »Aber ich weiß nicht, allzuviel Vertrauen zu Geldleuten habe ich nicht. Dafür habe ich einige zu gut kennengelernt.«

Pierre entwarf das Schreiben, und Marie wunderte sich, wie wenig eigentlich dazu gehörte, um das Leben und die Arbeit sinnvoll miteinander zu verbinden.

». . . Wir haben auf ein Laboratorium, das außerhalb der Stadt errichtet würde, einen besonderen Wert gelegt, weil es eine Lebensfrage für uns ist, die Kinder in der Nähe unserer Arbeitsstätte zu haben. Kinder und ein Laboratorium bedürfen der fortwährenden Gegenwart der Menschen, die mit ihnen zu tun haben. Für meine Frau insbesondere ist das Leben äußerst schwierig, wenn das Haus und das Laboratorium sehr voneinander entfernt sind. Manchmal geht diese doppelte Aufgabe weit über ihre Kräfte. Die Ruhe außerhalb der Stadt ist für wissenschaftliche Forschungen sehr vorteilhaft, die Laboratorien würden dabei nur gewinnen. Auch ist das Leben im Zentrum der Stadt für Kinder äußerst ungünstig, und meine Frau kann sich nicht entschließen, sie unter solchen Umständen aufzuziehen . . .«

»Ich würde nicht damit rechnen«, sagte Marie, als Pierre das Kuvert verschloß.

Pierre nickte. »Wir werden den Brief absenden und nicht mehr daran denken, es sei denn, man erinnert uns daran. Es war aber gut, daß wir einmal unsere Vorstellungen zu Papier gebracht haben.«

Ihre Arbeit über die Dosierung des Radiums machte gute Fortschritte. Sie hatten sich an die neue Umgebung und ihre Mitarbeiter gewöhnt, die sich in der ruhigen, sachlichen Atmosphäre wohl fühlten und ihnen Vertrauen und Zuneigung entgegenbrachten.

Es war kaum zu sagen, worauf das gute Verhältnis beruhte. Marie und Pierre leiteten die Forschungen, aber jeder Mitarbeiter hatte das Gefühl, ganz selbständig zu arbeiten, ohne unterrichtet und beaufsichtigt zu werden. Jeder kannte die Arbeit des anderen, niemand machte ein Geheimnis daraus. Wer das Laboratorium betrat, fühlte sich geborgen. Verdruß und Ärger des Alltags blieben vor der Tür. Die besonnene Freundlichkeit und Sachlichkeit, die Marie und Pierre umgaben, erfüllte jeden mit ungezwungener Würde.

»Jeder von beiden ist ein großer Wissenschaftler«, schrieb einer ihrer Mitarbeiter, George Jafée, seinem Freund. »Ich bin wirklich glücklich, hier arbeiten zu können. Es ist kaum möglich, ein glänzenderes Beispiel zu finden, wo Mann und Frau mit all ihrer gegenseitigen Wertschätzung und Zuneigung so vollkommen die Selbständigkeit ihrer Charaktere bewahren, im Leben wie in der Wissenschaft. Ich bin äußerst beeindruckt von ihrer Sachlichkeit und Bescheidenheit, von ihrer ungewöhnlichen Hingabe an ihre Aufgabe. Beide umgibt eine nicht zur Schau getragene Überlegenheit, die durch ihre Schlichtheit um so mehr beeindruckt.

Pierre scheint zu denen zu gehören, die langsam voranschreiten, die sich Zeit lassen müssen, damit die Probleme reifen. Ruhe und Liebenswürdigkeit sind die hervorstechendsten Züge in seinem persönlichen Auftreten. Obgleich er gegen sich selbst sehr streng ist in der Befolgung seiner Ideale, ist er gegenüber anderen ungewöhnlich duldsam. Ich habe nun schon in einigen und auch berühmten Laboratorien gearbeitet, bei Ostwald in Leipzig, bei Thomson in London, aber nie bin ich einem Gelehrten begegnet, der so über dem Streit der Meinungen zu stehen scheint wie Pierre Curie, der auch dem kleinsten Beitrag Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Marie Curie dagegen scheint von Natur aus leidenschaft-

licher und auch temperamentvoller zu sein. Im Augenblick ist sie nur nachmittags im Labor. Sie hat zwei Mädchen, das kleinste ist noch keine zwei Jahre alt, wodurch sie natürlich in Anspruch genommen wird. Sie soll sehr mütterlich sein, was ich glauben mag, aber im Labor bewundern wir alle die Macht ihres Verstandes und ihre ungewöhnliche Energie. In Gesprächen leitet sie fast immer die Unterhaltung, ohne daß der Eindruck aufkommt, sie müsse im Mittelpunkt stehen. Es ergibt sich ganz von selbst, und nur manchmal stockt sie plötzlich und sieht ihren Mann an, verlegen fast und wie bittend, das Wort zu übernehmen. Dabei ist ihr Auftreten von einer Gelassenheit und Ruhe, die man auch bei Männern nur selten findet. Ich glaube, sie sind das Ergebnis einer großen Kraft und Selbstbeherrschung, während in ihr zugleich eine Flamme von Begeisterung und Idealismus brennt.

Vom Charakter her sind beide sehr verschieden, doch so, daß sie sich in erstaunlicher Weise ergänzen oder vervollkommen, soweit man davon überhaupt sprechen kann. Laß Dir zwei Beispiele mitteilen: Madame Curie interessierte sich für eine Apparatur, die ein Kollege zusammengebaut hatte, doch sie konnte den Mechanismus nicht begreifen, obgleich er höchst einfach war. Pierre trat hinzu und sagte schließlich: ›Aber Marie!‹ An sich nichts Erstaunliches, wirst Du sagen, doch in den zwei Worten lag so viel Zärtlichkeit, untermalt mit einer heiteren Freundlichkeit und auch etwas Erstaunen, daß wir alle tief beeindruckt waren. Und nun zum zweiten: Wir hatten uns alle in eine komplizierte Formel verstrickt. Schließlich baten wir Pierre, uns zu helfen. Er sah sich die Sache an und sagte: ›Warten Sie auf Madame Curie‹ – er spricht vor anderen immer so von seiner Frau –, ›sie versteht mehr von der Integralrechnung als ich.‹ So war es auch. Nach kurzer Zeit fand sie die Lösung.

Ich glaube, Du verstehst, warum ich sehr glücklich bin. Weil ich hier eine Atmosphäre erlebe, die wohl sehr selten anzutreffen ist. Man bekommt hier ein Gefühl für Menschlichkeit, für Kultur und Vernunft, einen Sinn für das, was wirklich groß und gut ist. Das scheint mir mehr zu sein als Wissen und

Klugheit, oder das ist wahres Wissen, wahre Klugheit, ein Verhalten zu Menschen, das auf voller Gleichberechtigung und ehrlicher gegenseitiger Anerkennung beruht . . .«

Zu Ostern fuhren Marie und Pierre in ein Landhaus nach Saint-Rémy-les-Chevreuse. Während Eve der Bauersfrau anvertraut wurde, schwang sich Irène auf ihr Rad und fuhr keck voraus. Der Himmel war von einem zarten Blau. Die Sonnenstrahlen wärmten schon tüchtig, und unter Mittag konnte die Familie getrost im Freien picknicken. Irène stellte mehr Fragen, als Marie und Pierre beantworten konnten, und ihr Gesicht glühte vor Eifer und Freude. Pierre hob sie auf seine Schultern, balancierte mit ihr über gefällte Baumstämme, während Marie Schiffe bastelte, die Irène vorsichtig dem schnell dahinfließenden Bach anvertraute. Erst am späten Nachmittag fuhren sie zurück, ein wenig müde zwar, doch erfrischt von der würzigen Luft, von den Schönheiten der Natur und der Munterkeit ihrer großen Tochter.

Ostermontag war es schon in der Frühe so warm, daß sie sich auf einer Wiese in der Nähe des Hauses lagerten. Eve krabbelte auf der Decke herum und erinnerte Marie und Pierre an ihren Urlaub in der Auvergne, wo sie Jacques überrascht hatte. Acht Jahre waren seitdem vergangen, eine kurze Zeit nur, in der sich soviel ereignet hatte.

Irène hielt nichts vom Stillsitzen. Sie sprang den Schmetterlingen nach, warf sich mit dem ganzen Körper auf die hin und her flatternden Kohlweißlinge, Zitronenfalter, Pfauenaugen und zeigte der verständnislos starrenden Schwester ihre Beute.

Marie legte ihren Kopf auf Pierres Brust, erfüllt von ihrer Liebe und ihrem Glück. Pierre streichelte ihr Haar, das in der Sonne glänzte. Die Zeit schien stillzustehen. »Schön ist das Leben mit dir, Marie.«

Sie spürten die warmen Wellen ihrer Herzen. Marie wandte ihm das Gesicht zu. Pierre küßte ihre Wangen, ihre Stirn. Marie tastete mit ihren Händen über sein Gesicht, zupfte an seinem Bart und drückte ihre Lippen auf seine Lider.

»Was macht ihr da?« fragte Irène. Beide fuhren lachend

auf. Irène wollte reiten, und Pierre kroch auf allen vieren über die Wiese. »Wenn du ein Pferd bist, mußt du auch Gras fressen!« rief Irène. »Komm, friß!« Sie rupfte eine Handvoll und hielt Pierre das Gras vor den Mund.

»Wenn du nicht brav bist, wirft dich das Pferd ab!« drohte Pierre. »Hoppla!« Er bockte, und Irène purzelte auf die Wiese. Nun setzte Marie Eve auf Pierres Rücken. »Hoppe, hoppe, Reiter, wenn er fällt, dann schreit er.« Pierre hob den Rücken, und Marie schwang die jauchzende Eve durch die Luft.

»Ich habe gar keine Lust, schon heute zu fahren«, sagte Pierre nach der Kaffeetafel, »aber es ist vielleicht doch besser, wenn einer von uns morgen im Labor ist. Nur mit meinen Gedanken werde ich mehr bei euch als bei der Arbeit sein.«

»Wir kommen ja schon in vierundzwanzig Stunden nach«, antwortete Marie. »Mach dir keine Sorgen.«

Als Marie am nächsten Tag zurückfuhr, drehte der Wind auf Nordwest und trieb graue Wolken vor sich her. Der Frühling schien unter der kalten Luft und dem harten Regen zu erstarren. Pierre hatte den Kamin geheizt, und fröstelnd setzte sich Marie dicht vor die Flammen. Sie sprachen über ihre Erlebnisse, über das morgige Bankett der Physikalischen Gesellschaft und über die Ausbildung von Irène. Pierre wollte, daß sie später einmal in ihrem Laboratorium arbeiten sollte. »Ich glaube, sie ist dazu begabt.«

Am nächsten Abend wurde es spät. Die Feier verlief angenehm zwanglos. Pierre fand in Henri Poincaré einen Gesprächspartner, der sich wie er dafür interessierte, wie man den Mädchen helfen könnte, wissenschaftliche Berufe zu erlernen. Marie war von einigen Kollegen umgeben, die sich für die weiteren Ziele ihrer Arbeit interessierten. »Wir möchten so etwas wie einen Maßstab entwickeln, an dem die Radioaktivität jeder Substanz gemessen werden kann, etwa, wie man Längen oder Temperaturen mißt.«

Eng aneinandergeschmiegt eilten Marie und Pierre nach Hause. Es war so stürmisch wie an dem Tag, als sie im Café über die Widersprüche zwischen der Radioaktivität und dem Urangehalt der Substanzen gerätselt hatten.

»Es war deine Idee, daß da noch ein anderes Element im Spiel sein könnte«, sagte Pierre.

»Aber durch dich bin ich darauf gekommen«, antwortete Marie und drückte seinen Arm in ihre Hüfte.

Sie wachten spät auf, und während Marie die Kinder zum Frühstück rief, eilte Pierre schon aus dem Hause. Er hatte sich mit einem Kollegen verabredet. Sie wollten beraten, wie man den Unfallgefahren im Laboratorium besser begegnen könnte. Bis zum Nachmittag saßen sie zusammen, dann eilte Pierre zu seinem Verleger, ohne ihn anzutreffen.

Streikposten standen vor dem Verlagshaus.

Pierre tastete nach dem Manuskript in der Tasche, zuckte die Achseln und spannte den Regenschirm wieder auf. Immer dichter prasselte der Regen auf die Straße. Traurig genug, daß die Arbeiter gezwungen waren, immer wieder um ihre nackte Existenz zu kämpfen. Die soziale Gesetzgebung war unzureichend. Die Widersprüche zwischen reich und arm waren zu groß. Ohne Arbeiter gab es keine gedruckte Seite. Was nützte der Fortschritt, wenn das Volk keinen richtigen Anteil daran hatte?

Ihn quälten die Gedanken an die sozialen Ungerechtigkeiten. Wann würde man begreifen, daß ein Mensch dann am meisten leistet, wenn seine Person und Arbeit anerkannt werden, wenn er seine Fähigkeiten frei entfalten kann?

Er hörte nicht das Rasseln der Karren und Wagen, die Rufe der Kutscher, Händler und Zeitungsverkäufer. Er spürte nur die Hast um sich herum und ging, des Gedränges überdrüssig, auf der Straße hinter einem Wagen her.

Kurz vor der Kreuzung überquerte er die Fahrbahn. Zu spät sah er die Pferde, die im Trab ein schweres Fuhrwerk hinter sich herzogen. Noch bevor er seinen Schritt anhalten konnte, prallte er gegen die Brust des Pferdes. Der Schirm flog aus seiner Hand, Pierre wankte, suchte Halt und griff in den Brustriemen des Tieres, das sich aufbäumte und ihn zu Boden schleuderte. Er hörte neben sich die Hufe aufschlagen, er hörte die entsetzten Schreie einiger Passanten und die knirschenden Räder neben seinen Ohren.

Einen Augenblick kam ihm seine Lage komisch vor, plötzlich aber überfiel ihn lähmende Angst. Mit ungeheurer Schnelligkeit zuckten ihm die Bilder seiner Frau, seiner Kinder, seines Vaters, seiner Mutter durch den Kopf, quälte ihn der Schreck unseliger Verlassenheit, der von einem scharfen Stich im Kopf abgeschnitten wurde, mit dem sich tiefe Nacht über ihn senkte.

Madame Curie - Sklodowska

Großvater Curie kämpfte gegen eine wachsende innere Unruhe an. »Weiß der Teufel«, murkte er in sich hinein, »immer wenn ich allein bin, werde ich nervös. Mit neunundsiebzig Jahren sollte man ruhiger sein. Wenn doch wenigstens Irène erst wieder zurück wäre! Dieses verdammte Wetter auch, nicht mal in den Garten kann man gehen!« Er trommelte mit den Fingern gegen die Scheiben, an denen die Regentropfen hinunterliefen.

Als die Klingel ertönte, fuhr er zusammen. Er hörte, wie die Hausgehilfin zur Tür ging. Als sie zurückkam, rief er sie an. »Ein Herr, Monsieur, er wollte Madame Curie sprechen . . . Nein, hat nichts ausgerichtet, Monsieur.«

Wieder schrillte die Klingel. Großvater Curie ging selbst öffnen.

Professor Appell und Professor Perrin? Was gab es so Wichtiges? »Aber treten Sie doch ein, die Kinder müssen gleich nach Hause kommen.« Was zögerten sie? Warum sahen sie aus wie bei einer Beerdigung? Warum sagten sie nichts?

Großvater Curie spürte einen Stich in der Brust. Das Blut wich aus seinem Gesicht. Die Hand, die den Türgriff umspannte, wurde weiß. Er senkte die Lider. Das Bild seiner Frau, ihr demütig-erschrockenes Gesicht, wenn sie Angst um Jacques oder Pierre gehabt hatte, trat vor seine Augen. Pierre! Der Junge! Ein Aufschrei blieb stumm in seiner Kehle stecken.

Als er die Augen wieder öffnete, schien eine Ewigkeit vergangen. Er sah den beiden Männern in die Augen und wußte, was sie zu berichten hatten. »Mein Sohn ist tot«, sagte er leise, drehte sich um und sank auf einen Stuhl. »Erzählen Sie mir, wie es geschah.«

Pierre war also tot. Warum nicht er? Warum hatte er ihn nicht begleitet? Warum? Tränen flossen über sein Gesicht. In seiner Brust brannte der Schmerz. Marie! Warum konnte Pierre nicht aufpassen? Warum? Die Kinder! Er schüttelte den Kopf. »Woran mag er nur wieder gedacht haben?« Die verzweifelt-vorwurfsvollen Worte verhallten im Raum. Niemand wußte etwas zu sagen.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloß. Lebhaft und heiter trat Marie ins Zimmer. »Was ist denn passiert?« Ihr Schritt stockte, sie erstarrte und rührte sich nicht.

Aber das konnte doch unmöglich wahr sein. Das war nur ein böser Traum. Zwischen ihr und den anderen lag ein Abgrund.

Ihre Augen irrten von einem zum anderen. Wo fand ihre Hoffnung etwas Nahrung? Ihr Blick verlor sich, ihr Denken löste sich von ihrem Gefühl. Sie hörte sich fragen, es kam ihr irrsinnig sinnlos vor, aber noch glomm Hoffnung, ein winziger Funke Hoffnung in ihr. »Pierre ist tot? Ganz und gar tot?«

Irgend etwas trennte sich von ihr. Marie sah sich selbst, aber es war ein ganz anderes Wesen, das sich langsam umdrehte, in den Garten hinausging und sich auf die feuchte Bank setzte, den Kopf in die Hände stützte und reglos auf Pierre wartete.

Wortlos nahm sie das Manuskript, Pierres Schlüssel, seine Brieftasche und seine Uhr in Empfang, deren leises Ticken sich mit ihrem Pulsschlag mischte. Wortlos folgte sie der Bahre, den Blick auf Pierres blutleeres Gesicht gerichtet.

Die Stunden vergingen wie Ewigkeiten. Es wurde Nacht. Der Morgen graute, und der Tag begann. Marie spürte Durst und Hunger. Sie trank ein Glas Wasser, aß ein Stück Brot. Sie fragte die Haushälterin, ob Eve versorgt wäre, ging zu Irène, die ihre Nachbarin zu sich genommen hatte, sagte ihr, daß Pa sich verletzt habe und Ruhe brauche.

Marie war nicht mehr sie selbst. Alles, was um sie geschah, sah sie wie aus einer fremden Welt. Ihre Seele hatte sie mit Pierre verlassen. Mechanisch und willenlos empfing sie Besuche, Beileidsbezeugungen, Telegramme und Briefe. Man schrieb von Pierre, der nicht mehr lebte.

»Für mich war er nach meinen Angehörigen einer der liebsten Menschen, so sehr hatte er seinem bescheidenen Mitarbeiter mit zartfühlender Herzlichkeit zu begegnen gewußt. Seine unendliche Güte erstreckte sich auf die einfachsten Menschen, die ihn vergötterten. Nie habe ich aufrichtigeren und bitteren Tränen vergießen sehen als die seiner Laboratoriumsdiener, als sie von seinem plötzlichen Verscheiden hörten . . .«

»Alle, die Pierre kannten, wissen, wie angenehm und sicher er im Umgang war, welcher besondere Reiz von seiner sanften Bescheidenheit, seiner naiven Gradheit, der Feinheit seines Geistes ausging. Wer hätte geglaubt, daß hinter soviel Sanftmut sich eine unbeugsame Seele verbarg? Er paktierte nicht mit den edlen Prinzipien, die man in ihm genährt, mit dem ethischen Ideal, das zu lieben man ihn gelehrt hatte, diesem Ideal rückhaltloser Offenheit, das für die Welt, in der wir leben, vielleicht zu hoch gesteckt war. Die zahllosen kleinen Kompromisse, mit denen unsere Schwäche sich begnügt, kannte er nicht. Und er trennte den Kult dieses Ideals nicht von dem, den er der Wissenschaft weihte. Er hat uns durch ein leuchtendes Beispiel gezeigt, welche hohe Auffassung der Pflicht aus der einfachen reinen Liebe zur Wahrheit entstehen kann. Es ist im Grunde gleichgültig, an welchen Gott man glaubt: Es ist der Glaube und nicht der Gott, der Wunder schafft.«

Als man Marie eine feierliche Beisetzung Pierres mit Abordnungen und Reden antrug, regte sich erstmals wieder ihr eigener Wille. Pierre sollte so einfach und schlicht, wie er gelebt hatte, beigesetzt werden: im Grab seiner Mutter in Sceaux.

Am Arm des Großvaters folgte Marie dem Sarg. Die frischen Blätter der Kastanienbäume leuchteten in der Sonne, ihre Blütenkerzen trieben hervor, und die hellen Stimmen der Vögel klangen in die abgeschiedene Stille.

Marie sah und hörte das alles; sie empfand es wie einen Gruß des Lebens an Pierre, der die Natur so geliebt hatte und nun eingegangen war in die stumme Welt außerhalb des Menschen, viel zu früh für sich, viel zu früh für sein Werk und viel zu früh für seine Familie.

Hinter sich vernahm Marie die behutsamen Schritte von Jacques, Bronia, Joseph und anderen Verwandten und Freunden. Sie alle lebten und waren zugleich ohnmächtig, das Geschehene rückgängig zu machen.

Als der Sarg langsam in die Tiefe gesenkt wurde, trat Marie an die Grube und ließ abwesend eine Blume nach der anderen auf den Sarg fallen. Sie glaubte Pierres Gesicht zu sehen, das trotz der schrecklichen Verwundung sanft und friedlich war,

wie in einem Traum befangen. Seine Lippen, die sie einst genäschig nannte, waren bleich und entfärbt, sein Bart ergraut. Sein Haar war kaum noch zu sehen, denn da begann die Wunde, rechts oberhalb der Stirn war der Knochen gesprengt worden.

Oh! Wie weh hatte es ihm getan, wie hatte er geblutet. Wie schrecklich war der Stoß, dem sein armer Kopf ausgesetzt gewesen war, den sie oft gestreichelt und zwischen ihre Hände genommen hatte. Sie hatte seine Lider geküßt, die er schloß, damit sie sie küssen konnte, wenn er ihr seinen Kopf in einer vertrauten Bewegung zuwandte.

Am Samstagmorgen hatten sie ihn in den Sarg gelegt. Sie hatte ihm den Kopf gestützt und ein letztes Mal sein Gesicht geküßt. Sie hatten Immergrün aus dem Garten in den Sarg gelegt und ihr kleines Bild, das er »die kleine brave Studentin« nannte und so gern mochte.

Es wird dich ins Grab begleiten, Pierre, das Bild derjenigen, die das Glück hatte, dir so zu gefallen, daß du dein Leben mit ihr teiltest. Du hast mir oft gesagt, daß es das einzige Mal in deinem Leben war, wo du gehandelt hast, ohne zu zaudern, in der unbedingten Überzeugung, das Richtige zu tun. Mein Pierre, ich glaube, daß du dich nicht geirrt hast. Wir waren geschaffen, um miteinander zu leben, und unsere Vereinigung mußte Wirklichkeit werden.

Nun glitt der Sarg in die Erde, und sie würde Pierre nie mehr sehen. Die letzte Blume fiel aus ihrer Hand. Die Erde polterte auf den Sarg. Alles war zu Ende, alles.

Um sie herum erschienen die traurigen Gesichter. Hände streckten sich ihr entgegen. Leise, teilnahmevolle Worte erreichten ihr Ohr. Aber sie spürte nur den Wunsch, sich aufzulösen, irgendwo in einer Höhle zu liegen, allein in der Wildnis, um zu vergessen, was nicht zu vergessen war.

Morgen mußte sie Irène alles sagen. Eve würde von all dem nichts verstehen. Jacques, Bronia und Joseph würden noch einige Tage um sie sein, dann blieb sie allein, allein. Wie sollte sie es anstellen weiterzuleben, was sie wohl tun mußte, wie?

Am Sonntagmorgen ging sie, von Jacques begleitet, zum ersten

Male wieder ins Laboratorium. Sie versuchte einige Messungen für eine Kurve auszuführen, von der sie noch mit Pierre einige Punkte festgelegt hatte, doch es war ihr unmöglich fortzufahren. Auf der Straße ging sie wie betäubt, ohne sich zu kümmern, was rings um sie hier geschah. Warum war ihr nicht ein gleiches Schicksal wie Pierre beschieden?

»Die Regierung möchte dir eine Ehrenpension ausschreiben«, sagte Jacques.

Marie hob den Kopf und blickte aus dem Fenster. Im Garten spielte Irène mit Eve, deren Lachen unbekümmert in den hellen Tag hineinklang. Marie sah Jacques' energisches Gesicht, dessen Ausdruck in vielem an seinen Bruder erinnerte. Ihr Wille erwachte wieder. »Ich möchte keine Pension«, sagte sie entschieden, »ich bin noch jung genug, um für mein Leben und das Leben meiner Kinder aufzukommen.«

Am nächsten Tag begaben sich Jacques und Pierres Freund Georges Gouy zum Dekan der Universität. Was sie vorzutragen hatten, war ungewöhnlich, revolutionär: eine Frau als Professor an der Sorbonne!

»Meine Herren, ich bin völlig überzeugt, daß Madame Curie die einzige ist, die das Laboratorium leiten und Pierre Curies Vorlesung fortsetzen könnte. Aber noch nie hat in Frankreich eine Frau einen Lehrstuhl innegehabt.«

Seit wann schreckte man in Frankreich zurück, das zu tun, was die Vernunft gebot? Andere Wissenschaftler, Paul Appell, der Vizerektor Liard, der berühmte Chemiker Marcelin Berthelot forderten nachdrücklich, die einzig würdige Entscheidung zu treffen. Am 13. Mai 1906 trat der Rat der Fakultät zusammen. Die Beratung war eine der kürzesten, und es gab keine Gegenstimme.

»Du kannst jetzt Pierres Werk fortsetzen«, sagte Großvater Curie zu Marie, »und ich glaube, du wirst es schaffen, es ist im Sinn von Pierre.« Seine Stimme war wieder fest wie früher. Weder durch seine Haltung noch durch seine Kleidung ließ er sich den Schmerz anmerken, den ihm der Tod seines Sohnes bereitet hatte.

Marie spürte seine Stärke und Entschlossenheit, mit den Ver-

hältnissen fertig zu werden. Der alte Mann sollte sie nicht beschämen. Sie wollte es versuchen, aber sie wußte nicht, ob es falsch oder richtig war. Pierre hatte ihr zwar manchmal gesagt, daß er es gern sehen würde, wenn sie Vorlesungen an der Sorbonne hielt. Doch nun würde er nichts mehr davon erfahren. Vielleicht würde es ihr so am leichtesten fallen, ihre gemeinsame Arbeit fortzusetzen. Oder war sie verrückt, sich darauf einzulassen?

Denn wozu das alles? Es war nicht zu begreifen, daß sie leben sollte, ohne Pierre zu sehen, ohne dem lieben Gefährten ihres Lebens zulächeln zu können. Wie hätte er sich über die Kinder gefreut! Er hätte sie gerufen, um ihnen das blühende Immergrün und die Narzissen zu zeigen. Statt dessen mußte sie auf die in Stein gemeißelten Worte »Pierre Curie« starren, die in schroffem Gegensatz zur Schönheit der erwachenden Natur standen.

Ihr graute vor der Nacht, und wenn sie vor Erschöpfung einschlief, hetzten sie wilde Träume in ausweglose Situationen. Kaum fühlte sie sich einmal ausgeglichen, schon begann wieder das zermürbende Grübeln, der wüste Schmerz, den sie nur ihrem Tagebuch anvertrauen konnte.

»... Mein kleiner Pierre, ich möchte Dir sagen, daß die Bäume blühen. Die Glyzinien, die Heckenrosen und die Schwertlilien beginnen auch schon – das alles hätte Dich erfreut...

Ich will Dir sagen, daß ich die Sonne und die Blumen nicht mehr liebe. Ihr Anblick tut mir weh. Mir ist besser, wenn der Himmel finster ist wie an dem Tage Deines Todes. Und wenn ich das schöne Wetter nicht hasse, so ist es nur, weil es unsern Kindern gut tut...

Meine Tage verbringe ich im Laboratorium. Das ist alles, was ich tun kann. Dort ist es mir besser als irgendwo anders. Ich kann mir nichts mehr vorstellen, was mir Freude bereiten könnte. Die wissenschaftliche Arbeit vielleicht ausgenommen. – Doch nein, denn wenn mir etwas gelänge, könnte ich es nicht ertragen, wenn Du nichts davon wüßtest...

Alles ist trostlos. Die Sorgen des Lebens bringen es mit sich,

daß ich nicht einmal in Ruhe an meinen Pierre denken kann. Im November werde ich Deine Vorlesungen halten müssen. Es wird ein fürchterlicher Augenblick sein . . .«

Wenn die Hausklingel ertönte, schreckte Marie auf. Die unsinnige Hoffnung, Pierre würde eintreten, überwältigte sie. Erstartt lauschte sie auf die Stimmen, die ihre Verzweiflung wieder zur Gewißheit werden ließen. Pierre war tot. Sie blieb allein, allein mit den Kindern und Großvater Curie und Hela, ihrer ältesten Schwester, die den Sommer bei ihnen bleiben würde.

Jede freie Minute fuhr Marie nach Sceaux. In der Einsamkeit des Friedhofs fühlte sie sich geborgen. Wenn Pierre ihr auch nicht mehr antworten konnte, hier stellte sie ihm Fragen, die sie entscheiden mußte, und hier fand sie die Antworten, die sie gemeinsam mit Pierre gefunden hätte.

Den Gedanken, ihren Wohnsitz nach Sceaux zu verlegen, hatte sie noch mit Pierre erwogen. Der Weg zum Laboratorium würde zwar lang sein, aber die Kinder wuchsen im Freien auf, wie Pierre es gewünscht hatte. Und sie wollte es auch.

Großvater Curie war einverstanden. Er freute sich, daß Marie wieder Entschlußkraft zeigte. Doch durfte er weiterhin bei Marie und ihren Kindern bleiben? War es richtig, daß er sich als alter Mann an ihr Leben hängte, ihr vielleicht den Weg in ein zweites Glück erschwerte?

»Nun, da Pierre nicht mehr ist, Marie, hast du keine Veranlassung mehr, mit einem alten Mann zu leben. Ich kann sehr gut von euch fortziehen, allein oder bei meinem ältesten Sohn leben. Beschließe, was geschehen soll.«

Marie sah ihn erschrocken an. »Du würdest mich kränken, Vater, wenn du fortgingst. Aber du sollst tun, was du willst«, antwortete sie leise und stockend.

Das Gesicht ihres Schwiegervaters hellte sich auf. »Was ich am liebsten möchte, Marie? Ich möchte immer bei dir bleiben . . ., wenn es dir recht ist.« Marie umarmte ihn, und sie gingen in den Garten zu den Kindern, die im Grase tollten.

Der Hörsaal war schon überfüllt, als Marie noch am Grabe Pierres stand, um ihre Kräfte für die erste Vorlesung zu sammeln. Sie hatte den Sommer über die Aufzeichnungen Pierres durchgearbeitet und wollte dort fortfahren, wo Pierre hatte aufhören müssen. Sie würde über die Ionentheorie der Gase und über die Radioaktivität sprechen. Und sie wollte es so tun, wie Pierre es getan haben würde.

Als sie die Tür des Hörsaals öffnete, brandete ihr ein wilder Applaus entgegen. Sie erschrak, und für einen Augenblick stockte ihr Schritt. Wie im Taumel näherte sie sich dem Tisch, auf dem sie einige Apparate aufgebaut hatte, stützte ihre Hände auf die Platte und neigte den Kopf.

Es wurde totenstill. Selbst die Neugierigen und Sensationslüsternen wurden ergriffen von dem Anblick des abgehärteten totenblassen Gesichtes der Frau, die entrückt in den Saal starrte und mit leiser Stimme begann: »Wenn man die Fortschritte ins Auge faßt, die die Physik seit zehn Jahren gemacht hat, ist man erstaunt über den Umschwung, der sich in unseren Auffassungen über die Elektrizität und die Materie vollzogen hat . . .«

Marie hörte sich sprechen und befürchtete, sich zu verwirren, steckenzubleiben, aber die Worte folgten ihren Gedanken über den Atomzerfall und die radioaktiven Körper, ohne von dem überlegten Plan abzuweichen. Ihre Stimme blieb ruhig, wurde bestimmter, und je mehr sie sich dem Ende der Vorlesung näherte, desto klarer überblickte sie den gebotenen Stoff und das Auditorium, zu dem sich eine sachliche Beziehung hergestellt hatte. Während sie ihren letzten Satz formulierte, schloß sie ihre Mappe, verbeugte sich leicht und verließ den Raum. Im Vorzimmer setzte sie sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hände. Sie dachte an Pierre, während der Beifall in ihren Ohren rauschte.

Die Gewißheit, daß Pierre tot war, hatte sich nicht mit einem Male eingestellt. Zuerst war ihr Gefühl ergriffen gewesen, das sich mit wilder Leidenschaft dagegen wehrte. Dann begriff sie der Verstand, und spätestens mit der Beerdigung war Ma-

rie die Unwiderruflichkeit des Geschehens bewußt geworden. Das Herz aber war nicht einsichtig, handelte nicht nach den Gesetzen des Denkens, sondern klammerte sich verzweifelt an den Menschen, mit dem es verbunden war, und nährte seine Einsamkeit mit den wehmütigen Bildern der Erinnerung.

In den ersten Jahren nach Pierres Tod geschah es manchmal, daß ihr Herz plötzlich wild zu hämmern begann und ihr das Blut in den Kopf trieb, bis kalter Schweiß aus ihren Poren brach, die Glieder erstarrten und sie, tödliche Blässe im Gesicht, ohnmächtig zusammenbrach.

Manchmal sah Marie plötzlich von ihren Geräten auf, weil sie überwältigt war von dem Gedanken, Pierre stünde neben ihr. Anfangs erschrak sie darüber, später freute sie sich über dieses Gefühl. Als sie begann, Pierres Veröffentlichungen und Manuskripte für ein Buch zusammenzustellen, war ihr die Vorstellung angenehm, daß Pierre ihr wie im Leben über die Schulter sah. Als sie im Jahre 1908 das fertige Buch in der Hand hielt und aufschlug, betrachtete sie lange Pierres Bild auf der ersten Seite. Wie immer beruhigte sie sein sanftes Gesicht, und das Bewußtsein, für Pierre eine Arbeit zu Ende geführt zu haben, erfüllte sie mit Freude. Langsam las sie noch einmal ihre Vorbemerkung, um wie in einen Spiegel zu blicken, in dem das Vergangene in klarer Sachlichkeit erschien:

»Pierre Curies letzte Lebensjahre waren sehr fruchtbar. Seine geistigen Fähigkeiten, seine Gewandtheit im Experimentieren waren in vollster Entwicklung . . .

Er stand am Beginn eines neuen Lebensabschnittes, der ihm zugleich mit mächtigeren Hilfsmitteln die natürliche Fortsetzung einer großen wissenschaftlichen Laufbahn gebracht hätte. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß es so sein sollte, und wir sind gezwungen, uns vor seinem unbegreiflichen Ratschluß zu beugen.«

Behutsam legte Marie das Buch auf ihren Schreibtisch, deckte die Hände darüber und stützte ihren Kopf darauf.

Eve und Irène bereiteten ihr wenig Sorgen, und Großvater Curie behütete sie mit väterlichem Gefühl. Wenn er ihnen Geschichten erzählte, sie in den Garten begleitete, ihre Spiele mit-

spielte, leuchteten seine hellen Augen vor Übermut. Die Fröhlichkeit und Unbekümmertheit der Mädchen übertrug sich auf ihn und verlor sich nicht wieder.

Es gab nicht wenige, die sich darüber wunderten, daß Madame Curie keinen Wert auf Umgangsformen, um so mehr dagegen auf Wanderungen, Schwimmen, Radfahren oder Gartenarbeit legte. Statt den Mädchen die Bedeutung von Geld und Reichtum vor Augen zu führen, lernten sie die Arbeiten von Dienstmädchen verrichten: kochen, nähen, Ofen heizen, Wäsche waschen. Wozu aber brauchten Mädchen wohlhabender Eltern die Finger anders als zum Tragen von goldenen, perlen- oder diamantbesetzten Ringen, warum also sollten Eve und Irène basteln, zeichnen und modellieren lernen? Und wenn man Dienstmädchen hatte, mußte man da unbedingt selbst einen Sinn für Ordnung haben? Wer sich ein Leben ohne Arbeit leisten konnte, sollte der sich Beständigkeit und Ausdauer aneignen?

Von dem Klatsch, den reiche Müßiggänger der Witwe Curie anhängten, merkte sie nichts. Als alleinstehende Frau nun, die unter Männern arbeitete, erregte sie doppeltes Aufsehen, bot sie den aus Neid und Mißbilligung geborenen Verdächtigungen ein treffliches Ziel. Außerhalb dieser Kreise stehend und ahnungslos dem Gerede gegenüber, folgte sie den Grundsätzen ihrer mit Pierre beratenen Erziehung. Was aber konnte anderes aus diesen Mädchen werden als freche eingebildete Dirnen, da man ihnen nicht einmal Angst einjagen durfte, weder vor Krankheiten, Einbrechern noch vor Mumännern oder Strafen? Schließlich wußte man doch von seinen eigenen Kindern nur zu gut, daß man sie nur bändigen konnte, wenn man sie gehörig mit Strafen und Ängsten abschreckte. Diesen Halbweisen wurde nicht einmal mit der Hölle oder mit dem ständig wachenden und alles sehenden Auge Gottes Respekt eingeflößt. Sie wuchsen auf wie die Wilden, ohne christlichen Glauben, fürchteten sich nicht, bei Dunkelheit durch die Straßen, ja selbst durch den Park und Wald oder in den Keller zu gehen. Und überhaupt, diese Auffassung von einem Erziehungsziel: durch körperliche Gewandheit und geistige Kraft unabhängig zu werden!

Als ob nicht einzig und allein Geld das Gefühl der Unabhängigkeit verlieh!

Nur eine eingebildete Person konnte auf den Gedanken kommen, Kindern von Universitätslehrern Unterricht erteilen zu lassen, täglich abwechselnd eine Stunde, eine einzige Stunde! Natürlich fanden sich immer einige Verrückte, die Gefallen daran fanden, Perrin natürlich und Langevin. Was hatten Kinder im Laboratorium zu suchen, Experimente anzustellen, Experimente! Wie leicht konnte etwas passieren! Und überhaupt, was verstanden Kinder davon, wenn eine Kugel über eine schiefe Ebene röllte, wenn sie ein Thermometer herstellten? Das konnte man schließlich kaufen!

»Neulich«, ereiferte sich die Frau des Hageren, »neulich gab die Curie eine große Aufgabe zum besten. Fragte sie doch die Gören, was sie tun würden, um eine Flüssigkeit warm zu halten? Na, den Kindern fiel ja etwas ein, aber die Nobelpreisträgerin sagte doch, hihhi, daß ich nicht lache, also sagte sie, sie würde einen Deckel auf den Topf decken, einen Deckel!« Die Frau des kleinen Dicken lachte hinter der vorgehaltenen Hand, rührte mit dem Mokkalöffel bedächtig in der Tasse herum und sagte kichernd: »Der fehlt auch nichts anderes als ein Deckel!«

»Neuerdings will sie sogar für die Mitgliedschaft in der Akademie kandidieren«, warf die Frau des Hageren ein, während sie ihr spitzes Kinn hochhob und die Mundwinkel einzog.

»Das schafft *die* nie!« Die Frau des kleinen Dicken richtete sich gerade auf. Mit ihren roten Flecken auf den Wangen wirkte sie wie eine empörte Verteidigerin geheiligter Rechte. »Alle Herren unseres Kreises sind gegen sie, diese Schamlose!« Verächtlich schloß sie die Lippen, um dann plötzlich den Kopf vorzustrecken und herauszuschießen: »Diese Ungläubige kommt nie in die Akademie. Ihr Seliger hat es ja gerade noch nach zweimaligem Anlauf geschafft. Aber wir haben jetzt auch noch die Weiberfeinde auf unserer Seite, und das genügt!«

»Hihihihhi, wie Sie das gesagt haben!« kicherte die Frau des Hageren, »Weiberfeinde!«

»Aber es gibt eine ganze Anzahl, die für sie stimmen werden«, warf eine überaus zarte Frau des Kaffeekränzchens in die Debatte, »sie soll immerhin ganz enorm etwas geleistet haben.«

»Weiß man's wirklich?« fragte die Frau des Dicken böse. »Sie wickelt die Männer um ihre Finger, die begehrte Witwe. Hinterher ist alles von ihr. Sogar Verheiratete rennen ihr nach! Und das alles nur, weil man den Weibern erlaubt, Männerberufe auszuüben. Für mich sind *das* keine Frauen mehr, das sind...« Sie verschluckte die letzten Worte und startete zur Tür des Restaurants, durch die Madame Curie eben an der Seite ihres Mitarbeiters Debierne hereintrat.

»Aber das ist doch, hihhi, die Höhe!« Die Frau des Hagen fand als erste die Sprache wieder. »Jetzt wird sie sogar schon in der Öffentlichkeit intim.«

»Sie sollten Ihre Kräfte etwas schonen«, sagte Debierne, nachdem er Mokka, Weißbrot und Käse bestellt hatte. Marie sah lächelnd auf ihre verschorften Fingerspitzen, die sie leicht gegeneinander rieb. Ihr Gesicht wirkte trotz der angespannten Züge und des mit grauen Strähnen durchzogenen Haares jugendlich frisch. Sie fühlte sich matt, doch die Freude über ihre gelungenen Arbeiten täuschte darüber hinweg.

»Sie haben mir sehr geholfen«, antwortete sie warm. »Wir haben nun eine Methode, das Radium nach dem Maß der ausgesandten Strahlen zu dosieren. Es war höchste Zeit, diese Aufgabe zu lösen. Unser Messungsdienst ist sehr in Anspruch genommen.«

»Das macht die Curie-Therapie, Madame. Es bedeutet eine große Erleichterung und Sicherung gegenüber Betrügern, daß sich nun jeder bei uns bestätigen lassen kann, wie groß der Radiumgehalt seiner Substanz ist, mit der er arbeiten will.«

Marie Curie trank einen Schluck, zerbrach ein Stück Weißbrot und belegte es dick. »Wir wollen versuchen, die Arbeit über das internationale Normalmaß des Radiums im nächsten Monat abzuschließen. Der Leiter des Amtes für Maße und Gewichte in Sèvres setzt seinen Ehrgeiz darein, neben dem Urmeter, dem Urkilogramm nun auch ein Urmaß des Radiums

zu bekommen.« Sie aß das Brot, trank den Mokka aus und fuhr verschmitzt fort: »Und dann möchte ich endlich das Radium als reines Metall vor mir sehen.«

Debierne schwieg. Er wußte, daß es keinen Sinn hatte, Madame Curie zu bitten, sich etwas Ruhe zu gönnen. Ihre Energie schien trotz ihrer labilen Gesundheit unerschöpflich zu sein. Sie arbeitete mit unermüdlicher Geduld und Zähigkeit. Mittags aß sie im Laboratorium oder in einem der zahlreichen Restaurants im Quartier Latin, am späten Nachmittag fuhr sie nach Sceaux, wo sie der Haushalt und die Kinder erwarteten. Debierne lebte immer in Sorge, sie würde eines Tages zusammenbrechen.

»Es kann sein«, sagte Marie leise, »daß ich in den nächsten Wochen sehr unregelmäßig ins Institut kommen werde. Mein Schwiegervater ist erkrankt.«

Marie fuhr die altvertraute Strecke nach Sceaux. Wenn der Zug die Häuserreihen verließ, warf sie einen Blick auf die herbstlichen Wiesen und Wälder, bevor sie sich wieder in ihr Manuskript vertiefte. Sie hatte ihr Buch über die Radioaktivität fertiggestellt und las die Korrektur der letzten neunhundert Seiten.

Den Weg zu ihrem Haus legte sie zu Fuß zurück. Eve und Irène stürmten ihr entgegen, nahmen ihr die Tasche ab und hängten sich in ihre Arme. Im Wohnzimmer kniete Marie vor dem großen Ofen, schürte das Feuer, bis die Flammen hoch ins Rohr schlugen.

Während sie Gesicht und Hände wusch, legten Eve und Irène ihre Hefte auf den Tisch und warteten, bis sich ihre Mutter setzte und die Aufsätze las, die Aufgaben nachrechnete und ihre verfänglichen Fragen stellte, um zu hören, ob sie ihre Arbeit verstanden hatten.

Nach dem Essen ging sie zu Großvater Curie ans Bett. »Ich würde es gern noch erleben, wenn dein Buch herauskommt«, sagte er leise. »Ich hätte es gern noch neben dem von Pierre gesehen.«

Großvater Curie fiel das Sprechen schwer. Nach einigen Sätzen mußte er sich verschlafen. Doch Marie wartete ohne Un-

geduld, als wäre die Unterbrechung ganz in der Ordnung. Erst wenn er eine Frage stellte oder Marie durch ein Nicken aufforderte, sagte sie etwas. »Es freut mich unsagbar, daß dir nun ein großes und modernes Laboratorium gebaut wird. Wird es dir gelingen, das Radium rein darzustellen?«

»Im nächsten Jahr, hoffe ich.« Marie ordnete die Blumen in der Vase und rückte die Bücher zurecht, aus denen Großvater Curie seinen Enkeln nachmittags etwas vorgelesen hatte.

»Sie mögen Victor Hugo genau so gern wie ich«, fuhr der Kranke fort. »Es ist die Liebe zur Gerechtigkeit, die uns in seinen Geschichten so gut gefällt.«

Großvater Curie trank einen Schluck Fruchtsaft und atmete laut. »In zwei Monaten beginnt das Jahr neunzehnhundertundzehn. Weißt du noch, als wir die Jahrhundertwende feierten?« In seinen Augen stand die Erinnerung. »Ihr habt ein schönes Stück Arbeit geschafft. Aber manchmal wünschte ich, ihr hättet ein bißchen mehr an euch gedacht.«

Marie lächelte verträumt. »Wir waren glücklich so, Vater.«

»Ich weiß, euer Leben mußte anders sein als unseres. Doch du warst Mutter so lieb wie eine Tochter. Sie hat es oft gesagt. Und ich habe in dir eine wahre Tochter gefunden. Aber du bist viel zu schön, um am Bett eines alten kranken Mannes zu sitzen.«

Marie errötete. Ihr kluges Gesicht glühte in dem tief einfalenden Licht der Abendsonne. Sie senkte die Augen unter dem bewundernden Blick ihres Schwiegervaters.

»Nicht gekränkt sein, Marie.« Der Kranke tastete nach ihrer Hand. »Vielleicht kann dir das Glück, das du mir schenkst, etwas ersetzen. Ich möchte so gern, daß du glücklich bist.«

»Mein Glück ist mit Pierre gegangen, Vater. Aber etwas lebt noch davon in mir. Ich hätte nie geglaubt, daß sich das Leben wieder einrichten würde.«

»Das ist gut so, Marie. Irène und Eve sind mir so lieb, wie es Jacques und Pierre waren. Kein Mensch ist allein, auch wenn er sich aufgibt. Die anderen geben ihn nicht auf, solange er lebt... Wie macht sich denn Maurice?« Diese Frage stellte Großvater Curie jede Woche einmal, immer einen Tag, bevor

Jacques' Ältester zu Besuch nach Sceaux kam. Und wenn Marie sagte, er wäre einer ihrer besten Studenten, legte sich ein glücklicher Schimmer über die matten Augen des Todkranken.

Zu Beginn des Jahres fuhr Marie so wenig wie möglich ins Laboratorium. Großvater Curie wurde von Tag zu Tag schwächer, seine Nerven von der monatelangen Bettruhe gereizter. Nur in Gegenwart von Marie und seinen Enkeln fühlte sich der an Bewegung und Tätigkeit gewohnte Mann ausgeglichen.

Marie ließ sich nicht anmerken, wieviel Zeit sie ihrem Schwiegervater opferte. Es war für sie das Allerverständlichste von der Welt. Sie wußte, was Großvater Curie ihr und ihren Kindern bedeutete, und nun, da er sie brauchte, war sie für ihn da. Und wie sehr Dr. Eugène Curie das Haus auch als Todkranker beseelt hatte, merkte sie an dem Gefühl der großen Einsamkeit, das sie überfiel, als er am 25. Februar starb.

Wieder sah sich Marie gezwungen, ihr Leben neu zu ordnen, denn nun trug sie die Verantwortung für Eve und Irène allein, und sie mußte ohne die väterliche Anteilnahme an ihrer Arbeit auskommen. So war es ein Glück, daß ihr Buch über die Radioaktivität, dem sie ebenfalls ein Bild von Pierre vorangestellt hatte, fertig war und daß die ungeheuer komplizierten und zeitraubenden Arbeiten zur Gewinnung des reinen Radiums kurz vor dem Abschluß standen.

Als sie zum ersten Male das glänzendweiße Metall vor sich sah, das bisher immer nur in Form von Salzen gewonnen werden konnte, starrte sie es lange, ganz in sich versunken, an. Das Bild der Mitternachtssonne erschien vor ihren Augen, die Almwiese und Pierres verschleiertes Gesicht. Das Gespräch jener Nacht und der Satz Pierres: Es kommt immer darauf an, was die Menschen daraus machen« gingen ihr durch den Kopf.

Plötzlich fiel ihr der Abend im Hangar ein, als sie mit Pierre das Radiumchlorid zur Waage getragen und vor Staunen und Erschöpfung die ungeheure Freude, die sie mit diesem Augenblick verbunden hatte, vergeblich gesucht hatte. In der Nacht hatte sie nicht schlafen können, und Pierre war zu ihr

gekommen und hatte sie beruhigt. Und am nächsten Tag hatten sie die karminrote Flamme des verglühenden Radiumchlorids gesehen.

Was würde Pierre nun zu der Farbe des reinen Elements sagen? Eigentlich war sie seltsam schön, mitternachtssonnenschön, rätselhaft wie die Eigenschaften des Sonnenelements.

Die Wissenschaftler Poincaré, Roux und Picard baten Marie, sich um die Mitgliedschaft in der Akademie zu bewerben. »Sie haben die Unterstützung der besten Gelehrten«, rief Henri Poincaré, »aber natürlich auch sehr eifrige Gegner.«

»Natürlich wäre es günstiger für Sie, wenn Sie das Ritterkreuz der Ehrenlegion angenommen hätten, aber das ist natürlich ganz Ihr persönlicher Geschmack. Die Kandidatur auf Mitgliedschaft in der Akademie sollten Sie auf jeden Fall wagen.«

Die Sitzung der Académie Française am 23. Januar 1911 führte zu stürmischen Debatten. Der Präsident warf gleich zu Beginn Feuer in das Pulverfaß mit den herausfordernden Worten: »Lassen Sie alles herein, die Frauen ausgenommen!«

Es war unmöglich, vorauszusagen, wie die Wahl ausfallen würde. Journalisten schlossen Wetten ab, die Mitarbeiter Madame Curies stellten einen riesigen Blumenstrauß bereit. Erst um sechzehn Uhr wurde das Ergebnis bekanntgegeben: Madame Curie war mit einer Stimme unterlegen. Doch niemand ahnte, daß Marie eine stille Freude darüber empfand, nicht erfolgreicher als Pierre gewesen zu sein.

Ihre Gegner triumphierten, aber ihre Freude war von kurzer Dauer. Wie ein Tiefschlag traf sie die Nachricht, daß der Kandidatin, deren Wahl in die Akademie sie verhindert hatten, zum zweiten Male der Nobelpreis für Chemie zugesprochen wurde. Mit ihrem Pyrrhussieg über eine Frau hatten sie der Akademie und sich selbst einen Bärendienst erwiesen.

Manche bereuten es, daß sie sich nicht von den Leistungen der Kollegin, sondern von den Einflüsterungen derjenigen hatten bewegen lassen, die politische, religiöse und persönliche Bedenken ins Spiel gebracht hatten. Einige aber kochten vor Neid und schürten, wütend über ihre Niederlage, Haß, indem sie Verleumdungen austreuten, Marie Verdächtigungen preis-

gaben und nicht davor zurückschreckten, sie des Ehebruchs anzuklagen. Es fanden sich auch gewissenlose Journalisten, die der Sensation zuliebe den hemmungslosen Klatsch ausstreuten, während Marie in Stockholm in ihrem Vortrag sagte:

»Bevor ich jedoch auf den Gegenstand näher eingehe, möchte ich erwähnen, daß das Radium und das Polonium von Pierre Curie und mir gemeinschaftlich entdeckt worden sind. Pierre Curie sind auch grundlegende Arbeiten auf dem Gebiet der Radioaktivität zu verdanken, die er teils allein, teils mit mir oder auch mit seinen Schülern ausgeführt hat.

Der chemische Teil, der die Isolierung des Radiums im Zustande eines reinen Salzes und seine Charakterisierung als neues Element zum Ziele hatte, ist zwar hauptsächlich von mir allein ausgeführt worden, steht aber in innigem Zusammenhang mit der gemeinsamen Arbeit, und ich glaube daher die Intention der Akademie der Wissenschaften richtig zu verstehen, wenn ich annehme, daß die hohe Auszeichnung, deren sie mich würdigt, dieser gemeinsamen Arbeit gilt und zugleich eine dem Andenken Pierre Curies gezollte Ehrung ist . . .«

Den Gehässigkeiten, die über Marie Curie nach ihrer Rückkehr nach Paris hinwegbrausten, fühlte sie sich wehrlos ausgesetzt. Obgleich ihre Freunde und viele Unbekannte sie verteidigten, warf die seelische Belastung ihren Körper auf das Krankenlager. Halb wahnsinnig vor Entsetzen über die Gemeinheiten war sie des Lebens überdrüssig und sehnte den Tod herbei.

Ihr Lebenswille und ihr Pflichtgefühl aber waren stärker. Sie überwand die Erschöpfung, die Fieberanfälle und Nervenschmerzen und die damit verbundenen körperlichen Leiden. Aber sie alterte schnell, und ihre Kinder bemerkten erschrocken einen gehetzten Ausdruck in ihrem Gesicht, der sich erst nach Jahren wieder verlor und immer wieder hervortrat, wenn sie in das Rampenlicht der Öffentlichkeit gezerrt wurde.

Über der Rue Pierre Curie lag das sanfte Blau des Frühlings. Es beflügelte den Schritt der kleinen, in Schwarz gekleideten Madame Curie. Oder war es der Text der Adresse, die

Henryk Sienkiewicz im Namen polnischer Wissenschaftler an sie gerichtet hatte? In Warschau wurde ein Radiuminstitut gebaut, und sie war gebeten worden, die Leitung zu übernehmen . . .

Vor dem neuerrichteten Gebäude des Laboratoriums für biologische Untersuchungen und Curie-Therapie blieb sie stehen. Nebenan zeichneten sich die Umrisse des Gebäudes ab, das Universität und Pasteur-Institut gemeinsam für sie errichteten. Über der Eingangstür leuchteten schon die frisch in Stein geschlagenen Buchstaben: Radium-Institut, Laboratorium Curie.

Der Anblick der Maurer, die im rhythmischen Schwung Stein auf Stein setzten, der Zimmerleute, die die schweren Balken bedächtig auf ihren Schultern transportierten, erfüllte Marie mit Freude. Es fiel ihr schwer, nur zuzusehen, wie ihre baulichen Pläne verwirklicht wurden. Sie sah schon die weiten Räume, die sonnenhellen Experimentiersäle mit den großen Fenstern und ihren Garten zwischen den Gebäuden.

Um jeden Quadratmeter freien Bodens hatte sie gekämpft. Sie hatte trotz des Protestes der Bauführer gleich nach der Grundsteinlegung Platanen und Linden anpflanzen lassen. Einige Arbeiter hatten gegrinst, gemurrt, daß ihre Bewegungsfreiheit behindert wurde, aber die schwarzgekleidete Frau in ihrer kindlichen Emsigkeit und mütterlichen Sorgsamkeit wandelte die Stimmung.

»Hat doch keinen Zweck, daß Sie jetzt schon pflanzen, Madame.« Zwei Arbeiter, braungebrannt, blickten überlegen auf die zierliche Frau hinab, die sich langsam aufrichtete.

»Sagen Sie selbst, wenn ich die Bäume und Büsche jetzt schon setze, gewinne ich nicht zwei volle Jahre?« Sie hörte ein Brummen, das Erstaunen und Zustimmung ausdrückte. Und einer nahm den Spaten und schaufelte die Baumgrube zu, während seine Kollegen auf den Gerüsten vergnügt in ihre Brote bissen.

Das war vor eineinhalb Jahren, und jetzt sproßten die zarten Blätter ihrer Pflanzung zwischen Sandhaufen, Stein stapeln, Balken- und Holzlagern. Und an den Mauern der Südwestseite tri-

ben die Knospen der Kletterrosen. O ja, die Arbeitsstätte sollte auch äußerlich ein Ort der Freude sein, an dem man empfand, was Pasteur einst sagte:

»Wenn die Eroberungen, die der Menschheit dienen, Ihr Herz bewegen, wenn Sie verblüfft vor den erstaunlichen Wirkungen des Telegraphen, der Photographie, der Narkose und so vieler anderer bewundernswerter Entdeckungen stehen, wenn Sie darauf halten, den Anteil anerkannt zu sehen, den Ihr Vaterland an dem Aufblühen dieser Wunder nimmt – schenken Sie ihre Teilnahme, ich beschwöre Sie, den geweihten Stätten, die man mit dem vielsagenden Wort Laboratorium bezeichnet. Fordern Sie, daß man sie vervielfache und reich ausstatte. Sie sind die Tempel der Zukunft, des Wohlstandes und des Gedeihens. Hier ist es, wo die Menschheit größer, stärker, besser wird. Hier lernt sie, in den Werken der Natur zu lesen, Werken des wahren Fortschritts und weltumfassenden Einklangs, während ihre eigenen Werke nur allzu oft Werke der Barbarei, des Fanatismus und der Zerstörung sind . . .«

Während Marie zur Baubaracke ging und einen Eimer nahm, um die Rosen, Büsche und Bäume zu gießen, eilte Monsieur Petit heran. »Madame, kommen Sie nur, wenn Sie den Hangar noch einmal sehen wollen.«

Marie drückte Monsieur Petit die Hand. Sie dachte angestrengt nach, als enthalte die Botschaft ein schwieriges Rätsel. Dann band sie ihre Schürze wieder ab und folgte wortlos ihrem alten Gehilfen und Freund aus einer schon sagenhaften Zeit.

»Bei uns wird auch gebaut, Madame. Experimentierräume, Säle für Vorlesungen. Das braucht Platz. Deswegen soll der Hangar abgerissen werden. Man kann's ja verstehen, aber uns Alten fällt's doch schwer.«

Auf einer Woge von Erinnerungen ging Marie mit dem schwer atmenden und stockend erzählenden Monsieur Petit zur École de Physique et de Chimie. Sie betrat schweren Herzens den Schulhof und starrte auf den Hangar, als sähe sie hinter den blinden, verstaubten Scheiben überwältigende Bilder vergangener Tage.

Monsieur Petit öffnete die knarrende Tür des Schuppens.

Ihr Blick fiel auf den Ofen, glitt über die Arbeitstische und heftete sich an die schwarze Tafel. Im hellen Schein eines Sonnenstrahls leuchteten noch immer die letzten Schriftzüge Pierres. Langsam trat sie auf die Tafel zu. Sie betrachtete die Buchstaben und Zahlen, die Pierres Hand hier hinterlassen hatte. Allmählich wanderte das Sonnenlicht weiter, und die Tafel erschien in einem dunkleren Ton. Erst wollte Marie die Schriftzüge auslöschen, doch sie wandte sich um und verließ den Schuppen.

Der warme trockene Frühlingswind spielte in ihren Haaren und erinnerte sie an ihre Bäume und Büsche auf dem Bauplatz. Das war jetzt ihre Welt, in der auch die vergangene steckte, nicht tot und starr und eisig fern, sondern in lebendiger Verwandlung, nah und unmittelbar mit dem Dasein verbunden. Und Marie fühlte sich als ein Teil dieses Lebens, das unter ihren Händen gewachsen war. Sie konnte nicht mehr fort von hier. Viel zu fest war sie mit dem Boden verwurzelt, mit unzähligen Erinnerungen und Taten ihrer zweiten Heimat verwoben. Ihre Kräfte reichten nicht mehr aus, noch einmal von vorn anzufangen. Und ihre Töchter waren das Leben in einem freien Land gewöhnt . . .

Doch ihr Heimatland sollte sie nicht umsonst gebeten haben. Sie würde zwei ihrer besten Assistenten bitten, die Leitung des Warschauer Radiuminstituts zu übernehmen. Sie würde dessen Entwicklung auch von Paris aus unterstützen. Und sie würde nach Warschau fahren und das Institut einweihen.

Das Museum für Industrie und Landwirtschaft in Warschau, in dem Marie vor zweiundzwanzig Jahren ihre ersten Experimente angestellt hatte, konnte die Menschen nicht fassen, die hineindrängten, um sie zu sehen und zu hören. Als Madame Curie-Sklodowska sich erhob, um mit einem wissenschaftlichen Vortrag die Einrichtung des neuen Instituts zu eröffnen, wollte der Beifall nicht enden. Sie erschien ihren Landsleuten als ein Symbol der wissenschaftlichen und kulturellen Bedeutung ihres geknechteten Vaterlandes, als eine geistige Fackel der Freiheit, Unabhängigkeit und Leistungsfähigkeit.

Marie Curie-Sklodowska sprach über die Entdeckung des Poloniums und Radiums, über die Anwendungsmöglichkeiten der Radioaktivität und die neuen Aufgaben der Forschung und Lehre. Ihre Wangen glühten vor jugendlichem Eifer, und in ihren leisen, sachlichen Worten schwang die Begeisterung mit, die sie bei ihren Forschungen begleitet hatte.

Unter den Anwesenden fiel Marie das verklärte Gesicht einer sehr alten, weißhaarigen Dame auf. Als sie ihren Vortrag beendet hatte und der Beifall orkanartig anschwell, bahnte sie sich einen Weg durch das Blumenmeer hin zu jener Frau, unter deren Leitung sie ihre ersten Schuljahre absolviert hatte. Schmerzlich-glückliche Erinnerungen aus der Schulzeit wurden in Marie lebendig. Sie sah sich an der Seite Kazias das Pensionat betreten, das Fräulein Sikorska so umsichtig gegen den zaristischen Inspektor verteidigt hatte. Und nun stand sie vor ihr, ehrfürchtig glücklich ihre einstige Schülerin betrachtend, die sie in die Arme schloß und auf beide Wangen küßte.

Den guten Willen, den Marie fand, unterstützte sie mit allen Kräften, um ihrem armen, von einem barbarischen Regime mißhandelten Land zu helfen. Ihr Volk bemühte sich, sein geistiges und kulturelles Leben zu verteidigen, trotz der schwierigen Lebensbedingungen, die sich nach der Revolution von 1905 nur wenig verbessert hatten.

Sie besuchte auch die Orte, die ihr in der Kindheit etwas bedeutet hatten. Lange stand sie am Ufer der Weichsel und am Grabe ihrer Eltern. Sie empfand diese Wallfahrt, der sie sich nicht entziehen mochte, als schön und traurig zugleich. Mit Gewalt überfiel sie der Gedanke an die Vergänglichkeit des Lebens und die Torheiten, mit denen sich die Menschen ihre wenigen Erdentage verdüsterten. Warum konnten nicht alle von dem Willen beseelt sein, einander glücklich zu machen?

Über dem Sommer des nächsten Jahres brütete Unheil. Marie spürte die fieberhafte Erregung, die in die Stadt eindrang, ohne daß sich nach außen hin etwas zu verändern schien. Aber in jedem Gespräch, in jeder Zeitung, bei jedem Einkauf, am Arbeitsplatz und zu Hause, überall schwang die ängstliche, drohende Frage mit, ob es Krieg geben würde.

Auch bei der Einweihung ihres neuen Instituts in der Rue Pierre Curie war diese Frage zugegen in einer verborgenen Hast und fiebernden Spannung. Als die Mitglieder der Regierung, der Universität und die Gäste und Gratulanten sich verabschiedet hatten, ging Marie durch die einzelnen Säle, von Tisch zu Tisch, überall mit den Händen darüber streifend, liebkosend fast, mit nachdenklichem Ernst.

Sie trat an eines der großen Fenster und sah in den glasigen Dunst des Julinachmittags hinaus. Erst jetzt gelang es ihr, ihre Unruhe niederzuzwingen und ihrem Denken die Festigkeit zurückzugeben. Ein Ausweichen war nicht mehr möglich. Das jugendfrische Institut in der Rue Pierre Curie, in das noch viele Ausrüstungsstücke des alten Laboratoriums zu bringen waren, ging schweren Jahren entgegen. Viele Studenten würden nach den Ferien nicht zurückkehren können, viele würden Soldat und, kaum zum Leben erwacht, getötet oder verstümmelt werden.

Die Verbrecher, von denen Pierre in Stockholm gesprochen hatte, würden die Völker in einen Krieg hetzen, vor dem es Nobel gegraut und von dessen mörderischer Dauer und vernichtender Gewalt sich niemand eine Vorstellung machen konnte; denn es würde ein Krieg im Zeitalter der Wissenschaft und Technik sein.

Wo blieb die Vernunft der Regierungen, der erlauchten Herrscher, die stets alles besser wußten als die Bürger auf der Straße? Jeder Ministerpräsident, jedes gekrönte Haupt, sie alle hatten recht und verhielten sich schlimmer als Götzenanbeter, indem sie sich selbst als Götzen anbeteten in ihrer Ohnmacht, die gesellschaftlichen Probleme zu lösen.

Alle Künste und Schliche der Diplomatie waren gescheitert. Jetzt würden die säbelrasselnden Generäle das Wort führen und die Vernichtungsmittel, die Wissenschaft und Technik ihnen in die Hand gegeben hatten. Warum wurde die Staatskunst und Diplomatie nicht von Wissenschaftlern erforscht und nach wissenschaftlichen Einsichten gelenkt? Auch die Wissenschaftler und Techniker hatten versagt. Sie waren sich ihrer Verantwortung nicht bewußt geworden. Und viele Arbeiter und

Bauern hatten versagt, die sich betören ließen und dafür mit ihrem Besten würden bezahlen müssen.

Marie trat vom Fenster zurück. Ihr Blick schweifte über die Tische und Geräte. Auch ihr Lebenswerk war bedroht. Sie würde es verteidigen müssen. Noch war nicht klar zu erkennen, welch ein Ausmaß der Krieg annehmen würde. Zunächst sah es so aus, als würden Österreich-Ungarn und Deutschland Serbien und Rußland gegenüberstehen. Aber die allgemeine Spannung wuchs nur, als diese Länder ihre Truppen mobilisierten.

Als Marie am 2. August in das neue Institut eilte, wurden ihr an jeder Ecke Flugblätter in die Hand gedrückt. Die Straßen waren belebter als an anderen Tagen, und die Menschen schienen weniger Zeit zu haben, obgleich sie überall erregt herumstanden und aufeinander einredeten. Die Mobilmachung hatte begonnen, und alle ihre Mitarbeiter bis auf den herzkranken Mechaniker und die Raumpflegerin waren entschlossen, sich dem Vaterland zu stellen.

In den nächsten Tagen verbreitete sich eine gähnende Leere im Institut. Ein Kollege nach dem anderen kam und verabschiedete sich. Die Meldungen von der Front wurden von Tag zu Tag beunruhigender. Deutsche Truppen waren in Belgien eingedrungen, um die französischen Befestigungen zu umgehen und auf Paris vorzustoßen.

Dennoch blieben die Menschen ruhig. Trotz der vielen unendlich traurigen Abschiede, von denen jeder ein Abschied für immer zu sein drohte, hiebt sich die Bevölkerung aufrecht. Dieses lebhaft, lebensfrohe und freiheitsliebende Volk besaß eine erstaunliche Elastizität und Spannkraft. Die Menschen betrogen sich nicht mit Illusionen. Sie rechneten mit einem harten Kampf, und sie waren entschlossen, ihn zu einem guten Ende zu führen. Die Nachricht, daß das belgische Volk den Widerstand gegen die deutschen Truppen aufnahm, richtete die Mutlosen auf, gab den Zweifelnden Kraft und den Entschlossenen begeisterten Mut.

Marie trauerte nicht lange über die verwaisten Arbeitsplätze ihres Instituts, über die vielen ungenutzten Möglichkeiten, die in diesem neuen Tempel der Wissenschaft schlummerten und

nun nicht zum Leben erweckt wurden. Sie richtete ihre Gedanken auf das, was sie den Umständen nach tun konnte.

Sie benachrichtigte Eve und Irène, daß sie nicht in die Ferien nachkommen könnte. Ihren Mechaniker bat sie, eine stabile Kiste mit Bleieinlagen anzufertigen, um für den Notfall die Radiumpräparate verpacken und in Sicherheit bringen zu können. Dann suchte sie Ministerien, Institute und Firmen auf.

»Wir haben doch in einigen großen Städten Röntgenstationen, Madame. Und wir nehmen an, daß sie ausreichen.« Der Beamte sah die zierliche Frau mit dem Ausdruck der Überlegenheit des Staatsdieners an.

»Mein Herr, vielleicht wird ein Geschöß die Lunge ihres Sohnes treffen. Es müßte sofort entfernt werden, wenn sein Leben gerettet werden soll. Doch der Arzt muß wissen, wo das todbringende Geschöß steckt. Dafür braucht er einen Röntgenapparat.«

Madame Curie, die so wenig fähig war, ihre persönlichen Angelegenheiten zu verteidigen, entwickelte ein unvergleichliches Geschick, wenn es um die Interessen anderer ging.

Auf dem Gesicht des Beamten verlor sich das überlegene Lächeln. Nachdenklich nagte er an seinem Bart herum. Er hatte zwar keinen Sohn, aber er war noch jung genug, um selbst Soldat zu werden. Zögernd fragte er: »Aber wo sollen denn die vielen Apparate herkommen?«

»Das interessiert zunächst noch nicht, Monsieur.« Marie ließ den Beamten ruhig ein verdutztes Gesicht aufsetzen. Erst nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Sie werden vielleicht selbst von einem Splitter getroffen, Monsieur. Er sitzt in Ihrem Bein, und wenn es nicht steif werden oder abgenommen werden soll, muß der Splitter schnellstens gefunden werden. Und wenn das an der Front passiert und kein Röntgenapparat aufzutreiben ist, was dann? Wir brauchen nämlich auch bewegliche Röntgenstationen, die den nötigen Strom selbst erzeugen und schnellstens von einem Ort zum anderen fahren können.«

Der Beamte öffnete den Kragen. »Verdammt heißer August«, sagte er, »und eine Phantasie haben Sie, Madame. Also was erwarten Sie von mir?«

»Nichts weiter als eine Anweisung, daß Röntgeneinrichtungen mit der gleichen Dringlichkeit herzustellen sind wie Kriegsmaterial.«

Die Gerüchte über das schnelle Vordringen der deutschen Truppen schwollen an. Die Züge, die Paris in westlicher Richtung verließen, waren überfüllt von Frauen, Kindern und älteren Menschen. Nach den letzten Meldungen hatten starke deutsche Verbände die Marne erreicht. Obgleich französische Truppen zum Gegenangriff aufmarschierten, war es nicht ausgeschlossen, daß sich die Kämpfe auch auf Paris erstrecken würden.

Während Marie ein erstes Lastauto zum Röntgenwagen umbauen ließ, verfolgte sie mit wachsender Unruhe die Bewegungen an der Front. Am 28. August entschloß sie sich, Irène, die sie mit Eve bei ihrem Schwager Jacques in Sicherheit gebracht hatte, von ihren Besorgnissen zu unterrichten.

»... Man beginnt die Möglichkeit einer Besetzung von Paris ins Auge zu fassen; in diesem Fall könnten wir voneinander abgeschnitten werden. Sei tapfer, wenn das geschehen sollte, denn unsere persönlichen Wünsche zählen nicht, neben der großen Sache, um die es jetzt geht. Du sollst die Verantwortung für Deine Schwester tragen und sie betreuen, wenn es sich fügen sollte, daß wir für eine längere Zeit getrennt bleiben, als ich annehme...

Liebe Irène, nichts beweist, daß wir voneinander abgeschnitten sein werden, es lag mir aber daran, Dir zu sagen, daß man auf alles Mögliche gefaßt sein muß... Paris ist so unweit der Grenze, daß die Deutschen sehr nahe kommen könnten. Das darf uns aber nicht daran hindern, für Frankreich den endgültigen Sieg zu erhoffen. Also Mut und Vertrauen! Denke an Deine Rolle als ältere Schwester, es wäre an der Zeit, sie ernst zu nehmen...«

Die Nachrichten der nächsten Tage waren noch verwirrender. Ungeduldig hob Marie die schwere Kiste an, in der die Tuben mit den Radiumpräparaten in dicken Bleihülsen verpackt wa-

ren. Sie mußte einen Entschluß fassen. Wenn sich die Lage weiter verschlimmerte, konnte es ihr unmöglich werden, das Radium aus Paris heraus in Sicherheit zu bringen. Sie würde morgen in der Frühe den Regierungszug nach Bordeaux nehmen.

Die Beamten in ihrem Abteil betrachteten teils amüsiert, teils ärgerlich die höchst überflüssige Kiste und den Eifer der kleinen Frau, die sie nicht aus den Augen ließ. Da sich Marie nicht an den resignierenden Gesprächen über den ungünstigen Kriegsverlauf beteiligte, sondern aus dem Fenster in die spätsommerliche Landschaft starrte, fühlte sich ein sich sehr witzig vorkommender Herr veranlaßt, die teilnehmend spöttische Frage zu stellen:

»Was mag denn das Mütterchen nur mit der schweren Kiste vorhaben?«

»Sie würden mir einen großen Gefallen tun«, antwortete Madame Curie in das erwartungsvolle Schweigen, »wenn Sie mir helfen würden, die Kiste auf die Bank zu transportieren.«

»Aber Pardon, Madame, was soll denn die Kiste auf der Bank? Da haben wir doch selbst kaum Platz?«

Nur mit Mühe hielten die würdigen Herren das Lachen zurück, doch als Madame Curie belustigt antwortete: »Nicht auf diese Bank, Monsieur, sondern auf die Bank von Bordeaux«, da schüttelten sich die Würdenträger vor Lachen.

»Was«, stöhnte ein sehr viel Platz beanspruchender Herr mit Bratapfelwangen, »was zum Teufel, Madame«, er holte tief Luft, »ist denn in dieser Kiste nur Wertvolles drin? Sie haben doch nicht etwa« – er holte tief Luft und kniff die Augen zusammen –, »Sie haben doch nicht etwa den Staatsschatz verpackt?«

Wieder dröhnten Lachsalven durch das Abteil und mischten sich unter das eilige Rattern der Räder und den heulenden Schleifton der Schienen, während Madame Curie ihre Aufmerksamkeit wieder den vorübereilenden Wiesen und Feldern zuwandte.

Kurz vor Bordeaux entdeckte sie ein Bekanntes aus dem Ministerium. »Wenn wir ankommen, wird auf der Bank nichts

mehr zu machen sein. Madame. Haben Sie schon ein Quartier? ... Nein? ... Dann erlauben Sie bitte, daß ich Ihnen ein zuverlässiges besorge.«

Nun sahen die Mitreisenden ihre Neugier herausgefordert, und einer folgte dem Bekannten der seltsamen Dame, die nach dessen Rückkehr das erstaunte Flüstern um sich herum vernahm: »... im Wert von einer Million Franc!«

• Am nächsten Morgen trennte sich Marie von ihrem merkwürdigen Schatz. Als sie die Bank verließ, fühlte sie sich erleichtert und frei. Doch schon als sie die Fahrkarte löste, vermißte sie das Radium, und während der langen, eintönigen Rückfahrt durch die fruchtschwere Landschaft wuchs mit der Entfernung das Gefühl, von einem unentbehrlichen Gegenstand getrennt zu sein.

Paris erschien ihr verlassen. In dem glitzernden Dunst des frühen Morgens erweckten die Kirchen und Paläste den Eindruck märchenhafter Einsamkeit und Schönheit. Marie mußte etwas tun, um diese Stadt vor der Vernichtung zu bewahren. Und ohne nach Hause zu gehen, suchte sie den Präsidenten des Hilfswerks auf.

Paul Appell erschrak über das übernächtigte, abgespannte Gesicht. »Sie müssen sich ausruhen, Madame. Ich bitte Sie, sonst können wir Ihre Hilfe nicht annehmen.«

Die Tage vergingen in fieberhafter Hast, geladen von der Spannung, die in Wellen von den Fronten ins Hinterland trieb. Marie hatte stets größte Hochachtung vor der deutschen Wissenschaft und Kunst empfunden. Sympathische Deutsche hatten in ihrem Laboratorium studiert. Sie hatte Freunde und liebenswerte Kollegen in Deutschland und war im letzten Sommer mit Albert Einstein und seinem Sohn und ihren Mädchen durch das Engadin gewandert. Und nun bedrohte dieses Deutschland die Freiheit und Unabhängigkeit der Französischen Republik.

Aber war es gerecht, von Deutschland, Frankreich oder Rußland so zu sprechen, als gäben diese Länder- und Staatennamen allen dort lebenden Menschen ein einheitliches Gepräge? Die Rufe: »Die Waffen nieder!« oder »Friede dem Volk, Krieg den Palästen!« drangen über die Schützengräben und Draht-

verhaue ebenso wie die Namen von Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Lenin, Rolland . . . Wer kämpfte gegen wen? Und wer wagte sein Leben für wen? Das waren doch dunkle Fragen, Fragen des Untergrunds, in dem es brodelte, und Fragen, die sehr schnell emportauchen konnten. Doch Grübeleien halfen nicht weiter. Die Französische Republik war in Gefahr. Sie war angegriffen worden, und Marie war entschlossen, sie zu verteidigen.

Die Gefahr wuchs von Tag zu Tag. Die deutschen Truppen rückten gegen Paris vor, und auch Marie fühlte sich seelisch bedrückt. Immer wieder sprach sie sich und anderen Mut zu, daß nach den schlechten Tagen das Wetter wieder schöner werden würde. Denn ohne Zuversicht gab man sich dem Untergang preis.

Aber an den ersten Septembertagen war es schwer, den Kopf hoch zu behalten. Man sprach von einer erdrückenden Übermacht der deutschen Truppen, und die Züge, die Paris westwärts verließen, waren mit Flüchtlingen überfüllt.

Fast eigensinnig wehrte Madame Curie jeden ab, der ihr riet, sich dem Flüchtlingsstrom anzuschließen. Sie wollte nicht glauben, daß Paris und ihr Laboratorium dem Feind in die Hände fallen könnten. Aus allen Berichten, die ihr von der Schlacht an der Marne bekannt wurden, schöpfte sie Hoffnung. Und am 6. September schien die größte Gefahr abgewehrt. Ihr Denken löste sich aus dem Bann der unmittelbaren Ereignisse, richtete sich wieder auf zukünftige Ziele. Ihren Kindern schrieb sie:

»Da Ihr nichts für die Gegenwart Frankreichs tun könnt, arbeitet für seine Zukunft. Denn viele Menschen werden leider nach diesem Krieg fehlen, und es wird heißen, sie zu ersetzen. Arbeitet Physik und Mathematik, soviel Ihr könnt.«

Die Oktobersonne stahl sich durch die Wolken, als Marie ihre Töchter vom Bahnhof abholte und mit stillem Triumph in ihr vereinsamtes Haus zurückführte. Irène, siebzehnjährig, war größer als ihre Mutter und wirkte mit ihren ersten, an Pierre erinnernden Gesichtszügen völlig erwachsen. Eve dagegen war noch ein kleines Mädchen, etwas verträumt und we-

nig bewegt von den aufregenden Ereignissen des Weltgeschehens. Sie hörte zwar, was Mé mit Irène besprach, ohne jedoch die Tragweite der Worte zu erfassen. »Die Regierung bittet, daß man sein Gold abliefere. Ich bin entschlossen, alles hinzugeben, wenn du einverstanden bist, Irène.«

Irène hatte nichts dagegen einzuwenden, auch nicht, als ihre Mutter der Regierung den Betrag des zweiten Nobelpreises zur Verfügung stellen wollte, obgleich sie sagte: »Wir müssen allerdings damit rechnen, daß dieses Geld so gut wie verloren sein wird.«

Nach dem Tee streiften sie durch den Garten, um mit schnellen Handgriffen Unkraut zu jäten, Blätter zu häufeln und die letzten Äpfel und Birnen zu pflücken. »Wir wissen nicht, wie lange der Krieg dauern wird«, sagte Marie, »deshalb können wir nicht so tun, als wäre er morgen zu Ende. Ich denke, Irène wird sich neben ihrem Studium als Krankenpflegerin ausbilden. Dann müßt ihr damit rechnen, viel allein zu sein. Überall fehlen Röntgenstationen und Personal. Ich werde mich darum kümmern müssen.«

Es war jedesmal ein feierlicher Augenblick, wenn wieder ein zu einem Röntgenwagen umgebautes Kraftfahrzeug das Radiuminstitut, Laboratorium Curie, verließ. Bevor Madame Curie den Fahrer und das Begleitpersonal entließ, faßte sie noch einmal mit wenigen Worten das Wichtigste der Bedienungsanleitung zusammen. Dann drückte sie jedem einen Strauß Blumen in die Hand, strich ihre grauen Haare zurück und gab den »Kleinen Curies« – wie die fahrbaren Röntgenstationen genannt wurden – freie Fahrt zur Front.

»Nein, es tut nicht weh . . . Sie werden sehen, es ist, als ob man fotografiert wird.« Beruhigend lächelte Madame Curie den Verwundeten zu, die sich vor der neumodischen Einrichtung fürchteten. Ihre sanfte Stimme, ihre ruhigen Augen und die sicheren Bewegungen ihrer Hände erfüllten die Wartenden mit Vertrauen.

Madame Curie stand immer auf dem Sprung. Wenn sie ein Anruf oder ein Telegramm erreichte, nahm sie ihren Mantel,

ihren formlosen Hut und ihre gelbe, zerkratzte Tasche, setzte sich in den Renault und fuhr im Fünfzigkilometertempo nach Amiens, Ypern oder Verdun. Sie war nicht mehr auf den Chauffeur angewiesen, sie hatte die Fahrerlaubnis erworben und sich die praktischen Kenntnisse angeeignet, um den Vergaser zu reinigen, ein Rad zu wechseln und sonstige Schäden zu beheben.

Bis zu dem Augenblick, da sie den Motor angekurbelt, Platz genommen und den Wagen in Bewegung gesetzt hatte, war sie von Ungeduld getrieben. Während der Fahrt beruhigte sie sich schnell. Müde starrte sie auf die eintönige Flucht der Landstraßen. Wenn zerschossene Häuser, Bäume, Granattrichter oder verwundete Soldaten auftauchten, zogen sich ihre Augen schmerzhaft zusammen. Niemals, auch durch ständige Wiederholung nicht, würden sie die Merkmale des Krieges gleichgültig werden lassen.

»Halt!« Nervös griff Marie zu ihren Papieren, um sie den Wachtposten, die aus der frühen Dämmerung des Dezembers aufgetaucht waren, zu überreichen. Sie haßte diese Wartezeiten, die sich nicht umgehen ließen und für einige immer den Tod bedeuteten. Die verlorene Zeit ließ sich nicht einholen. Es nutzte nichts, den Motor aufheulen und den Wagen mit Höchstgeschwindigkeit über die Brücke in Nacht und Nebel hineinschießen zu lassen. Jede Kontrolle verzögerte die Anreise, die Röntgenaufnahme, die Operation. Mit der Zeit versickerte das Blut und mit dem Blut das Leben.

Der Motor verschluckte das Donnern der Geschütze, das Pfeifen und Heulen der Granaten, nur die Augen signalisierten die Nähe und die Gefahr der Front. Wie Wetterleuchten zuckte das Mündungsfeuer der Kanonen durch die Nacht. Aber für Marie hatten die Flammen des Todes an Schrecken verloren. Sie bangte nicht mehr um ihr eigenes Leben. Die endlosen Reihen der Verwundeten und Verstümmelten, der Sterbenden und Toten hatten sie ihrem eigenen Schicksal gegenüber gleichgültig werden lassen.

Jedesmal, wenn der Wagen vor einem notdürftig eingerichteten Lazarett hielt, mußte sie gegen das Grauen ankämpfen,

das sie beim Anblick der Verletzten überfiel. Aber niemand merkte ihrem gelassenen, zuversichtlichen Gesichtsausdruck den zehrenden Schmerz und Kummer an. Sobald sie das Lazarett betreten und geeignete Räume für die Röntgenstation ausfindig gemacht hatte, verloren sich alle Empfindungen ins Unterbewußtsein. Ihr Wille beherrschte ihre Handlungen, und sie verliefen so planmäßig und zielgerichtet, daß innerhalb von dreißig Minuten die Instrumente ausgepackt, zusammengebaut und einsatzbereit waren. Der Dynamo begann zu summen, eine Aufnahme folgte der anderen, und in einigen Fällen operierte der Arzt unter dem Röntgenbild. Gespenstisch spiegelte das Schattenbild den Granatsplitter und die sich zu ihm hintastende Pinzette wider.

»Wird dieses Lazarett ausgebaut werden?« Die Ärzte wußten es nicht zuverlässig, aber die Möglichkeit genügte Madame Curie, um nach einigen Tagen zurückzukehren und eine feste Röntgenstation aufzubauen, eine von den insgesamt zweihundert, die sie während des Krieges einrichtete und die über eine Million Verwundete betreuten.

Madame Curie achtete nicht auf die Strapazen. Kein Schneesturm, keine Sonnenglut schreckte sie ab. Sie stellte keine Ansprüche an Essen, Trinken oder Übernachtung. Ein Dachstübchen oder ein Zelt, ein verbeultes Sofa oder ein Strohsack –, sie fand sich mit den Umständen ab.

Irène und Eve warteten ungeduldig auf die Feldpostkarten, die ihre Mutter ihnen so oft wie möglich schrieb. Einige Sätze kannten sie schon auswendig, denn abends, wenn sie Pullover für die Soldaten strickten, lasen sie die alten und neuen Zeilen, um die Mutter bei sich zu haben und ihr auf ihren abenteuerlichen Fahrten zu folgen.

»... Nun sind wir in Amiens, wo wir übernachtet haben. Wir haben nur zwei Pneudefekte gehabt... In Abbeville angekommen. Jean Perrin ist mit seinem Wagen an einen Baum gefahren. Glücklicherweise ist nicht viel passiert. Fahren nach Boulogne weiter... Sind in Properinghe angekommen... Man will einen Unterstand für den Wagen bauen... Das alles hält mich auf... In Dünkirchen haben deutsche Flieger Bomben

abgeworfen, die einige Personen getötet haben. Die Bevölkerung hat sich aber gut gehalten . . . Man hört fast unausgesetzt das Donnern der Kanonen . . . Im Spital bin ich mit größter Herzlichkeit empfangen worden: Ich habe ein gutes Zimmer, und es wird geheizt. Ich bin besser untergebracht als in Furnes. Die Mahlzeiten nehme ich im Spital . . . In Châlons habe ich acht Stunden warten müssen und bin erst heute früh um fünf Uhr in Verdun angekommen . . .«

Irène und Eve liebten das Geräusch, wenn der Wagen vorfuhr und die Tür zuschlug. Eve sprang auf, rannte zum Gartentor und umarmte die Mutter, Irène folgte mit schnellen Schritten, nahm das Gepäck und half Mé aus dem Mantel. Ja, morgen blieb sie zu Hause. »Ich muß das Radium »melken«. Man braucht die Emanationen, um schlecht verheilende Narben und Hautschäden zu behandeln. Außerdem müssen wir einen Kursus vorbereiten. Den Röntgenstationen fehlt es an sachkundigem Personal. Irène wird mir helfen können.«

Tätig sein, die Leiden mildern, diese Gedanken beherrschten Marie Curie, ob sie von Lazarett zu Lazarett fuhr, mit Irène und Fräulein Klein Röntgenassistentinnen ausbildete oder nach Belgien und Italien reiste, um dort Röntgenstationen aufzubauen, ob sie Lehrbücher der Anatomie studierte oder an ihrem Buch über »Röntgenologie und Krieg« arbeitete.

» . . . Die Geschichte der Kriegs-Röntgenologie bietet ein packendes Beispiel, welche ungeahnte Ausdehnung unter gewissen Umständen die Anwendung rein wissenschaftlicher Entdeckungen erfahren kann. Die Röntgenstrahlen sind bis zum Kriege nur in beschränktem Maße genützt worden. Die große Katastrophe, die über die Menschheit gekommen ist, hat, je erschreckender die Zahl der Opfer wuchs, um so brennender den Wunsch erstehen lassen, zu retten, was zu retten war, jedes Mittel auszuschöpfen, um menschliches Leben zu schonen und zu schützen.

Wir sehen alsbald das Bestreben zutage treten, den Röntgenstrahlen das Äußerste an Leistung abzugewinnen. Was schwierig geschienen hatte, wird einfach und kommt zu einer augenblick-

lichen Lösung. Material und Personal vervielfachen sich wie durch ein Wunder. Alle, die bisher nicht begriffen hatten, fügen sich und stimmen zu. Unwissende lernen, Gleichgültige opfern sich auf . . . Eine analoge Entwicklung wird die Radiumtherapie oder die medizinische Anwendung der Strahlung der radioaktiven Substanzen zurückgelegt haben . . .«

Aber wann würde der blutige Krieg sein Ende finden? Lange konnte das Morden nicht mehr dauern. In Rußland brach die Revolution aus. Unter dem Vorsitz Lenins hatte die Regierung der Arbeiter- und Soldatenräte zum Frieden aufgerufen. Amerikanische Truppen verstärkten die Kraft der französischen und englischen Armee. In Deutschland streikten die Munitionsarbeiter.

Madame Curie benutzte jede freie Stunde, um das neue Institut in der Rue Pierre Curie einzurichten. Auch die 1918 einsetzende Beschießung von Paris durch die »Dicke Berta« schreckte sie nicht ab. Mit Sandsäcken verbarrikadierte sie den Raum, in dem die radioaktiven Substanzen untergebracht waren.

Als die Kanonenschüsse den Waffenstillstand ankündigten, setzte sich Marie in ihren Röntgenwagen und lenkte ihn durch die mit jubelnden Menschen überfüllten Straßen. Jugendliche, Frauen und Männer schwangen sich auf die Trittbretter und das Dach des Renault. Jeder hatte das Bedürfnis, seiner Freude irgendwie Ausdruck zu geben, der Freude über das Ende einer furchtbaren Bedrückung und Not.

Je älter Marie wurde, desto schneller verging ihr die Zeit. Wie lang war ein Tag in der Kindheit gewesen! Während der Schulzeit hatte sie von Woche zu Woche gerechnet, später von Ferien zu Ferien. Endlos waren ihr noch die Jahre in Szczuki erschienen, doch schon die Studienzeit war ihr sehr rasch vergangen. Während sie mit Pierre das Radium darzustellen suchte, waren die Monate und Jahre dahingeflogen. Nur die großen Erinnerungen ragten wie Felsen aus dem Strom der Zeit.

Zwar konnte sich Marie an viele Einzelheiten erinnern, aber sie gingen allmählich unter und tauchten nur in Verbindung

mit wichtigen Begebenheiten wieder auf. Selbst die Kriegsjahre, in denen jeder der eintausendfünfhundert Tage schmerzhaft Eindrücke hinterlassen hatte, schmolzen im Brennglas der Erinnerung zusammen.

Die Jahre waren nicht spurlos an Marie vorübergegangen. Ihre Haare waren weiß geworden, und Nieren, Augen und Ohren machten ihr zu schaffen. Sie ermüdete leichter und sehnte sich nach längerer Erholung, nur ihr Wille und die Freude an ihrer Arbeit waren unverändert geblieben.

Obgleich Marie das neue Institut eingerichtet und ihre Forschungen und ihren Unterricht wieder aufgenommen hatte, spürte auch sie die Schwierigkeiten, die mit der Umstellung des Lebens vom Krieg zum Frieden verbunden waren. Nicht alle Mitarbeiter und Studenten kehrten zurück. Wie offene Wunden muteten Marie die Lücken an, die der Krieg in die Familien und in ihre Arbeitsgruppen gerissen hatte, und sie trauerte um die Verlorenen, zu denen auch einer ihrer liebsten Assistenten, der Pole Jan Danysz, gehört hatte. Darüber aber, daß ihr Vaterland wieder als freier Staat auferstanden war, war sie glücklich.

»So haben wir, »in Unterdrückung geboren, in Ketten von der Wiege an«, die Auferstehung unseres Landes erlebt, von der wir träumten. Wir hatten nicht gehofft, diesen Augenblick selbst zu erleben, wir hatten geglaubt, daß es erst unsern Kindern vergönnt sein würde, ihn mit Augen zu sehen – und nun ist er da. Unser Land hat dieses Glück teuer bezahlt, es ist wahr, und es wird auch in Zukunft dafür zahlen müssen. Kann man aber die Schatten der augenblicklichen Lage mit der Bitternis und Entmutigung vergleichen, die unser Teil gewesen wäre, wenn Polen nach dem Kriege zerstückelt worden, in Sklaverei zurückgefallen wäre? Ich habe, wie Du, Joseph, Vertrauen in die Zukunft.«

Wie viele andere Menschen fühlte auch Marie, daß ihr Leben nach dem Krieg nicht mehr wie vorher verlaufen konnte. Sie bemerkte es an sich, besonders aber an den jungen Menschen, den Wandlungen der Mode, den lebhaften Debatten über Politik, die auch in den Familien und in den Instituten

nicht aufhörten. Mit dem Krieg war ein Zeitalter zu Ende gegangen. Die technische Entwicklung schritt voran. Kleinere Betriebe gingen zugrunde, Konzerne beherrschten die Wirtschaft. Parteien und Gewerkschaften gewannen an Kraft und Einfluß. Forderungen wurden laut, die Gesellschaft zu reformieren oder wie in der Sowjetunion zu gestalten. Auch Wissenschaftler, besonders junge, sympathisierten mit den kommunistischen Ideen, zu denen sich auch Irène hingezogen fühlte.

Marie hatte ihre unangenehmen Erfahrungen, die sie mit überreichen Menschen gemacht hatte, nicht vergessen. Der Krieg war nicht von Arbeitern, Bauern oder Wissenschaftlern entfacht worden. Übermäßiger Besitz und Machtgier waren ein Teufelspaar, das keine Maßstäbe für das menschliche Leben besaß. Nur wer durch seine Arbeit lebte, konnte eine gesunde Beziehung zu seinen Mitmenschen entwickeln.

Trotz der großen Töchter fühlte sich Marie nicht alt. Je erwachsener sie wurden, desto mehr empfand sie sich als mütterliche Freundin, besonders in den Ferien, wenn sie im Sommer an die Küste der Bretagne fuhren, in ihr Dorf Larcouest. Seltsam eigentlich, wie ihr die Kinder nicht nur körperlich über den Kopf wuchsen. Fast tröstend klangen Eves Worte: »Wirklich, Mé, für deine fünfzig Jahre schwimmst du unvergleichlich gut, aber du solltest trotzdem das Kraulen lernen.«

Von ihrem Häuschen in Larcouest blickte sie über die Heide und zahlreiche kleine Inseln auf das weite Meer. In der Frühe brach sie mit ihren Töchtern auf und gesellte sich den anderen Badegästen zu, den Familien anderer Universitätsprofessoren. In kleinen Booten ruderten sie zu der roten Felseninsel Rock Vras. Nachmittags korrigierte sie wissenschaftliche Arbeiten, oder sie rodeten und pflanzte in dem wilden Garten, der ihre Hütte umgab. Auch die Abende taten gut, wenn sie ihren Töchtern beim Tanz zusah oder im matten Schein des Mondes den Strand entlangwanderte.

Schwimmen, Gartenarbeit, Wandern und Rudern erhielten ihren Körper frisch. Sonnengebräunt und mit neuer Energie kehrte sie in ihr Institut zurück.

»Mrs. Meloney ist Leiterin eines großen New Yorker Magazins. Sie hat als Journalistin Bedeutendes geleistet und würde sich sehr freuen, wenn Sie ihr ein Interview gewähren würden.«

Madame Curie empfing Mrs. William Brown Meloney, eine zarte energische Frau mit blassem Gesicht und auffallend großen, ausdrucksvollen Augen. Sie gefiel in ihrer schüchternen, doch selbstbewußten und sachlichen Art. Das Ziel ihres Besuches, den amerikanischen Frauen die Entdeckungsgeschichte des Radiums zu schildern, war Marie angenehm.

Mrs. Meloney war erstaunt, daß Madame Curie nur über ein Gramm Radium verfügte. »Aber Sie müßten doch aus ihrer Entdeckung genügend Mittel beziehen, um ein großes Institut zu errichten und zehn oder zwanzig Gramm des kostbaren Elements zu besitzen?«

»Wir haben kein Patent genommen. Das Radium sollte niemanden bereichern. Es ist ein Element und gehört allen.«

Mrs. Meloney betrachtete das sanfte Gesicht mit dem nach innen gekehrten Blick und fragte: »Was wünschen Sie sich, Madame?«, entschlossen, den mit einem ungläubigen Lächeln ausgesprochenen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Briefe Mrs. Meloneys stimmten sie heiter und nachdenklich. »Sie ist eine Idealistin«, sagte Marie zu Irène. »Das hätte ich ihr gleich sagen können.«

»Was denn, Mé?« Irène blickte von ihrem Buch auf, und Eve ließ die Klaviertasten ruhen.

»Sie hat zehn Milliardärinnen gebeten, je zehntausend Dollar zu stiften, um unserem Institut ein Gramm Radium zu schenken. Sieben haben die kalte Schulter gezeigt.«

»Ich glaube, du unterschätzt Mrs. Meloney. Sie hat nicht weniger Ausdauer als du.« Eve schlug einen Akkord an.

»Vielleicht hast du recht. Jedenfalls bin ich wirklich gespannt.« Doch worauf sie gespannt war, verriet Mé ihren Töchtern noch nicht.

Die Sache, die Mrs. Meloney verfolgte, beschäftigte Madame Curie mehr, als sie sich eingestand. Fast ungeduldig erwartete sie das Ergebnis, und nicht einmal so sehr wegen des Radiums, so nötig es ihr Institut auch brauchte.

Jeder Brief Mrs. Meloneys steigerte die Erwartung, und knapp ein Jahr nach ihrem Besuch las sie: »Das Geld ist da, das Radium steht Ihnen zur Verfügung. Wir erwarten Sie. Alle möchten Sie kennenlernen.« Mrs. Meloneys Plan war gelungen. Viele Tausende amerikanische Frauen hatten das Geld aufgebracht.

Am Abend des 19. Mai 1921 überreichte ihr Mrs. Meloney die Schenkungsurkunde. Als Madame Curie sie gelesen hatte, sagte sie: »Man muß den Akt ändern. Das Radium, das mir Amerika schenkt, soll der Wissenschaft für immer gehören. Solange ich lebe, werde ich es selbstverständlich und allein für wissenschaftliche Arbeiten verwenden. Wenn wir aber die Dinge sich selbst überließen, würde das Radium nach meinem Tode das Eigentum von Privatpersonen – meiner Kinder – werden. Das ist unmöglich. Ich möchte es meinem Laboratorium spenden.«

Am nächsten Tag geleitete Präsident Harding Madame Curie ins Weiße Haus und übergab ihr in feierlicher Zeremonie den kleinen goldenen Schlüssel für die Schatulle, in der sich das Radium befand.

Mrs. Meloney hatte den Ehrgeiz, Madame Curie das ganze Land zu zeigen. Die weiten Reisen und Feierlichkeiten waren jedoch so anstrengend, daß Marie Curie die Städte des Westens nicht mehr besuchen konnte. Trotzdem kehrte sie zufrieden, mit neuen Erkenntnissen bereichert, nach Paris zurück.

Noch nie war ihr so bewußt geworden, was ihr Name in der Welt bedeutete. Ihr waren damit neue Aufgaben gestellt, die über ihre fachwissenschaftliche Arbeit hinausgingen. Bisher hatte sie es abgelehnt, mit ihrer Autorität zu operieren, aber warum sollte sie darauf verzichten, wenn sie damit Gutes für die Allgemeinheit erreichen konnte?

Als ihr im Mai 1922 der Völkerbundsrat die Mitgliedschaft der Internationalen Kommission für geistige Zusammenarbeit anbot, nahm sie die Ernennung und das Amt des Vizepräsidenten an. Madame Curie hielt es für erforderlich, die internationale Zusammenarbeit zu verbessern, die Information über wissenschaftliche Ergebnisse zu erleichtern, die verschiedenen

Fachsprachen zu vereinfachen. Mit anderen Gelehrten, wie Albert Einstein oder Wilhelm Ostwald, bemühte sie sich um Reformen der Schulen und Universitäten. Bedrückend empfand sie, daß viele geistige Begabungen unentwickelt blieben. Deshalb forderte sie die Begründung internationaler Studienfonds.

»Ist es nicht Aufgabe des Völkerbunds, die Entwicklung wissenschaftlicher Begabungen zu fördern? Wir sind nicht so reich, daß wir auch nur auf eine einzige verzichten könnten. Ja, ich glaube, daß das Zusammentreffen der Eigenschaften, die den wirklich berufenen Wissenschaftler ausmachen, etwas so Kostbares und Seltenes ist, daß hier nichts widersinniger, ja verbrecherischer wäre als Nachlässigkeit, daß vielmehr mit gewissenhaftester Aufmerksamkeit dafür zu sorgen ist, in jedem solchen Fall alle Entwicklungsmöglichkeiten offenzuhalten.«

Und noch eine andere Frage beschäftigte Madame Curie. Den Wissenschaftlern sollten Urheberrechte zuerkannt werden, Urheberrechte für Arbeiten, die, ohne Absicht auf Gewinn unternommen, zur industriellen Verwertung gelangten. Dachte sie an das Schicksal ihrer Entdeckung? Dachte sie daran, daß es ihr, wenn sie ein Patent genommen hätte, möglich gewesen wäre, sich selbst Radium zu kaufen, Laboratorien einzurichten und Krankenhäuser zu stiften?

In der Enge ihrer damaligen Tätigkeit, in ihrer Konzentration auf ihre wissenschaftliche Arbeit, in ihrem Idealismus hatten sie und Pierre nicht anders handeln können. Dennoch hatten sie sich ungeheure Möglichkeiten wohlthätigen Wirkens entgehen lassen. Anderen, die in eine ähnliche Lage wie sie kommen sollten, mußte die Gesellschaft Schutz bieten.

Diese Gedanken drängten sich ihr auf, als sie eine Biographie über ihren Mann und über sich selbst zu schreiben begann und sich mit den vergangenen Zielen, Träumen, Irrtümern und Erfolgen beschäftigte. Sie hatte sich lange gestraubt, diese Reise in die Vergangenheit anzutreten, die Toten sollten ruhen und das Gewesene in tiefer Einsamkeit verschlossen bleiben. Sie hatte gefürchtet, in einen Abgrund zu versinken, in dem ihr Herz verbluten mußte, denn es schien ihr ganz unmöglich, sich mit dem Schicksal auszusöhnen, das ihr und ihren Kindern

den Gefährten entrissen hatte. Aber durch ihre Arbeit war sie aus der Verzweiflung herausgewachsen, und nun war sie gestärkt genug, dem Vergangenen in die Augen zu sehen. Es bereitete ihr sogar Freude, das Leben Pierres und ihr eigenes nachzuzeichnen, die Motive ihrer Handlungen darzulegen und ihre Erfahrungen zum Nutzen der Allgemeinheit auszuwerten.

»Zahlreiche meiner Freunde behaupten, nicht ohne gewichtige Gründe, daß Pierre Curie und ich, wenn wir unsere Rechte wahrgenommen hätten, die nötige finanzielle Grundlage hätten schaffen können, um ein zweckentsprechendes Radium-Institut zu gründen, ohne auf die Hindernisse zu stoßen, die für uns beide ein Handicap bedeutet haben und es heute noch für mich sind. Trotzdem bin ich bei der Überzeugung geblieben, daß wir recht getan haben. Die Menschheit bedarf sicherlich der auf das Praktische gerichteten Individuen, die imstande sind, aus ihrer Arbeit das Maximum an Gewinn zu ziehen und ihre eigenen Interessen zu wahren, ohne das allgemeine Wohl zu vergessen. Sie bedarf aber auch der Träumer, für die die uneigennütigen Weiterungen einer Unternehmung etwas so Fesselndes haben, daß es für sie nicht in Betracht kommt, an ihren eigenen materiellen Vorteil zu denken.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Träumer des Reichtums nicht würdig sind, da sie kein Bedürfnis nach ihm fühlen. Jedenfalls müßte eine gut organisierte Gesellschaft die entsprechenden Mittel zur Verfügung stellen, damit sie sorgenlos und frei in einem der Forschung gewidmeten Leben ihre Aufgaben erfüllen können.«

Immer schneller vergingen ihr die Jahre, und ständig wandelte sich das Leben. Es war nicht leicht, alt zu werden. Schon vor der Reise in die Vereinigten Staaten hatte sich ihr Ohrensauen verschlimmert, am meisten Sorge aber bereiteten ihr ihre Augen.

»Ohne Operation werden Sie in wenigen Jahren überhaupt nichts mehr sehen können, Madame. Anders ist dem doppelseitigen Star nicht beizukommen.«

Zunächst halfen noch starke Brillen, dann brauchte sie Lupen, um noch lesen zu können. Die Notizen für ihre Vorlesun-

gen schrieb sie mit riesigen Buchstaben, und an ihren Apparaten brachte sie unterschiedliche Merkzeichen an.

»Warum sagst du deinen Mitarbeitern nichts, daß sie dir behilflich sind?« fragte Eve.

Erstaunt hob Marie den Kopf. »Es geht keinen Menschen etwas an, daß ich zerstörte Augen habe.«

Im Laboratorium nahm man die Veränderungen wahr, doch niemand ließ sich etwas anmerken.

Während der Ferien im Juli 1923 begab sich Marie in die Klinik. Nach der Untersuchung schrieb sie Eve: »Ich werde versuchen, mich am Mittwoch, dem 18. früh operieren zu lassen. Es genügt, wenn Du am Abend vorher ankommst. Es ist furchtbar heiß, und ich möchte Dich nicht gern ermüden. Den Freunden in Larcouest sagst Du, daß ich mit einer Redaktionsarbeit, die wir zusammen gemacht haben, nicht zurechtgekommen bin und daß ich Dich brauche, weil sie dringlich eingefordert wird. Rede so wenig wie möglich.«

Zähflüssig rannen die Tage unter der glühenden Sonne dahin. Reglos, die Augen bandagiert, im Zustand der Blindheit, erschrak Marie Curie vor ihrer Hilflosigkeit, in die sie unaufhaltsam hineingeraten war. Immer dichter hatte sich der Nebel über ihre Augen gelegt. Sie war gezwungen gewesen, sich auf den Straßen und Treppen führen zu lassen. Selbst bei Tisch hatten ihr Irène oder Eve die gewünschten Dinge, nach denen sie unsicher tastend suchte, reichen müssen. Wie sollte sie sich in der Mitte der fünfziger Jahre noch die Technik des Blinden aneignen, dessen Gehör und Tastsinn das Augenlicht durch lange Gewohnheit und Übung vertraten? Mit viel Geduld und Ergebenheit befolgte Marie die Anordnungen der Ärzte.

Sie mußte wieder sehend werden! Noch nie hatte sie sich so nach dem saftigen Grün der Wiesen, dem tiefen Blau des Himmels, dem Weiß der Wolken, den Blüten der Rosen, Narzissen, Tulpen, der Kornblumen, Margeriten, des Heidekrauts gesehnt. Sie stellte sich die prächtigsten Farben vor, erdachte sich die klarsten Konturen und sah doch alles nur in einem verschwommenen feindlichen Grau. Sie wünschte, in einem Meer

von Farben zu leben, und sie würde, wenn die Operation gelang, in das blendende Licht der Mittelmeerküste fahren.

»Ihre Augen werden wieder sehen können, Madame. In vier Wochen können Sie Ihre Reise antreten. Doch Sie werden sich Anfang nächsten Jahres noch zwei weiteren Operationen unterziehen müssen, wenn die Heilung von Dauer sein soll.«

Die ersten Wochen trug Marie Brillen, aber bald konnte sie darauf verzichten. Selbst auf den steinigem, holprigen Bergwegen kam sie rasch und glatt voran. Nur an das Doppelsehen konnte sie sich schwer gewöhnen. Sie hatte Mühe, die Menschen zu erkennen. Am schwierigsten fielen ihr die Lese- und Schreibübungen. Mit jedem, auch dem kleinsten Fortschritt, schöpfte sie Hoffnung, und als sie nach Paris zurückkehrte, konnte sie allein die Straßen überqueren, ihren Wagen steuern und im Laboratorium heikle Messungen vornehmen. Das Leben in Licht und Sonne schien ihr neu geschenkt. Glücklicherweise betrachtete sie die bunten Blätter des Herbstes, die Farbenspiele der Sonne bei ihrem Auf- und Untergang und die letzten Blüten des Jahres. Und oft wiederholte sie die Worte Gottfried Kellers »Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt.«

Am 26. Dezember 1923 – dem fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer Mitteilung von der Existenz des Radiums – erhielt Madame Curie im Festsaal der Sorbonne aus der Hand des Präsidenten Millerand ein Pensionsdekret über vierzigtausend Franc Jahresrente. »Es ist ein schwacher, aber aufrichtiger Ausdruck der Dankbarkeit, Verehrung und Begeisterung, die die Nation Ihnen, verehrte Madame Curie, zollt.«

Als Marie sich erhob, wollten die Ovationen nicht enden. Dann wurde es so still, daß Mariens leise Stimme überall gut zu vernehmen war. Sie dankte allen, erinnerte an die Gemeinsamkeit ihrer Arbeit mit Pierre, an die Nützlichkeit der Radiumforschung und die Notwendigkeit, sie tatkräftig zu fördern.

Bronia, Hela und Joseph, die aus Warschau gekommen waren, geleiteten sie in ihre neue Wohnung auf der Saint-Louis-Insel mitten im Zentrum von Paris.

Unmerklich änderte sich das Leben. Reisen führten Marie nach Holland, Belgien, England, Italien, Spanien, der Tschechoslowakei, nach Südamerika und mehrmals nach Polen.

Ihr Wunsch, die Radiumforschung und -therapie in Polen voranzubringen, wurde von der polnischen Regierung unterstützt. Aber das Land war durch die Unterdrückung zurückgeblieben, der Staat und die Bevölkerung arm.

»Wir könnten versuchen, ähnlich wie Mrs. Meloney, die ganze Bevölkerung zur Mithilfe aufzurufen.«

Bronia war begeistert und organisierte das Unternehmen, ließ Postkarten mit dem Bild und der Unterschrift ihrer Schwester drucken und verschickte sie in die entlegensten Dörfer.

Einige größere und viele kleine Spenden trafen ein, symbolisch Ziegelsteine genannt, und im Jahre 1925 konnte Madame Curie-Sklodowska in Warschau den Grundstein für ein neues Zentrum der wissenschaftlichen Forschung und Krebsbehandlung legen.

Der Präsident des befreiten Polen, Stanislaw Wojciechowski, den Marie noch aus ihrer Studentenzeit in Paris kannte, sagte nach der Ansprache Maries anerkennend: »Trotz der vielen Jahre, die Sie in Frankreich verlebten, beherrschen Sie ihre Muttersprache immer noch vollkommen. Erinnern Sie sich übrigens, daß Sie mir vor dreißig Jahren, als ich in geheimer Mission nach Polen fuhr, ihr Reisekissen borgten?«

»O ja!« antwortete Marie mit Nachdruck und fuhr lächelnd fort: »Ich erinnere mich sogar, daß Sie es mir nicht zurückgegeben haben.«

Die Atmosphäre war vertraut herzlich, und Marie war glücklich über die Tatkraft ihres befreiten Volkes, glücklich, als freier Mensch in einem von der Fremdherrschaft befreiten Land die Stätten ihrer Kindheit wiederzusehen.

Das Bild hatte sich verändert, der Hangar hatte sich in ein modernes Institut, der kleine Kreis von Mitarbeitern und Freunden in eine Schar von Assistenten und Studenten verwandelt, die aus vielen Ländern nach Paris pilgerten. Madame Curie, einst unbekannt und zufrieden in ihrer Zurückgezogen-

heit, erhielt jetzt mehr Briefe, als sie beantworten konnte. Ihr Name war zu einem Begriff geworden, man fand ihr Bild auch unter den »Wohltätern der Menschheit« neben Descartes, Newton, Buddha, in einem Konfuzius-Tempel in China. Um den Einladungen folgen zu können, die sie erhielt, hätte sie alt wie Methusalem werden müssen.

Sie freute sich über manches, das ihr an Anerkennung und Ehrung nun im Überfluß zuteil wurde, doch empfand sie es als schmerzlich, daß diese Gesten zu spät kamen. Man sah nur diejenigen, die im Rampenlicht standen; nur wenige hatten ein Gefühl dafür, wie nötig es war, gerade jungen Wissenschaftlern zu helfen, ihre Ideen und Arbeiten zu verwirklichen. Auch unter den Überreichen fanden sich zur Verwunderung von Marie hilfreiche und selbstlose Förderer; ihre Arbeit und ihr Institut war durch Andrew Carnegie, Henri de Rothschild und andere mit finanziellen Zuwendungen unterstützt worden, die für Forschungen oder Stipendien zu verwenden waren.

Madame Curie vergaß ihre einst ungünstige Situation nicht. Sie gehörte auch nicht zu denjenigen, die es für nötig hielten, anderen Menschen die gleichen schlechten Erfahrungen als »Schule des Lebens« zuzumuten. Die Bäume, Blumen und Sträucher vor ihrem Institut hatte sie nicht nur sich zur Freude gepflanzt. Wer in ihrem Institut arbeitete, sollte sich wohl fühlen, daß er mit Freuden tätig sein konnte. Und es befriedigte sie, daß sie mittellosen Studenten nunmehr auch aus eigener Tasche Sorgen abnehmen konnte, ohne daß diese die Geldquelle erfahren mußten.

Gut sein wollen und Gutes tun wollen hielt Marie für ein sittliches Gebot. Jeder einzelne war verpflichtet, an seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten, da er für das Ganze mitverantwortlich war. Auch war jeder verpflichtet, anderen geistig weiterzuhelfen. Eine bessere Welt war nicht allein durch gerechtere Besitzverhältnisse, sondern nur in Verbindung mit Menschen zu schaffen, die entschlossen waren, Gutes zu tun, freundlich und hilfsbereit zu sein und vernünftig miteinander auszukommen, ohne Zwang und Mißtrauen.

Madame Curie sah ihren Lebensstil weder für Frauen noch

für Männer als verbindlich oder vorbildlich an. Sie arbeitete und lebte so, weil es ihr Freude bereitete. Es gab auch andere Möglichkeiten, glücklich zu sein. Auch ihren Töchtern schrieb sie nicht vor, wie sie zu arbeiten oder zu leben hatten. Die einzige Forderung, die sie erhob, war, alle Fähigkeiten zu entwickeln und sich nützlich zu machen. Auch die wiederholten spöttischen Bemerkungen Eve gegenüber waren kein Ausdruck von Intoleranz.

»Mein armes Kind, was für abscheuliche Absätze! Nein, du wirst mir nie einreden können, daß die Frauen geschaffen sind, auf Stelzen zu gehen.«

War sie altmodisch in ihrem Denken? Nun ja, mit fünfundsechzig Jahren war man keine junge Dame mehr. Ihr Geschmack war in einer anderen Zeit gebildet worden, und die Wandlungen der Mode interessierten sie wenig. Welchen Sinn hatte es, Kleider auch im Rücken auszuschneiden? »Du läufst Gefahr, eine Rippenfellentzündung zu bekommen, Eve, und es erscheint mir unanständig und häßlich. Dieses letzte müßte dich wenigstens überzeugen. Sonst finde ich dein Kleid hübsch. Du trägst aber zuviel Schwarz für deine Jugend.«

Dazu das Schminken. »Prinzipiell habe ich nichts gegen diese Schmiererei einzuwenden. Die alten Ägypterinnen haben es noch weit ärger getrieben. Doch finde ich es abscheulich. Du quälst deine Augenbrauen, du beschmierst deine Lippen in völlig sinnloser Weise.«

Natürlich mußte Eve darauf antworten: »Aber Mé, du kannst mir glauben, daß es so viel besser aussieht.«

»Besser? Mir bist du lieber, wenn du nicht so zurechtgemacht bist. Hast du nicht etwas zu lesen für mich?«

»Kipling?«

»Ja, Kipling. Am liebsten das Dschungelbuch. Wie er die Natur empfunden hat, finde ich einfach wunderbar.«

Eine Stunde Lektüre nach dem Abendgespräch genügte ihr, die Gedanken durch einen Ausflug in die Wildnis und die aufregenden Abenteuer der Tiere und Menschen zu entspannen. Anschließend ging sie in ihr Arbeitszimmer, legte Papiere, Rechenschieber, Bücher und Schreibzeug auf den Fußboden

und setzte sich dazu. In einigen Stunden, gegen zwei, drei Uhr würde sie ihr Bett aufsuchen und in einen tiefen, kurzen Schlaf fallen.

Gegen acht Uhr weckten sie die Geräusche, die beim Hantieren der Aufwartung durch die hohen, mit wenigen Möbeln ausgestatteten Räume und Gänge der großen Wohnung hallten. Einige Minuten blickte sie aus dem gardinenlosen Fenster auf die Seine, die vorüberrauschenden Lastkähne, den Kai und die Île de la Cité. Nach dem Frühstück, um drei Viertel neun, rief sie ein dreifaches Hupen ins Laboratorium.

Im Vorraum des Instituts erwarteten sie die Studentinnen und Studenten. Noch in Hut und Mantel begannen die ersten Konsultationen. »Die Ergebnisse der Messung liegen vor.« Auf einer Treppenstufe sitzend, überflog Madame Curie die Aufzeichnungen. »Da scheint ein Fehler zu stecken, wir sprechen später darüber.«

Nach und nach löste sich ihr »Sowjet« – wie sie diese erste Arbeitsberatung des Tages nannte – auf. Sie ging durch den Chemie- und Physiksaal, verfolgte den Bau einer Apparatur, erteilte Ratschläge, beobachtete eine Operation, regte an, interessierte sich für den Stand dieses oder jenes Experiments, um nach ein bis eineinhalb Stunden ihr Laboratorium aufzusuchen und ihre Versuchsreihe fortzusetzen.

Professor Marie Curie war der Kopf eines großen Forschungskollektivs geworden. Sie organisierte den Wissenschaftsbetrieb, regte an, nahm Anregungen auf, faßte die Ergebnisse zusammen, ermunterte die Zaghafte, wies Voreilige in die Schranken, überwachte und kontrollierte die Arbeiten, prüfte die Kandidaten und förderte sie.

»Madame Curie ist nicht nur eine weltberühmte Physikerin, sie ist der großartigste Laboratoriumsleiter, den ich kenne.« Das war nicht nur die Meinung Professor Jean Perrins, das empfanden ihre Mitarbeiter und Studenten, von denen viele später sagten, daß die besten Jahre ihres Lebens die Jahre in ihrem Laboratorium waren.

Der Abschluß eines Diploms oder einer Doktorarbeit wurde mit einem Laboratoriumstee gefeiert, im Sommer unter den

Linden des Gartens, im Winter im Bibliothekssaal. Die Erfolge jedes einzelnen betrachtete Madame Curie als ihre eigenen, zu den schönsten zählte sie das Doktorat von Irène und Frédéric Joliot, mit dem Irène verheiratet war. Es war ihr, als wären die schönen Zeiten des alten Laboratoriums wieder-gekehrt.

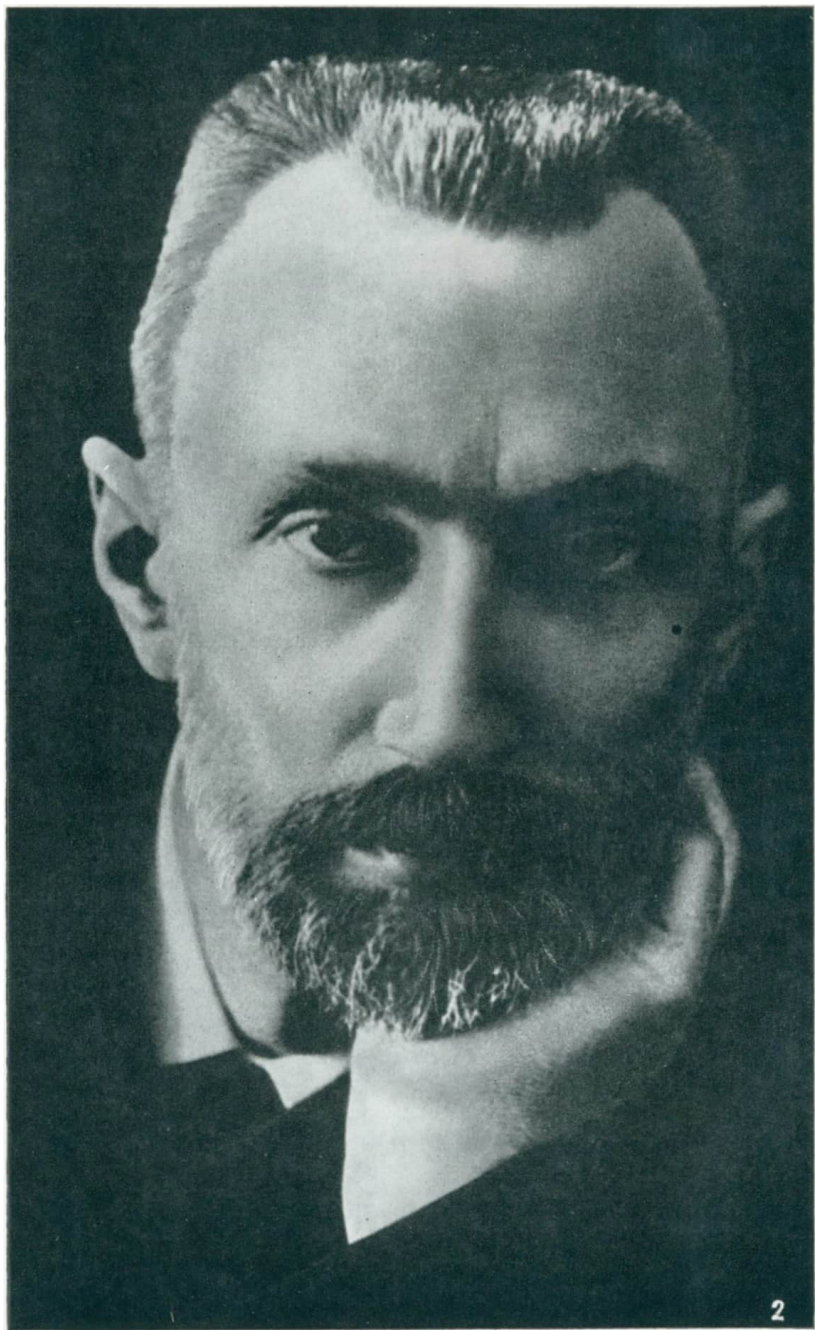
Seit über zwanzig Jahren hielt sie Vorlesungen, aber noch immer überfiel sie Lampenfieber, wenn sie am Montag und Mittwoch ihre Gedanken für den Vortrag ordnete. An diesen Tagen fielen die Beratungen kurz aus. Unruhig gespannt, erwartete sie den Augenblick, daß sie sich in ihren Ruheraum zurückziehen und ihre Aufzeichnungen durcharbeiten konnte.

Am wohlsten fühlte sie sich in ihrem Laboratorium. Ihre Mitarbeiterin, Mademoiselle Chamié, schrieb: »Hier saß sie vor ihrem Apparat und nahm Messungen vor, in dem Halbdunkel des Zimmers, das ungeheizt war, damit Temperaturänderungen ausgeschaltet blieben. Wundervoll war die Beherrschtheit und Harmonie der Bewegungen bei den einleitenden Handgriffen – dem Öffnen des Apparats, dem Auslösen des Chronometers, dem Aufheben der Gewichte. Es war eine zur Vollendung gebrachte Technik, die den persönlichen Irrtumskoeffizienten auf so gut wie Null reduzierte.

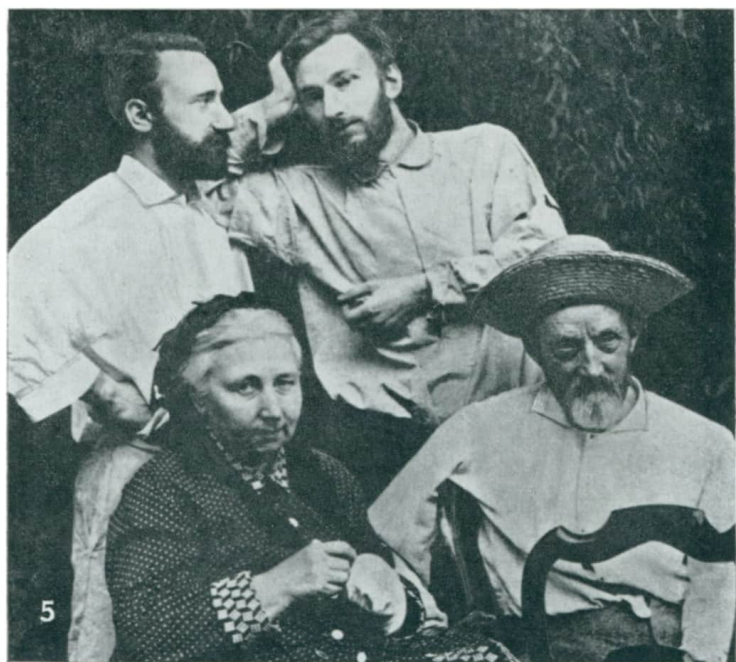
Das Aktinium X mußte rein sein und in einem chemischen Zustand, in dem seine Emanation nicht frei werden konnte. Der Arbeitstag war nicht lang genug, um die Abtrennung durchzuführen. Madame Curie blieb über den Abend im Laboratorium, ohne zu essen. Doch die Abtrennung des Elements ging langsam vor sich: So würde man eben die Nacht über dieser Arbeit verbringen.

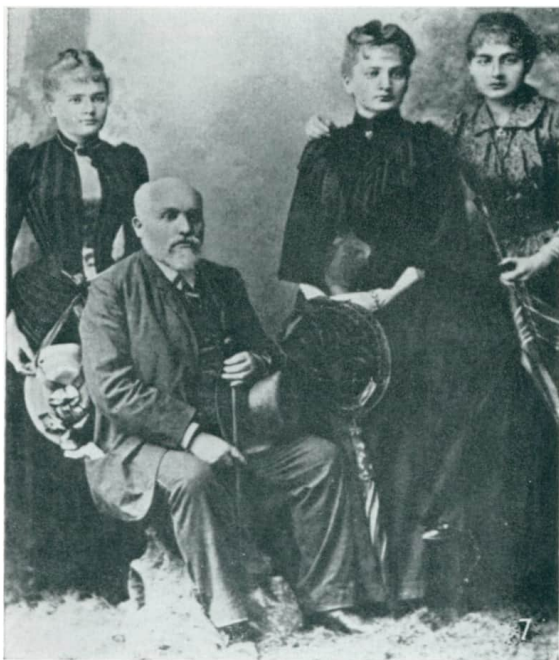
Es war zwei Uhr morgens, und die letzte Operation blieb noch durchzuführen. Eine Stunde lang mußte die Flüssigkeit durch eine besonders konstruierte Zentrifuge laufen. Der Apparat drehte sich mit einem ermüdenden Geräusch. Madame Curie blieb neben ihm stehen und verließ das Zimmer nicht. Sie schaute die Maschine an, als ob ihr brennender Wunsch, das Experiment zu einem glücklichen Abschluß zu bringen, auf suggestivem Wege eine Beschleunigung des Prozesses herbei-



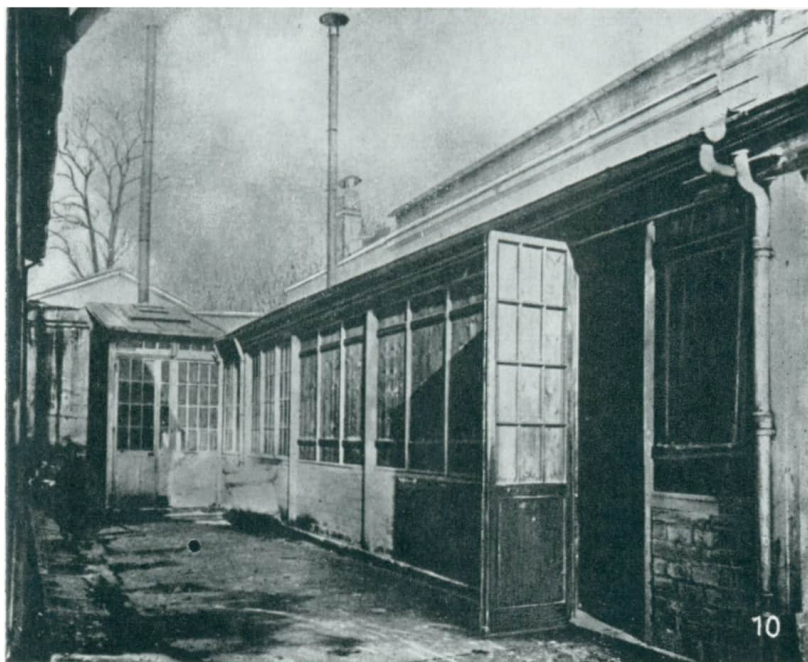


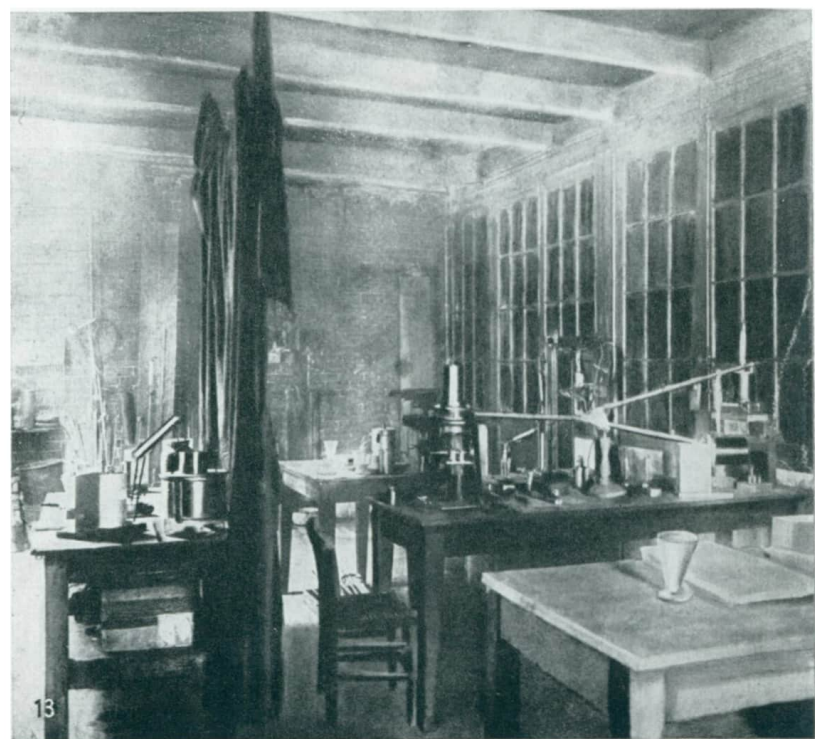
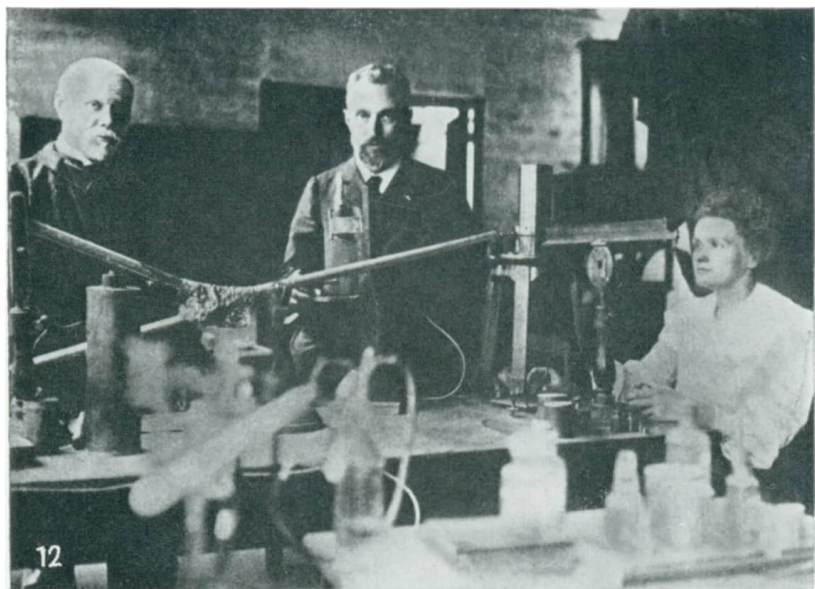




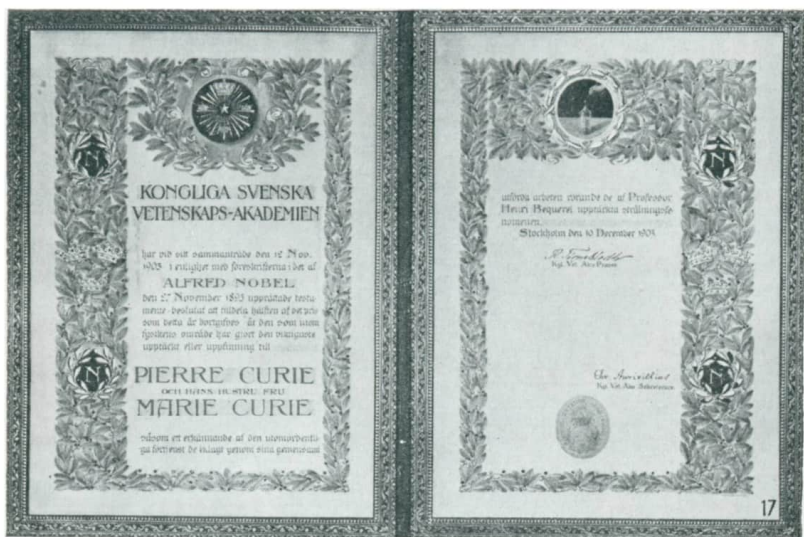












KONGLIGA SVENSKA
VETENSKAPS-AKADEMIEN

har vid sitt sammanträde den 12 No-
vember 1895 i enlighet med föreskrifterna i det af
ALFRED NOBEL

den 27 November 1895 upptejade testa-
mente beslutat att tillräta hvar af de två
samt de båda ättlingarna af den som varit
hvar af dem som gjort den viktigaste
upptäckelse eller uppfinning till

PIERRE CURIE
OCH HANS HUSVÄN
MARIE CURIE

vidkom ett utmärkelse af den utmärkelse-
iga förtjänst de båda ättlingarna äro berättigade

avoir été reconnue comme de la Princesse
Henri Bequere par l'Académie des Sciences,
Inscriptions et belles-lettres

le 10 Décembre 1895

St. Paulin
Prés. de l'Académie

St. Paulin
Prés. de l'Académie

17



KONGLIGA SVENSKA
VETENSKAPS-AKADEMIEN

har vid sitt sammanträde den 7^{de}
November 1895 i enlighet med fö-
reskrifterna i det af

ALFRED NOBEL

den 27 November 1895 upptejade testa-
mente beslutat att utmärka de två
samt ättlingarna af den som varit
hvar af dem som gjort den viktigaste
upptäckelse eller uppfinning till

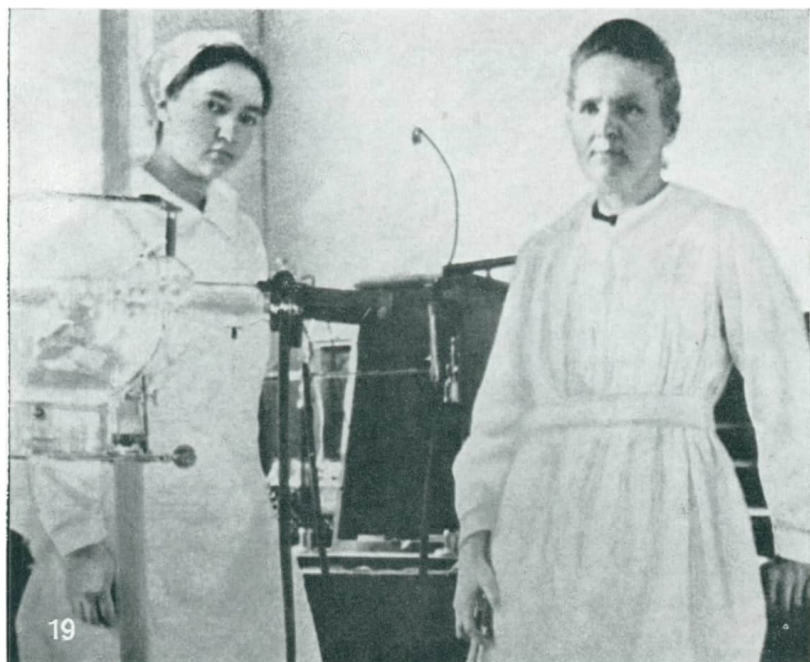
**MARIE
SKŁODOWSKA CURIE**

skönt ett utmärkelse för den för-
tjänst hon ännu en lönslig utmär-
kelse genom upptäckten af grundäm-
nena radium och polonium genom
samarbetsarbetet af radium och den
isolerande utmärkelse tillrädd samt
genom sina undersökningar angående
den märkliga grundämnen framgång
förelämnades den 10 December 1895

St. Paulin
Prés. de l'Académie

St. Paulin
Prés. de l'Académie

18



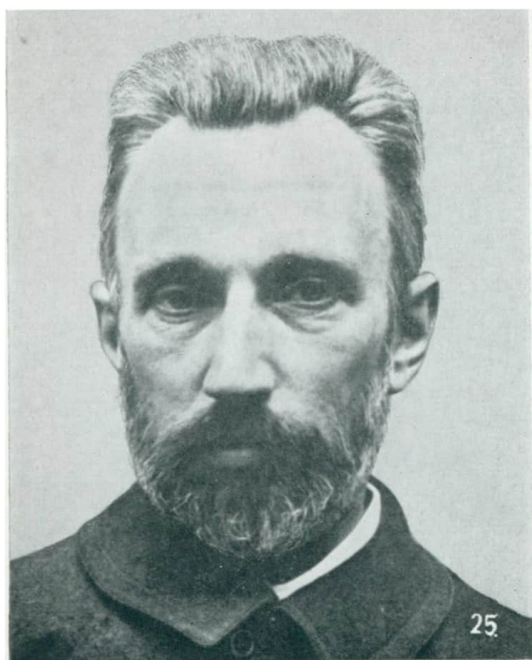


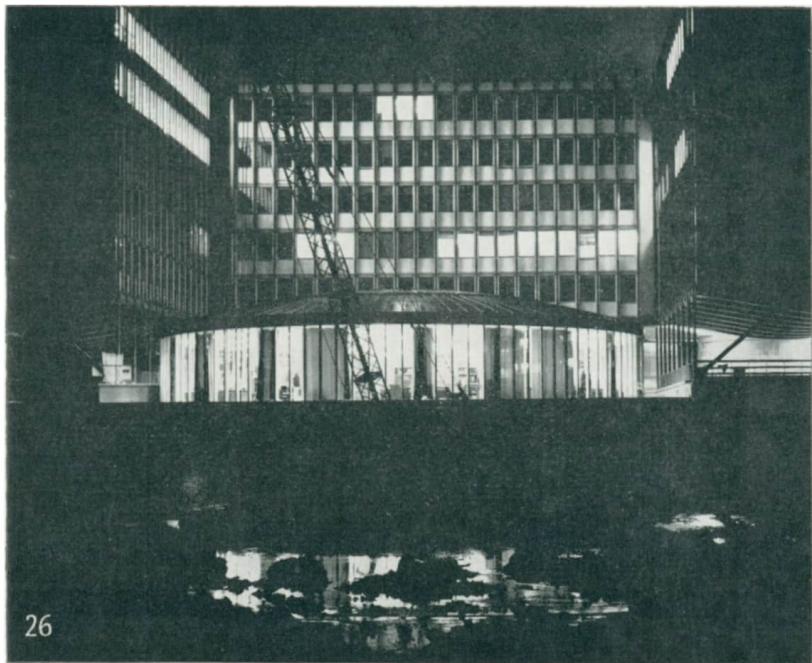
21



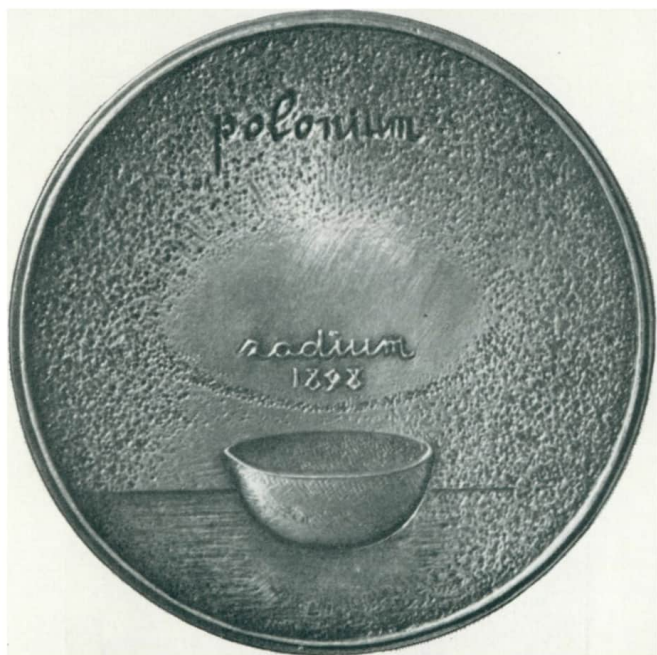
22







26



führen könnte. In diesem Augenblick existierte für sie nichts außer dieser Zentrifuge: nicht ihr morgiger Tag, nicht ihre Müdigkeit. Sie konzentrierte sich mit der ganzen Seele auf die Arbeit.«

Ein mißglücktes Experiment empfand sie wie ein Unglück. Sie brauchte einige Zeit, um die Enttäuschung zu überwinden und von vorn beginnen zu können. War ihr ein Experiment gelungen, erfüllte sie jubelnde Freude. Mit jugendlicher Eile verließ sie die erfolgreiche Stätte, um sich mit einer Arbeit im Garten zu entspannen.

Wie konnte man nur so blind sein und die Wissenschaft und Technik für eine mechanische, trockene, unkünstlerische Tätigkeit halten? Auf einer Tagung über die »Zukunft unserer Kultur« in Madrid warnte man vor den Gefahren der Spezialisierung, der Standardisierung und machte die Wissenschaft und Technik mit für die »Kulturkrise« verantwortlich.

Konnte man den Lauf der Welt nicht auch ganz anders betrachten?

»Ich gehöre zu denen«, sagte Madame Curie, »die die besondere Schönheit des wissenschaftlichen Forschens erfaßt haben. Ein Gelehrter in seinem Laboratorium ist nicht nur ein Techniker, er steht auch vor den Naturvorgängen wie ein Kind vor der Märchenwelt. Wir dürfen niemand glauben machen, daß der wissenschaftliche Fortschritt sich als ein Mechanismus, als eine Maschine, als ein Getriebe ineinandergreifender Zahnräder begreifen läßt – die übrigens auch ihre eigene Schönheit haben.

Ich glaube nicht an die Gefahr, daß der Geist des Abenteurers aus unserer Welt verschwindet. Wenn von allem, was ich um mich gewahre, irgend etwas lebenskräftig ist, so ist es eben dieser Geist des Abenteurers, der unausrottbar scheint und sich mit der Neugier verbindet.«

Wie hatte Pierre einst gesagt? »Ein Naturvorgang, der entdeckt ist, macht uns klüger und stärker. Er gibt uns ein Gefühl für das, was Wahrheit ist.« Wahrheit entsprang der Wissenschaft wie der Kunst, in der Wahrheit lag Schönheit, Harmonie und die Grundlage für richtiges, vernünftiges Handeln. In der

Wahrheit verschmolzen Wissenschaft und Kunst zu den besten Ergebnissen menschlicher Tätigkeit.

Je mehr Marie in einem Jahr erlebte, desto schneller verging ihr die Zeit, obgleich sie ihr viel länger vorkam. Je weniger sich ereignete, desto langsamer flossen die Stunden dahin, obgleich sie ihr rasch vorübergegangen schienen. Ihr Bestreben, Zeit zu gewinnen, äußerte sich in rastloser Tätigkeit, doch der von ihr unabhängige Gang der Weltuhr ließ sich nicht beschleunigen oder verlangsamen. Aber was zählte der? Aus ihrem Dasein erwachsen andere Dimensionen. Sie näherte sich einem Zeitgefühl, das in die Unendlichkeit überging und einen Monat in einen Tag oder gar eine Stunde zusammenrückte, wodurch zugleich die Erlebnisse der Stunde so dicht gedrängt aufeinanderfolgten, daß sie sich über Jahre hinweg zu erstrecken schienen. Eine Arbeit folgte der anderen. Dreißig Publikationen allein seit dem Ende des Krieges berichteten von ihren Experimenten, doch untrennbar damit verbunden waren die vierhundertundfünfzig Berichte ihrer Studenten, Assistenten, Mitarbeiter, denn in jedem steckte eine Anregung, eine Idee, eine Korrektur, ein Handgriff von ihr. Fast liebte sie diese Veröffentlichungen mehr als ihre eigenen, wie eine Mutter manchmal mehr ihre Enkel als ihre eigenen Kinder liebt. Denn ihre eigenen Arbeiten standen ihr einfach zu, aber die anderen waren von ihr inspiriert. Sie hatte Köpfe und Hände in Bewegung gesetzt, Begabungen entdeckt und entwickelt, Augen sehen, Hände fühlen, Köpfe denken gelehrt. Sie hatte den Geist der Wissenschaft in Frauen und Männern geweckt, die Gedanken und Prinzipien genährt, die sie mit Pierre verbunden und entwickelt hatte.

Nun wanderte dieser Samen mit den jungen, hoffnungsvollsten Menschen in alle Länder der Welt, um fortzeugend auf Generationen zu wirken und mitzuhelfen, daß die Menschen vernünftiger und glücklicher leben konnten.

Madame Curie glaubte nicht an plötzliche, sprunghafte Verbesserungen des menschlichen Charakters und Daseins. Gewiß gab es revolutionäre Umwälzungen, die ganz neue Verhältnisse und Daseinsbedingungen schufen, aber auch die gewaltigsten

Erhebungen vermochten die in Jahrtausenden eingebürgerten Verhaltensweisen der Menschen nicht mit einem Schlage zu verändern.

Der Mensch unterschied sich dadurch vom Tier, daß er durch seine Arbeit seine Umwelt und seine Lebensbedingungen veränderte. Den neuen Verhältnissen, die er sich schuf, mußte er sich zugleich anpassen und damit auch sich selbst und – seine Beziehungen zu seinen Mitmenschen ändern.

Der Arbeiter war ein anderer als der Leibeigene oder Sklave. Der Chauffeur hinter dem Steuer eines Renault unterschied sich nicht nur durch die schnellere Reaktionsfähigkeit von einem Kutscher auf dem Bock, sondern auch durch größere geistige Beweglichkeit, Unabhängigkeit, Selbstsicherheit. Die Frau im Laboratorium war eine andere als die Nonne im Kloster oder die »höhere Tochter« eines Beamten oder Gutsherrn.

Die Keime des neuen Menschentyps erschienen Marie Curie so kräftig, daß sie sich fast veraltet vorkam, obgleich es ihr bewußt war, daß sie selbst zu den Pionieren der neuen Zeit gehörte, und zwar nicht nur, weil sie als Frau arbeitete oder einen für Frauen noch ziemlich ausgefallenen Beruf ausübte, sondern weil sie auch in ihrem Lebensstil schon sehr früh, besonders aber seit ihrer Bekanntschaft mit Pierre, den Ballast veralteter Lebensweisen abgeworfen hatte.

Wie Sirup klebten die Gewohnheiten an den Menschen, Gewohnheiten, die zu ihrer Zeit einmal Sinn und Verstand besessen haben mochten, durch den Fortschritt der Technik und Wissenschaft aber ausgehöhlt waren und nur noch gedankenlos oder künstlich kultiviert mitgeschleppt wurden. Dennoch fand sie nicht alles, was da neu in die Welt gebracht wurde, gut und richtig. Mußten Frauen zum Beispiel rauchen, um ihre Gleichberechtigung mit Männern zu demonstrieren?

»Sie wollen also, Madame, daß das Rauchen ein Vorrecht der Männer bleibt?« hatte eine ihrer begabtesten Mitarbeiterinnen ziemlich spitz beim Institutstee geantwortet.

»Sie müßten mich eigentlich besser kennen, Mademoiselle. Müssen die Frauen auch die schlechten Angewohnheiten des anderen Geschlechts übernehmen?«

Aber wo war der Maßstab, nach dem die Menschen urteilen konnten, ob etwas gut oder schlecht war? Diese Frage zu beantworten, erschien Madame Curie ebenso schwierig wie einfach, weil man sich nur auf ein natürliches Leben zu besinnen brauchte. Alles, was der körperlichen und geistigen Entwicklung diente, sollte man unterstützen. Die Menschen brauchten gesunde Wohnungen, freundliche Schulen und Arbeitsplätze, Zeit und Gelegenheit zur Besinnung und ausgleichenden Betätigung. Nur dadurch, daß sie neben ihrer starken Arbeit stets in einer gesunden Umgebung gelebt, Erholung in der Natur gesucht, sich mit Gartenarbeit beschäftigt und Sport getrieben hatte, war sie trotz ihrer fünfundsechzig Jahre noch leistungsfähig.

Madame Curies Gedanken wanderten öfter als früher zurück zu den Tagen ihrer Kindheit, ihrer Jugend- und Studentenzeit, ihrer glücklichen Jahre mit Pierre. Mit überraschender Klarheit tauchten die Erinnerungen vor ihr auf, heitere und schmerzliche, häßliche und schöne. Dennoch lebte Marie nicht in der Vergangenheit. Sie dachte an das, was sie noch zu Ende führen mußte. Denn sie wußte, daß sie nicht mehr viele Jahre leben würde.

Der Bau des Radiuminstituts in Warschau schritt langsam aber stetig voran. Im Jahre 1932 sollte er beendet werden, bis dahin mußte es ihr gelingen, das nötige Radium zu beschaffen. Sie korrespondierte darüber mit Mrs. Meloney, und wieder gelang es der fernen Freundin, ein Gramm Radium für sie zu beschaffen. Im Oktober 1929 fuhr Marie erneut nach den Vereinigten Staaten, um aus der Hand des Präsidenten Hoover das Geschenk der amerikanischen Nation für das Warschauer Forschungsinstitut entgegenzunehmen.

Am 29. Mai 1932 weihte sie in Gegenwart des Präsidenten Polens, Moscicki, das Radiuminstitut ein. Nun konnte ihr Werk auch hier fortgeführt werden.

Welch eine Fülle von Ereignissen seit den Tagen, da sie in dem Museum ihre ersten Experimente angestellt hatte! Mit nervöser Hast eilte sie durch die vertrauten Straßen. Ihr Blick hing an den alten Gebäuden, folgte den gewundenen Park-

wegen des Sächsischen Gartens, ruhte auf dem zarten Grün der mächtigen Bäume, die schon in ihrer Kindheit groß und stattlich über den Büschen und Wiesen gethront hatten. Und immer wieder endeten die ruhelosen Wanderungen durch die Vergangenheit an der Weichsel.

»Gestern abend«, schrieb sie Eve, »bin ich allein am Ufer der Weichsel spazierengegangen. Der Strom schleppte sich träge in seinem breiten Bett dahin, grünlich schillernd in der Nähe, in der Ferne blau im Widerschein des Himmels. Die schönsten Sandbänke, leuchtend in der Sonne, tauchen da und dort auf und bestimmen nach ihrer Laune den Lauf des Wassers. Helle Ränder an ihren Ufern bezeichnen die Grenze des tiefen Wassers. Ich fühle ein unwiderstehliches Bedürfnis über den Sand einer dieser herrlichen, lichtüberfluteten Sandflächen zu gehen. Es gibt ein Krakauer Lied, in dem es von der Weichsel heißt: Dieses Wasser Polens hat einen solchen Zauber, daß jeder, der ihm einmal unterlegen ist, es bis an sein Ende lieben muß. So ist es wirklich – für mich wenigstens stimmt es. Dieser Fluß hält mich mit einer tiefen Anziehungskraft fest, deren Ursprung mir dunkel ist . . .«

Von dem Strom ging eine tiefe heitere Ruhe in sie über. Seine Wasser waren immer andere und doch immer die gleichen. In unendlicher Folge zogen sie zum Meer und kehrten von dort zurück. Hier hatte sie als kleines Mädchen gestanden, und jetzt, wieder nahe dem Tag der Geburt spürte sie den gleichen Wunsch, die Arme auszubreiten und leicht wie eine Wolke dahinzuschweben. Wehmütig, doch froh und zufrieden ging sie an der Festungsmauer entlang, folgte einer schmalen Gasse zum alten Marktplatz und seinen malerischen Häusern einer einst glanzvollen Zeit, die ihr befreites Volk wieder er stehen lassen würde. Und ein warmes Gefühl verursachte ihr der Gedanke, dafür selbst etwas getan zu haben.

Als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte und ihre Verwandten und Bekannten ihrem Gesichtskreis entschwunden waren, sank sie ermattet auf den Sitz. Wie in weiter Ferne flog sie an der Landschaft vorüber mit dem Gefühl, sie nie wiederzusehen.

Schon lange hatte Marie erfahren, daß die Dinge auch ohne sie weitergingen. Dadurch, daß man andere Menschen Wissen und Kunstgriffe lehrte, machte man sich selbst überflüssig. Kinder wurden erwachsen und bedurften der Eltern nicht mehr. Als Irène sich mit Frédéric Joliot verlobte und ihn bald danach heiratete, war sie ziemlich verstört gewesen. Das hatte nicht nur daran gelegen, daß diese Ereignisse für sie unverhofft gekommen waren. Eigentlich konnte sie sich keine bessere Verbindung ihrer Tochter vorstellen. Ihr jetziger Schwiegersohn war einer ihrer begabtesten Schüler, dessen Charakter auch ihr ausgezeichnet gefiel. Und anstatt nur mit Irène, konnte sie nun die Arbeitsvorhaben mit zwei Verwandten beraten.

Dennoch war durch die Heirat etwas in ihr gesprungen. Irène hatte sich mit sanfter Schnelligkeit von ihr gelöst, war einem anderen Menschen verbunden, stellte ihr Denken und Handeln auf ihren Mann ein, lebte trotz der täglichen Gemeinsamkeiten, der Arbeiten und Besuche, ihr eigenes, neues Leben. Das war natürlich der Lauf der Welt; für den Zurückbleibenden aber war es doch schwer, sich darauf einzustellen. Als Hélène geboren wurde, empfand Marie wieder den schmerzlich-heiteren Übergang. Wenn sie auch nicht alt sein wollte und sich nie alt fühlen würde, sie war nun in den Familienstand einer Großmutter versetzt worden. Doch bald überwog auch hier die Freude. Die Besuche reichten ihr bei weitem nicht. Viele Wege führten an dem Jardin du Luxembourg vorbei, und Hélène blickte nicht selten vom Spiel auf, um ihre Mé zu suchen. Und wenn Marie in Sichtweite erschien, ließ sie alles liegen und rannte auf sie zu. Doppelte Verwandlung des Lebens: Was sie mit Irène verloren, hatte sie mit Hélène zurückerhalten.

Mit dem fortlaufenden Wechsel der Ereignisse versickerte die Zeit. Doch die Beständigkeit der Wiederkehr, der ruhige Strom im Wirbel der Veränderungen, erzeugte die Gewißheit des Fortbestandes, nahm den Boten des Todes ihre Schrecken.

Madame Curie hatte ihre Kräfte wenig geschont. Die Flamme ihres Lebenslichts war fast immer auf groß gestellt gewesen. Und sie hatte auch viel Kraft verbraucht, um ihr lei-

denschaftliches, empfindsames Temperament stets in Gewalt zu haben. Obgleich sie gesund gelebt hatte, hatte sie ihrem Körper zuviel zugemutet. Seit fünfunddreißig Jahren arbeitete sie mit dem Radium, ohne sich um die Sicherheitsbestimmungen zu kümmern, die sie anderen streng vorschrieb. Niemand durfte Tuben, in denen sich radioaktive Substanzen befanden, ohne Zange anfassen, niemand ohne schützende Bleiplatten operieren. Sie aber hatte sich nicht einmal gegen die noch gefährlicheren Röntgenstrahlen geschützt. An den Händen quälten sie Radiumverbrennungen, die abwechselnd austrockneten und eiterten. Ihre Blutzusammensetzung war nicht normal. Ohrensausen, rheumatische Schmerzen an der Schulter und wieder nachlassende Sehkraft bedrängten sie. Aber sie war in einem Alter, in dem man mit solchen Schwierigkeiten rechnen mußte. Wehleidig zu werden stand ihr nicht an. Und wenn sie sich auch noch so müde und abgespannt fühlte, eine innere Unruhe trieb sie an, begonnene Arbeiten zu Ende zu führen. Die Energie zerstreute sich, das Leben verrann wie Sand im Glas. Die Kerze brannte, bis das Wachs verzehrt war, die inneren Organe verbrauchten sich, die Haut wurde welk, das Haar weiß. Sie stand früher auf als gewöhnlich und kehrte auch abends nach dem Essen noch oft ins Laboratorium zurück. Jede freie Stunde nutzte sie aus, um ihr Buch über die Radioaktivität fertigzustellen.

Ende Dezember 1933 erkrankte sie. Ein Gallenstein wurde festgestellt. Sie bedurfte der Schonung und unterwarf sich einer strengen Diät. Im Januar fühlte sie sich soweit gestärkt, daß sie nach Versailles fuhr und Schlittschuh lief. Wenig später begleitete sie Irène zum Skilaufen nach Savoyen. Und zum Osterfest unternahm sie mit ihrer Schwester Bronia eine Autofahrt zu ihrer Villa nach Cavalaire im Süden Frankreichs. Anfangs fühlte sie sich noch kräftig genug, um weite Wege zurückzulegen und ihrer Schwester schöne Landschaften zu zeigen, doch bei ihrer Ankunft in Cavalaire war sie völlig erschöpft. Eine Erkältung zwang sie ins Bett.

Unter Bronias Pflege erholte sie sich rasch, so daß sie die Rückfahrt nach Paris riskieren konnte. Aber ihr Gesundheits-

zustand blieb labil. Als sie Bronia auf dem Bahnsteig umarmte, empfand sie eine tiefe Traurigkeit.

Das Fieber ging nicht völlig zurück. In ihr brannte ein verzehrendes Feuer, das sie zu neuen Arbeiten antrieb und gleichzeitig immer mehr an ihr nagte. Wenn sie sich besser fühlte, ging sie ins Institut, sonst blieb sie zu Hause und vervollständigte ihr Buch, das sie unbedingt beenden mußte. Sie wollte sich auch bald mehr Ruhe gönnen, obgleich sie nicht wußte, ob sie überhaupt ohne ihr Laboratorium leben konnte. Jedenfalls würde sie jetzt endlich ihren lang gehegten Plan verwirklichen und sich ein Haus in Sceaux bauen. Das Grundstück hatte sie gekauft, die Pläne mit dem Architekten waren beraten, die Bauarbeiten konnten beginnen.

»Sie müssen ausspannen, Madame, Sie brauchen Bettruhe!«

Die Ärzte meinten es gut, Eve, Irène und Frédéric meinten es gut, aber Marie ging so lange ins Laboratorium, bis sie selbst spürte, daß sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Es war ein sonniger Maitag. Lächelnd ging sie durch die lichterfüllten Arbeitsräume, berührte einen Apparat mit müder Hand, blickte auf eine Tabelle, in die Augen ihrer Mitarbeiter und Studenten.

»Ich habe Fieber«, sagte sie leise. »Ich werde nach Hause gehen.« Sie ging langsam durch den Garten, betrachtete die Blumenrabatten und Rosenstöcke. Als sie den Mechaniker erblickte, sagte sie: »Georges, sehen Sie sich diesen Stock an. Sie müssen sich gleich um ihn kümmern.«

Bevor sie in den Wagen stieg, sah sie sich noch einmal um. Ein leichter Wind strich durch die zarten Blätter der Linden. Fliederduft wehte heran. Vögel zwitscherten im Geäst. Die Nachmittagssonne brach sich in den Fenstern ihres Instituts.

»Vergessen Sie nicht den Rosenstock, Georges!«

Die Untersuchungen der Ärzte blieben ohne eigentlichen Befund. Vielleicht handelte es sich um eine verschleppte Grippe, vielleicht war da noch eine Bronchitis mit im Spiel? Was für therapeutische Maßnahmen sollte man verordnen, wenn man nicht genau wußte, wogegen sie zu richten waren? Packungen

und Schröpfköpfe konnte man riskieren, doch sie zeigten keine Wirkungen. Die Patientin, die sich fügsam jeder Prozedur unterwarf, behielt das schleichende Fieber und wurde von Tag zu Tag schwächer.

»Vielleicht wäre ein Sanatoriumsaufenthalt indiziert, hoch oben in den Bergen.«

Zaghaft unterbreitete Eve ihrer Mutter den Vorschlag. »Wir könnten dich abwechselnd besuchen. Erst würde ich dich begleiten, dann könnten deine Geschwister aus Polen, schließlich Irène und Frédéric kommen.«

Die Vorstellung von der frischen Luft in den Bergen, der hellen Sonne und dem kühlenden Wind war Marie angenehm. Sie vermochte sich fast darauf zu freuen. Eigentlich paßte es auch ganz gut. Ihr Buch war fertiggestellt. Irène und Frédéric lasen die Korrekturen. Eve kümmerte sich um den Bau in Sceaux. Trotzdem fühlte sich Marie gereizt, ab und zu mit einem Lächeln zu sagen: »Geben wir uns nicht vielleicht umsonst soviel Mühe?«

Aber was sollte die Resignation? War es nicht viel besser, von der Zukunft zu sprechen, selbst wenn es für sie keine mehr geben sollte, von der Zukunft ihres Laboratoriums, des Warschauer Instituts, von der Zukunft ihrer Kinder, ihrer Enkelin? War ihr Lebensabend nicht von Freuden erfüllt? Sah sie nicht ihr und Pierres Werk sogar unmittelbar von ihren eigenen Kindern fortgesetzt? Gerade erst hatten Irène und Frédéric eine revolutionäre Entdeckung machen können, die unmittelbar an ihre und Pierres Arbeiten anknüpfte und die Forschungen über die Radioaktivität auf neue Wege führte. Ihre Untersuchungen über die Atomverwandlungen hatten zur Ermittlung der künstlichen Radioaktivität geführt. Sie hatten andere Stoffe wie Aluminium mit Radiumstrahlen bombardiert und ihre Verwandlung in neue radioaktive Elemente erzielt, die in der Natur nicht vorkamen. Für diese Arbeiten würde ihnen wie einst ihr und Pierre der Nobelpreis verliehen werden. Und neben ihr lebte Eve, vielseitig begabt für Musik und Literatur. Sie würde ihren Weg finden und als Musikerin oder Schriftstellerin Bedeutendes leisten.

Marie konnte auf ein erfülltes Leben zurückblicken. Und solange sie noch Kraft besaß, würde sie an die Zukunft ihres Instituts denken. Bevor sie ins Sanatorium von Sancellemoz abreiste, empfing sie ihre Mitarbeiterin, Madame Cotelte, um ihr Anweisungen über die Aufbewahrung des Aktiniums zu geben, mit dem sie nach den Ferien weitere Versuche anstellen wollte.

Die Untersuchungen, die Reise, der Klimawechsel erschöpften Marie. Dennoch fühlte sie sich wohl in der Einsamkeit der Berge und dem freundlichen Zimmer des Sanatoriums. Nur das immer höher steigende Fieber beunruhigte sie. War das Gallenleiden die Ursache? Der aus Genf herbeigerufene Professor Roch beruhigte sie. »Wir brauchen keine Operation vorzunehmen, Madame. Wir wollen es mit einer intensiven Behandlung versuchen.

Im Vorzimmer sagte er zu Eve: »Sie müssen mit dem Schlimmsten rechnen, Mademoiselle. Es ist nicht die Galle. Die Zahl der weißen und roten Blutkörperchen nimmt jäh ab. Es handelt sich um eine vehement verlaufende perniziöse Anämie – wahrscheinlich eine Folge der Strahlungsschäden.«

Tagelang lag das Fieber bei vierzig Grad. Marie fühlte, wie ihr Körper von innen ausgehöhlt wurde. In ihren Träumen flammten Erinnerungen auf, mischten sich mit den Gedanken an ihre Arbeiten und Pläne. Wenn sie erwachte, spürte sie die Mattigkeit ihrer Glieder, in denen ein mörderisches Feuer lohte. Aber ihre Gedanken blieben klar, und aufmerksam verfolgte sie selbst die Entwicklung ihrer Fieberkurve.

Am 3. Juli empfand sie eine große Erleichterung. Die Glut hitze in ihrem Innern ging zurück, das Fieber war gesunken. Mit zitternden Händen reichte sie Eve das Thermometer. Lächelnd nahm sie die Versicherung entgegen, daß der Rückgang der Temperatur das erste Anzeichen der Besserung bedeute.

Sie blickte durch das offene Fenster zu den Bergen, die im hellen Sonnenlicht glänzten. »Nicht die Medikamente haben mir geholfen – sondern das Land, die Höhenluft...« Leise und in sich gekehrt lauschte sie ihren Worten. Heiterkeit legte sich über ihre Augen. Langsam senkte sie ihre Lider.

Der Tag ging zu Ende. Alle wußten es, aber jeder versicherte schonend dem anderen, daß der Morgen nicht fern wäre. Gern hätte sie noch ihr Buch gedruckt gesehen. Der Titel sollte nur aus einem Wort bestehen: »Radioaktivität«. Dieser Begriff stand über ihrem Leben mit Pierre, an dessen Seite sie in wenigen Tagen ruhen würde.

Als die ersten Sonnenstrahlen die Bergspitzen erhellten und die Dämmerung in dem Sterbezimmer verdrängten, blieb Maries Herz stehen. Ihr Gesicht wirkte still und entschlossen.

»Man kann Madame Curie zu den Opfern des Radiums zählen«, sagte Professor Regaud. »Es handelt sich um eine schnell verlaufende, von Fieber begleitete perniziöse Anämie. Das Knochenmark hat nicht reagiert, anscheinend weil es durch andauernde Einwirkung der Strahlungen Veränderungen erlitten hatte.«

Zwei Tage nach ihrem Tod, am 6. Juli 1934, wurde Marie in der gleichen schlichten Weise wie Pierre beigesetzt. Nur die nächsten Verwandten, Freunde und Mitarbeiter begleiteten den Sarg. Maries Geschwister warfen eine Handvoll Erde, die sie aus Polen mitgebracht hatten, in das offene Grab.

Auf dem Stein waren unter dem Namen Pierres die Worte eingemeißelt worden:

Marie Curie-Sklodowska 1867–1934

Bilderverzeichnis

Bild 1: Pierre und Marie in dem Hangar, in dem sie das Polonium und Radium (1898–1902) entdeckten

Bild 2/3: Pierre und Marie Curie vor dem Beginn ihrer Forschung nach dem Radium, 1898

Bild 4: Pierre Curie als Student der Sorbonne im Alter von 19 Jahren, 1878

Bild 5: Pierre Curie mit seinen Eltern und mit seinem Bruder Jacques um 1885

Bild 6: Marie Sklodowska als Studentin der Sorbonne im Alter von 25 Jahren, 1892/93

Bild 7: Marie Sklodowska mit ihrem Vater und ihren Schwestern Bronia und Hela um 1885

Bild 8: Das Hochzeitsbild von Marie und Pierre, 26. Juli 1895

Bild 9: Pierre und Marie mit ihrer Tochter Irène und Pierres Vater um 1900

Bild 10: Der Hangar, in dem die Curies von 1898 bis 1904 die Wissenschaft von der Radioaktivität begründeten

Bild 11: Gartenseite des Hauses in Sceaux, in dem die Eltern Pierres wohnten. Marie und Pierre vor einem Ausflug um 1896

Bild 12: Pierre und Marie am Instrumententisch mit Monsieur Petit, ihrem freiwilligen Helfer, um 1900

Bild 13: Innenansicht des Hangars zur Zeit der Entdeckungsarbeiten um 1900 mit den wichtigsten Instrumenten

Bild 14: Zwei Seiten aus den Laboratoriums-Tagebüchern, die Pierre und Marie gemeinsam führten; links die Handschrift von Pierre, rechts die von Marie

Bild 15: Marie Curie in ihrem neuen Laboratorium im Jahre 1912 während einer Messung der Radioaktivität

Bild 16: Marie Curie während einer Vorlesung im Jahre 1912

Bild 17: Urkunde über die Verleihung des Nobelpreises aus dem Jahre 1903, mit dem Pierre und Marie Curie gemeinsam mit Henri Becquerel ausgezeichnet wurden

Bild 18: Urkunde über die Verleihung des Nobelpreises, den Marie Curie im Jahre 1911 erhielt. – Es war das erste Mal, daß einer Person der Nobelpreis zum zweiten Male verliehen wurde.

Bild 19: Marie und Irène Curie während der Bedienung einer Röntgenapparatur, mit der Verwundete untersucht wurden

Bild 20: Irène Curie 1916 unterwegs mit dem radiologischen Dienst, den ihre Mutter im ersten Weltkrieg aufgebaut hatte

Bild 21: Marie Curie und Albert Einstein während einer Bergwanderung 1925

Bild 22: Marie Curie vor dem neuerbauten Radium-Institut (Gartenseite) in der Rue Pierre Curie (seit 1967 Rue Pierre et Marie Curie) – nahe der Sorbonne und der Schule für Physik und Chemie in der Rue Lhomond – mit ihren Töchtern Irène und Eve, 1918

Bild 23: Marie Curie auf dem Wege zum Empfang eines der zahlreichen Ehrendokorate, die ihr von vielen Universitäten in der ganzen Welt verliehen wurden. Hier: USA 1921

Bild 24: Marie Curie-Sklodowska um 1925

**Bild 25: Eine der letzten Aufnahmen von Pierre Curie um
1905**

**Bild 26: Eines der zahlreichen Institutsgebäude, die unter der
Leitung von Irène und Frédéric Joliot-Curie in Orsey, einem
südlich von Paris gelegenen Vorort, in den fünfziger Jahren
errichtet wurden**

**Bild 27: Die Rückseite der Medaille, die anlässlich der einhun-
dertsten Wiederkehr des Geburtstages von Marie Curie-Sklo-
dowska in Frankreich geprägt wurde**

**Dem Archiv des Radium-Instituts in Paris und seiner Leiterin
Madame Bordry möchte ich herzlich für die großzügige Über-
lassung zahlreicher Bilder und Fotokopien sowie die Vermitt-
lung wertvoller Gespräche mit den Wissenschaftlern Pierre
Joliot, Madame Langevin u. a. danken.**

Inhalt

Pierre
5

Mania
95

Pierre und Marie
163

Madame Curie-Sklodowska
271

Bilderverzeichnis
328

© Mitteldeutscher Verlag, Halle-Leipzig · 1978

5. Auflage (2. Auflage im Mitteldeutschen Verlag)

Lizenz-Nr. 444-300/101/82 · 7001

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtausstattung: Heinz Holzgräbe

Satz: Offizin Andersen Nexö, Grafischer Großbetrieb, Leipzig

Druck: Druckhaus Aufwärts, Leipzig III/18/20 - 367/82

Buchbinderische Verarbeitung: Buchbinderei Südwest, Leipzig

Best.-Nr. 638 671 1

DDR 8,50 M